



Normegische  
Volks-Maerchen







# Norwegische Volksmärchen

Gesammelt von  
P. Asbjørnsen und Jörgen Moe

Eingeleitet von  
Herman Bang und Ludwig Tieck



---

Verlag von Hans Bondy  
Berlin W.

Titelzeichnung von Erik Magnussen, Kopenhagen  
Initialen von Lyonel Feininger, Paris

# Inhalt.

	Seite
Von Aschenbrödel, welcher die silbernen Enten, die Bettdecke und die goldne Harfe des Trollen stahl . . . . .	1
Der Gertrudsvogel . . . . .	6
Der Vogel Dam . . . . .	7
Die wortschlaue Prinzessin . . . . .	18
Der reiche Peter Krämer . . . . .	20
Aschenbrödel, der mit dem Trollen um die Wette aß . . . . .	31
Von dem Burschen, der zu dem Nordwind ging und das Mehl zurückforderte	34
Der Junge, der sich in einen Löwen, in eine Ameise und einen Falken verwandelte . . . . .	38
Die Jungfrau Maria als Gevatterin . . . . .	44
Die drei Prinzessinnen aus Witenland . . . . .	49
Es gibt noch mehr solche Weiber . . . . .	55
Einem jeden gefallen seine Kinder am besten . . . . .	60
Eine Freiergeschichte . . . . .	61
Die drei Mühmen . . . . .	62
Der Sohn der Witwe . . . . .	67
Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau . . . . .	76
Hähnchen und Hühnchen im Rufswald . . . . .	85
Der Bär und der Fuchs . . . . .	88
Warum der Bär einen Stumpffchwanz hat . . . . .	88
Wie der Fuchs den Bären ums Weihnachtseffen prellt . . . . .	89
Gudbrand vom Berge . . . . .	91
Kari Tråstaf . . . . .	96
Der Fuchs als Hirte . . . . .	109
Vom Schmied, den der Teufel nicht in die Hölle lassen durfte . . . . .	111
Der Hahn und die Henne . . . . .	117
Der Hahn, der Kuckuck und der Auerhahn . . . . .	118
Lillefort . . . . .	119
Die Puppe im Grase . . . . .	133
Das Käschchen auf Dovre . . . . .	136

	Seite
Soria-Moria-Schloß . . . . .	138
Der Herr Peter . . . . .	149
Der Bursch und der Teufel . . . . .	155
Die sieben Hüfen . . . . .	156
Gidske . . . . .	163
Der Meisterdieb . . . . .	168
Die drei Schwestern im Berge . . . . .	183
Von dem Riesen, der kein Herz im Leibe hatte . . . . .	189
Die Grimmschecke . . . . .	196
Die Lügenprobe . . . . .	206
Die drei Böcke Brausewind, die nach der Koppel gehen und sich fett machen wollten . . . . .	208
Das Huhn, das nach dem Doreffeld wollte, damit nicht die Welt vergehen sollte . . . . .	210
Der Mann, der das Haus beschicken sollte . . . . .	213
Däumerling . . . . .	216
Wohl getan und schlecht gelohnt . . . . .	218
Treu und Untreu . . . . .	221
Peter und Paul und Esben Aschenbrödel . . . . .	227
Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt . . . . .	232
Schmierbock . . . . .	237
Die Prinzessin auf dem gläsernen Berg . . . . .	241
Aase, das kleine Gänsemädchen . . . . .	251
Die zwölf wilden Enten . . . . .	255
Es hat keine Not mit dem, in welchem alle Weiber verliebt sind . . . . .	262
Hakon Borkenbart . . . . .	271
Die Meisterjungfrau . . . . .	279
Östlich von der Sonne und westlich vom Mond . . . . .	294



Normegens Meistern

Normegens Märchen



Digitized by the Internet Archive  
in 2015

## Einleitung



Als Ludwig Tieck vor fast zwei Menschenaltern die Einleitung schrieb, mit der er diese Märchen in die deutsche Lesewelt einführte, betonte er, der begeisterte Wortführer des Märchens, welcher seltsamen und mächtig veränderten Schicksalen die Märchendichtung in dem halben Jahrhundert, das er überblickte, unterworfen war.

Übersehen, unbekannt, verachtet oder vergessen, hatten die Märchen, die auf ihren tausendjährigen Wanderungen die Seele aller Völkerschaften und der Menschheit selbst spiegeln, aufs neue das Ohr der Tausende gewonnen und überall in allen Ländern lauschte man wieder ihrer ungekünstelten und naiven Weisheit.

Ludwig Tieck feierte vor sechzig Jahren mit Stolz und mit Recht den Sieg des Märchens.

Wer heute Asbjørnsens Norwegische Märchen liest und sich darein vertieft, dem wird unbedingt, wenn er über jenes halbe Jahrhundert zurückblickt, das verschwand, seit Ludwig Tieck bei ihrer Einführung in die deutschsprechende Welt den Siegeszug des Märchens feierte — der beispielelose Sieges-

zug Norwegens selbst in dem Bewußtsein Europas und der europäischen Literatur auffallen müssen.

Als Tieck seine einleitenden Worte zu diesem selben Märchen schrieb, wer kannte da Norwegen? Es war — im deutschen oder europäischen Bewußtsein — nicht viel mehr als ein geographischer Begriff, ein gleichgültiger Fleck auf dem Erdball; ein Fleck, allzufern und allzusehr in Nebel und halbe Nacht gehüllt, die seine unbekanntten Felsen verschleierten und sein Volk und dessen Leben völlig verbargen. Sicherlich war Norwegen nichts mehr.

Und jetzt.

Raum sind zwei Menschengeschlechter über die Erde gewandert und haben ihren Staub mit den Fußsohlen berührt, und Norwegens Erde, aus der Asbjørnsens Märchen hervorgegangen sind oder von der sie jedenfalls ihre Färbung bekommen haben, ist dem europäischen Bewußtsein für unsere Gedanken und für unsere Erkenntnis als das Land der Lebensschilderer einverleibt.

Dieses Wunder ist größer als irgend ein Märchenwunder.

Und doch ist es durch jene Mächtigen des Geistes erfüllt und wirklich geworden, die Weisheitsworte in des Vaterlandes nacktes Felsgestein säeten und für ihre Aussaat und ihr Werk die Bewunderung der Welt ernteten.

Denn wem von uns ist wohl jetzt Norwegen unbekannt oder fern?

Sein Name ist mit unseren Gedanken verwoben, dem seine Meister Nahrung und Wachstum gaben. Norwegen hatte einen Platz auf der Karte, einen übersehenen und nie bemerkten Platz. Henrik Ibsen, Björnsterne Björnson, Jonas Lie gaben ihm einen Platz im Herzen der Menschheit.

So große Macht hat noch die Dichtkunst und die Sackelträger der Menschheit.

Aber aus Norwegen sind sie entsprungen, die starken Führer.

Aus norwegischer Erde und aus norwegischem Geist — dem Geist und der Erde, deren Erstgeborener diese Märchen-  
dichtung Asbjörnssens ist. Diese Märchen sind als der unwillkürliche und erste Ausdruck der Besonderheit des norwegischen Volkes im Denken, in der Anschauung, in der Bewertung der menschlichen und der Lebenswerte emporgesproßt.

Ihre Fabel kam zuweilen gar weit her und sie wurde zum erstenmal in ferner Ferne erzählt, in jenem Indien, an unserer ersten Wiege. Aber die Fabel wurde von einem neuen Volksgeist umgestaltet, und sie stieg wie neu aus diesem starken und seltsamen Volkscharakter empor, der hoch im Norden, in der Halbnacht der Tage und dem Halbtage der Nächte die moderne Poesie neu beleben sollte.

Die Farbe, der Ton, die seltsamen Gesichte in diesen Abenteuern sind die erste Verkündigung der norwegischen Geistesbesonderheit.

Und ich wage es zu sagen, so entscheidend, so echt ist dieser Ausdruck für den norwegischen Geist, daß wer Asbjörnssens Märchen nicht kennt, auch Norwegen nicht kennt und seine großen Männer.

Denn diese Märchen sind das Volksgemüt selbst, aus dem sie erwachsen sind und die Quellen, aus denen sie getauft wurden.

Suche hier nicht nach Feen. Denn die Feen sind Kinder der Sonnenstrahlen, die nur selten in die Einöde fallen. Aber den Troll kannst du hier finden. Barsch, mit grimmigem Gesicht, der Besitzer einer bitteren und herben Weisheit —

zuweilen mit einer Laune, die des Lebens und der Menschen spottet, so wie tausendjährige Weisheit des Tages, des Landes und des Traumes spottet.

Den Willen kannst du hier finden. Den Willen, der sich aus karglichen Umständen Weg und Bahn bricht, aus Aschenbrödellos, aus Elend und Unbekanntheit, Weg und Bahn zum Königsthron. Die spitze Klugheit des Gedankens kannst du da finden, die des Geistes Schwert schleift und das Königreich gewinnt.

In dieser rauhen Luft des Märchens, durch die der Nordwind sauft, werden geheimnisvolle Schatten an dir vorbeigleiten — es sind Brands und Per Gynts Vorfäter, unter den verhüllenden Mänteln der Jahrhunderte verborgen. Und wenn Asbjörnfen dich — ein seltenes Mal — über lachende Fluren führt, dann ist es die Flur, aus der eines Tages Björnsterne Björnsons Erzählungen sprossen sollten. Aber siehst du das grimmige und dunkle Antlitz des Trolls selbst — dort gerade über dem Fels — dann ist es das seltsame Antlitz, das sich in Jonas Lies Seele spiegelte, als er mit der Macht des Genies seinen „Troll“ sah und schuf.

Wenn Asbjörnfen's Märchen jetzt abermals der weiten deutschen Welt vorgelegt werden, werden alle das verstehen. Man wird sehen, daß hier der Grund und das Erdreich für die den ganzen germanischen Geist umspannenden Werke ist, die sich so innig angeeignet zu haben, Deutschland zur Ehre gereicht.

Darum ist diese Ausgabe zeitgemäß.

Kinderscharen werden wieder über die schlichte und tief-sinnige Weisheit dieser Märchen, die so unzusammengesetzt und so tief ist wie die unerklärte Kinderseele selbst, lächeln und jauchzen.

Aber die Erwachsenen werden neue Belehrung über jenen Volksgeist suchen und finden, aus dem die großen Dichtersführer unserer Zeit hervorgegangen sind.

Die Varden, die wie im Märchen vom Aschenbrödel handelten, die dem Troll die silbernen Enten, die Bettdecke und die goldene Harfe stehlen, die vor allem zu singen vermochten, was zwischen Himmel und Erde war.

Die Vögel raubten sie Norwegens Unholden und sandten sie als weiße Gedanken über die Länder hin.

Die bunte Decke der Poesie raubten sie und verkleideten damit ihres Vaterlandes nackte Felsen, so daß alle staunten, die es sahen.

Die Harfe raubten sie und sangen alle Gedanken der Menschheit, so daß wir inne hielten und lauschten und erneut wurden.

Ihnen, Henrik Ibsen, Björnsterne Björnson, Jonas Lie — seien darum in dieser fremden Sprache ihres Vaterlandes Märchen geweiht.

Berlin, den 17. Februar 1908.

Herman Bang





Vor fünfzig Jahren etwa waren bei vielen ernsthaften, selbst gebildeten Leuten die Märchen, Erzählungen von Feen und seltsamen Erscheinungen von Gespenstern und Geistern in üblem Ruf. Die Geschichten der Tausend und Einen Nacht genossen bei poetischen Gemüthern einige Achtung, sie waren wenigstens von den Leihbibliotheken nicht ausgeschlossen. Die Erzählungen meiner Mutter Gans waren über ganz Europa verbreitet, doch nur in den Händen der Kinder. Einige Jahre früher hatte unser deutscher Musäus seine humoristischen Volksmärchen fast als stärkendes Mittel in die damals überflutende weichliche Sentimentalität hineingeworfen, und sie fanden allgemein Beifall, den sie auch bis jetzt sich erhalten haben, obgleich das poetische Element dieser alten Volksfagen und =dichtungen nicht selten durch Anspielungen auf ganz moderne Dinge und zu prosaische Zustände verfinstert ist. Man rechnete aber diese erotischen Pflanzen und Blumen nicht zur eigentlichen Literatur, und als ich um 1796 meine Versuche in dieser Art herausgab und uralte Geschichten in ein andres Gewand kleidete, wurde ich von vielen meiner Freunde und Wohlwollenden sehr ernsthaft getadelt.

Wie hat sich seitdem diese Gegend der Bücherwelt verwandelt! Eine ganze reiche Literatur dieser Märchen ist entstanden und aus allen Ländern der Erde zusammengetragen.

Viele von diesen Volks- und Kindermärchen sind durch Tradition und viele Jahre verwandelte und verderbte epische Gedichte und es ist interessant und rührend überraschend, wenn von Zeit zu Zeit im verschütteten Grunde der alte Baum noch grünend wiedergefunden

wird, den gedächtnislose Jahre in ein unkenntliches Straußchen zusammengetrocknet haben. Ergeht man sich in diesen Forschungen, so wird unser Sinn endlich verwirrt und schwindelnd, weil bei zu genauer Untersuchung Indien und Frankreich, Deutschland und Italien mit Island und dem Nordpol zusammenfließen. Alle Völker, alle Kinder haben sich von je an größeren und kleineren Märchen ergötzt, Kinder selbst haben manche erfunden, oder die sie hörten auf ihre Art nachgeahmt, andre, alte und junge Frauen haben diese auf ihre Art wieder umgebildet, und so findet der Suchende jetzt in allen Ländern zum Teil dieselben Sagen wieder, mehr oder minder vom Klima, dem Süden oder Norden gefärbt.

Und so nehme man auch diese Sammlung freundlich auf, diesen nordischen Strauß von Spätblumen und einigen seltsamen Pflanzen. Die interessantesten möchten wohl die Erzählungen sein, die von einem leichten gutmütigen Humor angefärbt sind. Wenn Aschenbrödel, Blaubart und manche ganz allgemein verbreitete Legenden oft und unter mancherlei Gestalten vorkommen, so lasse man sich auch die oft nicht bedeutende Variation gefallen und bei einfachen, natürlichen Kindern müßten die meisten dieser Geschichten Eingang und eine freundliche Aufnahme finden.

Immer in ähnlicher Gestalt mit zwei bis neun Köpfen erscheint der ungeschlachte, boshafte Riesengeist Troll. Um 1790, als W. v. Schlegel noch in Göttingen lebte, und sehr befreundet war mit unserm deutschen Dichterbürger, ergingen sich Lehrer und Schüler auch oft in den Wäldern nordischer Poesie. Damals war selbst unter Gelehrten in Dänemark und Schweden nicht viel Kunde von dieser Region und so bildete sich der poetische Bürger ein, unser deutsches Wort drollig sei von diesem schadenfrohen Nordgeiste abgeleitet und in diesem Glauben bildete Schlegel nachher in seinem Sommernachtstraum den Kobald Droll, statt des englischen alt-nationalen Puck, welcher freilich ein ganz anderer und mehr komischer Gesell ist, als diese Trollgeister sich zeigen. Schon vor vielen Jahren

tritt ich mit Schlegel über diesen (vielleicht unbedeutenden) Punkt, bis denn zu Maria Webers Oheron ein Engländer selbst seinem Puck ungetreu geworden ist, und diesen neu beförderten Geist Droll singen und sprechen läßt.

Meinen Dank dem kundigen Übersetzer, der mich diese Sagen hat kennen lernen und dessen Wunsch ich gern genügt habe, ein kleines einleitendes Wort dieser Sammlung vorzusetzen.

Potsdam, in den letzten Tagen des Oktober 1846.

E. Zieck.



## Von Aschenbrödel,

welcher die silbernen Enten, die Bettdecke und die goldene Harfe des Trollen stahl.



Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Als er starb, wollten die beiden ältesten in die Welt reisen, um ihr Glück zu versuchen; aber den jüngsten wollten sie gar nicht mit haben. „Du da,“ sagten sie, „taugst zu nichts anderm, als in der Asche zu wühlen, du!“ — „So muß ich denn allein gehen,“ sagte Aschenbrödel. Die beiden gingen und kamen zu einem Königsschloß; da erhielten sie Dienste, der eine beim Stallmeister, und der andere beim Gärtner. Aschenbrödel ging auch fort und nahm

einen großen Bactrog mit, das war das einzige, was die Eltern hinterlassen hatten, wonach aber die andern beiden nichts fragten; der Trog war zwar schwer zu tragen, aber Aschenbrödel wollte ihn doch nicht stehen lassen. Als er eine Zeitlang gewandert war, kam er ebenfalls zu dem Königsschloß, und dort bat er um einen Dienst. Sie antworteten ihm aber, daß sie ihn nicht brauchen könnten; da er indes so flehentlich bat, sollte er zuletzt die Erlaubnis haben, in der Küche zu sein und der Köchin Holz und Wasser zuzutragen. Er war fleißig und flink, und es dauerte nicht lange, so hielten alle viel von ihm; aber die beiden andern waren faul, und darum

bekamen sie oft Schläge und wenig Lohn und wurden nun neidisch auf Aschenbrödel, da sie sahen, daß es ihm besser ging.

Dem Königschloß gerade gegenüber, an der anderen Seite eines Wassers, wohnte ein Troll, der hatte sieben silberne Enten, die auf dem Wasser schwammen, so daß man sie von dem Schloß aus sehen konnte; die hatte sich der König oft gewünscht, und deshalb sagten die zwei Brüder zu dem Stallmeister: „Wenn unser Bruder wollte, so hat er sich gerühmt, dem König die silbernen Enten verschaffen zu können.“ Man kann sich wohl denken, es dauerte nicht lange, so sagte der Stallmeister es dem König. Dieser sagte darauf zu Aschenbrödel: „Deine Brüder sagen, du könntest mir die silbernen Enten verschaffen, und nun verlange ich es von dir.“ „Das habe ich weder gedacht, noch gesagt,“ antwortete der Bursch. „Du hast es gesagt,“ sprach der König, „und darum sollst du sie mir schaffen.“ — „Je nun,“ sagte der Bursch, „wenn's denn nicht anders sein kann, so gib mir nur eine Meze Roggen und eine Meze Weizen; dann will ich's versuchen.“ Das bekam er denn auch und schüttete es in den Backtrog, den er von Hause mitgenommen hatte, und damit ruderte er über das Wasser. Als er auf die andere Seite gekommen war, ging er am Ufer auf und ab und streute und streute, und endlich gelang es ihm, die Enten in den Trog zu locken und nun ruderte er, all was er nur konnte, wieder zurück.

Als er auf die Mitte des Wassers gekommen war, kam der Troll an und ward ihn gewahr. „Bist du mit meinen sieben silbernen Enten davongereift, du!“ fragte er. „Ja—a!“ sagte der Bursch. „Kommst du noch öfter, du!“ fragte der Troll. „Kann wohl sein,“ sagte der Bursch. — Als nun Aschenbrödel mit den sieben silbernen Enten zurück zu dem König kam, wurde er noch beliebter im Schloß, und der König selbst sagte, es wäre gut gemacht. Aber darüber wurden seine Brüder noch aufgebracht und noch neidischer auf ihn und verfielen nun darauf, zum Stallmeister zu sagen, jetzt hätte ihr Bruder sich auch gerühmt, dem König die Bettdecke des Trollen mit den silbernen und goldenen Rauten verschaffen zu können, wenn er bloß wolle; und der Stallmeister war auch diesmal nicht faul, es dem König zu berichten. Der König

sagte darauf zu dem Burschen, daß seine Brüder gesagt hätten, er habe sich gerühmt, ihm die Bettdecke des Trollen mit den silbernen und goldenen Rauten verschaffen zu können, und nun solle er es auch, oder sonst solle er das Leben verlieren. Aschenbrödel antwortete, das habe er weder gedacht, noch gesagt; da es aber nichts half, bat er um drei Tage Bedenkzeit. Als die nun um waren, ruderte Aschenbrödel wieder hinüber in dem Bactrog und ging am Ufer auf und ab und lauerte. Endlich sah er, daß sie im Berge die Bettdecke herabhängten, um sie auszulüften; und als sie wieder in den Berg zurückgegangen waren, erschnappte Aschenbrödel die Decke und ruderte damit zurück, so schnell er nur konnte. Als er auf die Mitte gekommen war, kam der Troll an und ward ihn gewahr. „Bist du es, der mir meine sieben silbernen Enten genommen hat?“ rief der Troll. „Ja—a!“ sagte der Bursch. „Hast du nun auch meine silberne Bettdecke mit den silbernen und goldenen Rauten genommen?“ — „Ja—a!“ sagte der Bursch. „Kommst du noch öfter, du!“ — „Kann wohl sein,“ sagte der Bursch. Als er nun zurück kam mit der goldenen und silbernen Decke, hielten alle noch mehr von ihm, denn zuvor, und er ward Bedienter beim König selbst. Darüber wurden die andern beiden noch mehr erbittert, und um sich zu rächen, sagten sie zum Stallmeister: „Nun hat unser Bruder sich auch gerühmt, dem König die goldene Harfe verschaffen zu können, die der Troll hat, und die von der Beschaffenheit ist, daß jeder, wenn er auch noch so traurig ist, froh wird, wenn er darauf spielen hört.“ Ja, der Stallmeister, der erzählte es gleich wieder dem König, und dieser sagte zu dem Burschen: „Hast du es gesagt, so sollst du es auch. Kannst du es, so sollst du die Prinzessin und das halbe Reich haben; kannst du es aber nicht, so sollst du das Leben verlieren.“ — „Ich habe es weder gedacht noch gesagt,“ antwortete der Bursch, „aber es ist wohl kein anderer Rat, ich muß es nur versuchen; doch sechs Tage will ich Bedenkzeit haben.“ Ja, die sollte er haben; aber als sie um waren, mußte er sich aufmachen. Er nahm nun einen Lattenspiker, einen Birkenpflock und einen Lichtstumpf in der Tasche mit, ruderte wieder über das Wasser und ging dort am Ufer auf und ab und lauerte. Als der Troll

heraus kam, und ihn gewahr ward, fragte er: „Bist du es, der mir meine sieben silbernen Enten genommen hat?“ — „Ja—a!“ antwortete der Bursch. „Du bist es, der mir auch meine Decke mit goldenen und silbernen Kauten genommen hat?“ fragte der Troll. „J—aa!“ sagte der Bursch. Da ergriff ihn der Troll und nahm ihn mit sich in den Berg. „Nun, meine Tochter,“ sagte er, „nun hab’ ich ihn, der mir meine silbernen Enten und meine Bettdecke mit den silbernen und goldenen Kauten gestohlen hat; setz’ ihn jetzt in den Maststall, dann wollen wir ihn schlachten, und unsere Freunde bitten.“ Dazu war die Tochter sogleich bereit, und sie setzte ihn in den Maststall, und da blieb er nun acht Tage lang und bekam das beste Essen und Trinken, das er sich wünschen konnte, und so viel er nur wollte. „Geh nun hin,“ sagte der Troll zu seiner Tochter, als die acht Tage um waren, und schneide ihn in den kleinen Finger, dann werden wir sehen, ob er schon fett ist.“ Die Tochter ging sogleich hin. „Halt mal deinen kleinen Finger her!“ sagte sie; aber Aschenbrödel steckte den Lattenspiker heraus, und in den schnitt sie. „Ach nein, er ist noch hart wie Eisen,“ sagte die Trolltochter, als sie wieder zu ihrem Vater kam, „noch können wir ihn nicht schlachten.“ Nach acht Tagen ging es wieder eben so, nur das Aschenbrödel jetzt den Birkenpflock heraussteckte. „Ein wenig besser ist er,“ sagte die Tochter, als sie wieder zu dem Trollen kam, „aber noch war er hart zu kauen, wie Holz.“ Acht Tage danach sagte der Troll wieder, die Tochter solle hingehen und zusehen, ob er jetzt nicht fett genug wäre. „Halt mal deinen kleinen Finger her!“ sagte die Tochter, als sie zum Maststall gekommen war. Nun hielt Aschenbrödel den Lichtstumpf hin. „Jetzt geht’s an,“ sagte sie. „Haha!“ sagte der Troll, „so reise ich fort, um Gäste zu bitten; inmittlerweile sollst du ihn schlachten und die eine Hälfte braten und die andere Hälfte kochen.“ Als der Troll nun gereist war, fing die Tochter an, ein großes langes Messer zu schleifen. „Sollst du mich damit schlachten?“ fragte der Bursch. „Ja, du,“ sagte die Trolltochter. „Aber es ist nicht scharf,“ sagte der Bursch, „ich muß es dir nur schleifen, damit du mich desto leichter ums Leben bringen kannst.“ Sie gab ihm nun das Messer, und er fing an zu schleifen und zu wegen. „Laß



es mich jetzt an deiner Haarflechte probieren," sagte der Bursch, „ich glaube, es wird nun gut sein.“ Das erlaubte sie ihm denn auch; aber sowie Aschenbrödel die Haarflechte ergriff, bog er ihr den Kopf zurück und schnitt ihr den Hals ab — und kochte dann die eine Hälfte und bratete die andere und trug es auf den Tisch. Darauf zog er die Kleider der Trolldirne an und setzte sich in die Ecke hin. Als der Troll mit den Gästen nach Hause kam, bat er die Tochter — denn er glaubte, daß sie es wäre — sie möchte doch auch kommen, und mitessen. „Nein," antwortete der Bursch, „ich will kein Essen haben, ich bin so betrübt.“ — „Du weißt ja Rat dafür," sagte der Troll, „nimm die goldene Harfe und spiele darauf.“ — „Ja, wo ist die nun?" sagte der Bursch wieder. „Du weißt es ja wohl, du hast sie ja zuletzt gebraucht; dort hängt sie ja über der Thür," sagte der Troll. Der Bursch ließ sich das nicht zweimal sagen; er nahm die Harfe und ging damit aus und ein und spielte; aber wie er so im besten Spielen war, schob er plötzlich den Bocktrog hinaus ins Wasser und ruderte damit fort, daß es nur so sauste. Nach einer Weile dächte es dem Trollen, die Tochter bliebe gar zu lange draußen, und er ging hin, sich nach ihr umzusehen; da sah er aber den Burschen in dem Trog weit weg auf dem Wasser. „Bist du es, der mir meine sieben silbernen Enten genommen hat?" rief der Troll. „Ja!" sagte der Bursch. „Du bist es, der mir auch meine Decke mit silbernen und goldenen Rauten genommen hat?" „Ja!" sagte der Bursch. „Hast du mir nun auch meine goldene Harfe genommen, du?" schrie der Troll. „Ja, das hab' ich," sagte der Bursch. „Hab' ich dich denn nicht gleichwohl verzehrt?" „Nein, das war deine Tochter, die du verzehrtest," antwortete der Bursch. Als der Troll das hörte, ward er so arg, daß er barst. Da ruderte Aschenbrödel zurück und nahm einen ganzen Haufen Gold und Silber mit, so viel der Trog nur tragen konnte, und als er nun damit zurückkehrte, und auch die goldene Harfe mitbrachte, bekam er die Prinzessin und das halbe Reich, so wie der König es ihm versprochen hatte. Seinen Brüdern aber tat er immer wohl; denn er glaubte, sie hätten nur sein Bestes gewollt mit dem, was sie gesagt hatten.

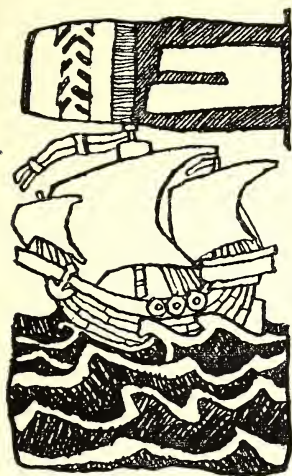
## Der Gertrudsvogel.



Is unser Herr Christus und St. Petrus noch auf Erden einherwandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog stand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rote Mütze auf. Da beide den Tag über schon weit gegangen und daher sehr hungrig waren, bat der Herr Christus die Frau um ein Stückchen Brot. Ja, das sollte er haben, sagte sie und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus; aber da ward es so groß, daß es den ganzen Backtrog anfüllte. Nein, das war

allzu groß, das konnte er nicht bekommen. Sie nahm nun ein kleineres Stück; aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das drittemal nahm sie ein ganz, ganz kleines Stück; aber auch diesmal ward es wieder zu groß. „Ja, so kann ich euch nichts geben,“ sagte Gertrud, „ihr müßt daher ohne Mundschmack wieder fortgehen; denn das Brot wird ja immer zu groß.“ Da ereiferte sich der Herr Christus und sprach: „Weil du ein so schlechtes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brot gönnst, so sollst du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter zu trinken sollst du haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog oben zum Schornstein hinaus; und noch den heutigen Tag sieht man sie herumfliegen mit einer roten Mütze auf dem Kopfe und schwarz über den ganzen Leib; denn der Ruß im Schornstein hatte sie geschwärzt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und piept immer, wenn es regnen will; denn sie ist beständig durstig.

## Der Vogel Dam.



Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, und von denen hielt er so viel, daß er sie nie aus den Augen ließ, aber jeden Mittag, wenn der König schlief, gingen die Prinzessinnen spazieren. Einstmals da der König wieder seinen Mittagsschlummer hielt, und die Prinzessinnen, wie gewöhnlich, spazieren gegangen waren, geschah es, daß sie nicht zurückkehrten, sondern ausblieben. Da entstand große Sorge und Betrübniß im ganzen Land; aber am betrübtesten von allen war der König. Er sandte Boten aus durch sein ganzes Reich und in viele fremde Länder und ließ sie nachsuchen und ihnen nachläuten mit allen Glocken über das ganze Land, aber die Prinzessinnen waren fort und blieben fort, so daß niemand wußte, wo sie gestoben oder geflogen waren. Da konnte man denn wohl begreifen, daß sie von irgend einem Trolle entführt sein mußten. Das Gerücht hiervon verbreitete sich bald von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und endlich gelangte es auch zu einem König, der in einem Lande weit, weit weg wohnte und zwölf Söhne hatte. Als die Söhne von den zwölf Königstöchtern erzählen hörten, baten sie ihren Vater um Erlaubnis, reisen zu dürfen, um die Prinzessinnen aufzusuchen. Der alte König aber wollte anfangs nichts davon wissen; denn er fürchtete, daß er dann die Söhne niemals wiedersehen möchte; aber die Prinzen fielen ihm zu Füßen und baten ihn so lange, bis er endlich nachgab und sie reisen ließ. Er rüstete nun ein Schiff für sie aus und setzte zum Steuermann über dasselbe den Ritter Röd, der zu Wasser wohl erfahren war. Lange Zeit segelten sie nun umher und forschten in allen Ländern, wohin sie kamen, nach den Prinzessinnen; aber sie entdeckten keine Spur von ihnen. Es fehlten jetzt nur noch wenig

Tage, so hatten sie schon sieben Jahre gesegelt. Da entstand eines Tages ein heftiger Sturm und ein solches Unwetter, daß sie glaubten, sie würden nimmer wieder ans Land kommen, und alle mußten in einem fort arbeiten, so daß kein Schlaf in ihre Augen kam, so lange das böse Wetter anhielt. Aber am dritten Tage legte sich der Sturm, es ward auf einmal ganz still. Alle waren nun von der Arbeit und dem schlimmen Wetter so müde geworden, daß sie sogleich einschliefen; nur der jüngste Prinz hatte keine Ruhe und konnte nicht schlafen. Während er nun auf dem Verdeck hin- und herging, trieb das Schiff an eine Insel, und auf der Insel lief ein Hündchen am Ufer und bellte und winselte gegen das Schiff an, als ob es hinauf wolle. Der Königssohn pfiß und lockte das Hündchen an sich; aber es konnte nicht zu ihm kommen und bellte und winselte nur um so mehr. Dem Prinzen dächte, es wäre Sünde, das Hündchen dort unkommen zu lassen, das, wie er glaubte, von einem Schiff sei, welches in dem Sturm untergegangen wäre; aber er wußte nicht, wie er ihm helfen solle, da er sich nicht imstande glaubte, das Boot allein auszusetzen; denn alle die andern schliefen, und er wollte sie nicht gern wegen des Hundes aufwecken. Aber das Wetter war so klar und so still; da dachte er denn, du mußt es doch versuchen, ob du das Tierchen nicht retten kannst, und er machte sich daran, das Boot auszusetzen, und es ging damit leichter, als er geglaubt hatte. Er ruderte nun ans Land und ging auf das Hündchen zu; aber so oft er es greifen wollte, sprang es zur Seite und lockte so den Prinzen immer weiter fort, bis dieser, eh' er es gewahr ward, sich in einem großen prächtigen Schlosse befand. Da verwandelte sich das Hündchen plötzlich in eine schöne Prinzessin. Auf der Bank aber saß ein Mann, so groß und so häßlich, daß der Prinz darüber erschrak. „Du brauchst nicht bange zu sein,“ sagte der Mann; — aber der Prinz erschrak noch mehr, als er seine Stimme hörte — „ich weiß wohl, was du willst. Es sind eurer zwölf Prinzen, die suchen die zwölf verloren gegangenen Prinzessinnen. Ich weiß aber wohl, wo sie sind: Sie sind bei meinem Herrn; da sitzen sie jede auf ihrem Stuhl und krauen ihn, denn er hat zwölf Köpfe. Nun seid ihr sieben Jahre lang umhergesegelt, aber ihr werdet noch sieben Jahre dazu





segeln müssen, eh' ihr sie findet. Was dich betrifft, so könntest du gern hier bleiben, und meine Tochter bekommen; aber du mußt erst meinen Herrn töten, denn er ist sehr strenge gegen uns, so daß wir seiner längst überdrüssig sind; und wenn er tot ist, werde ich König an seiner Stelle. Versuche aber nun, ob du dieses Schwert zu schwingen vermagst," sagte der Troll. Der Königssohn wollte ein rostiges Schwert ergreifen, das an der Wand hing, aber er konnte es nicht vom Fleck rühren. „So mußt du dir einen Schluck aus dieser Flasche nehmen," sagte der Troll. Als der Prinz das getan hatte, konnte er das Schwert von der Wand nehmen, und als er noch einen Schluck genommen hatte, konnte er es aufheben; und als er endlich noch einen Schluck genommen hatte, konnte er es mit solcher Leichtigkeit schwingen, als wär' es sein eigenes gewesen. „Wenn du nun wieder an Bord kommst," sagte der Trollprinz, „so mußt du das Schwert in deine Kojе verstecken, damit der Ritter Röd es nicht zu sehen bekommt. Er ist zwar nicht imstande, es zu schwingen, aber er wird dich dann hassen und dir nach dem Leben trachten. Wenn sieben Jahre um sind, bis auf drei Tage," sagte er weiter, „dann wird es wieder ebenso gehen, wie jetzt; es kommt dann wieder ein gewaltiges Unwetter mit Sturm und Hagel über euch, und wenn das vorüber ist, werden alle müde sein und sich in ihre Kojen legen; du mußt aber dann das Schwert nehmen und ans Land rudern; alsdann gelangst du zu einem Schloß, wo lauter Wölfe, Bären und Löwen als Schildwachen stehen; aber du brauchst dich nicht vor ihnen zu fürchten, denn sie werden dir alle zu Füßen kriechen. Sobald du darauf in das Schloß gekommen bist, siehst du den Räuber in einem prächtig geschmückten Zimmer sitzen; aber zwölf Köpfe hat er, und die Prinzessinnen sitzen jede auf ihrem Stuhl und frauen ihn, und da kannst du dir wohl vorstellen, daß ihnen solche Arbeit nicht gefällt. Danach mußt du dich beeilen und ihm den einen Kopf nach dem andern abhauen, eh' er aufwacht; denn geschieht das, so frißt er dich lebendig auf." Der Königssohn ging nun mit dem Schwert wieder an Bord und vergaß nicht, was ihm der Troll gesagt hatte. Die andern lagen noch alle und schliefen; er aber versteckte das Schwert in seine Kojе, so daß weder der Ritter

Rödd, noch sonst jemand von ihnen es bemerkte. Nun fing es wieder an zu wehen; da weckte der Prinz die andern auf und sagte, es könne nicht angehen, daß sie noch länger da lägen und schliefen, da sie jetzt einen so guten Wind bekommen hätten. Niemand von ihnen hatte bemerkt, daß er weg gewesen war. Die Zeit verstrich allmählich, und der Prinz dachte immer an das Abenteuer, das er bestehen sollte, zweifelte aber an dem glücklichen Ausgang. Als nun die sieben Jahre bis auf drei Tage um waren, geschah es ganz, wie der Trollprinz ihm gesagt hatte. Es entstand ein heftiges Unwetter, das hielt drei Tage lang an, und als das vorüber war, wurden alle von der anstrengenden Arbeit müde und legten sich in ihren Kojen schlafen. Der jüngste Königssohn aber ruderte ans Land, und die Wachen krochen ihm zu Füßen, und so gelangte er ins Schloß. In einem der Zimmer saß der König und schlief, wie ihm der Trollprinz gesagt hatte, und die zwölf Prinzessinnen saßen jede auf ihrem Stuhl und krauten jede einen Kopf. Der Königssohn winkte den Prinzessinnen, daß sie sich entfernen sollten; sie zeigten aber auf den Trollen und winkten ihm wieder, er solle schnell fortgehen; der Königssohn aber gab ihnen durch Mienen und Gebärden zu verstehen, daß er sie befreien wolle; endlich merkten sie denn seine Absicht und entfernten sich leise eine nach der andern. Nun sprang der Prinz schnell hinzu und hieb dem Trollkönig die zwölf Köpfe ab, so daß das Blut wie ein großer Bach strömte. Als der Troll getödtet war, ruderte der Prinz wieder nach dem Schiff zurück und verbarg das Schwert. Es däuchte ihm, daß er jetzt genug getan hätte, und da er den Leichnam nicht allein aus dem Schloß schaffen konnte, so wollte er, daß die andern ihm helfen sollten. Er weckte sie daher auf und sagte, es wäre eine Schande, daß sie da liegen sollten und schlafen, während er die Prinzessinnen gefunden und sie von dem Trollen befreit hätte. Da lachten die andern über ihn und sagten, er hätte wohl eben so gut geschlafen, als sie alle, und es hätte ihm bloß geträumt, daß er ein solcher Held wäre; denn wenn irgend jemand die Prinzessinnen sollte befreit haben, so wäre es doch weit wahrscheinlicher, daß einer von ihnen es getan hätte, als er. Aber der Königssohn erzählte ihnen, wie sich alles zugetragen hätte, und als sie ans Land fuhren



und zuerst den Blutbach erblickten und danach das Schloß und den Trollen und die zwölf Köpfe und die Prinzessinnen, da sahen sie wohl, daß er die Wahrheit geredet, und halfen ihm nun die Köpfe und den ganzen Kumpf in die See werfen. Alle waren nun fröhlich und guter Dinge; aber keiner war froher, als die Prinzessinnen, die nun nicht mehr nötig hatten, den ganzen Tag über da zu sitzen und den Trollen zu läusen. Von all dem Gold und Silber und dem kostbaren Gerát, das sich im Schlosse vorfand, nahmen sie so viel mit, als das Schiff nur tragen konnte, darauf gingen alle an Bord, die Prinzen mitsamt den Prinzessinnen. Als sie aber eine Strecke weit in die See hinausgekommen waren, sagten die Prinzessinnen, daß sie in der Freude ihre goldnen Kronen vergessen hätten, die in einem Schrank auf dem Schlosse lägen, und die wollten sie doch gerne mit haben. Da nun keiner von den übrigen sie holen wollte, sagte der jüngste Königssohn: „Hab' ich schon so viel gewagt, so kann ich auch wohl die goldnen Kronen holen, wenn ihr nur die Segel herablassen und so lange warten wollt, bis ich wiederkomme.“ Ja, das wollten sie, sie wollten die Segel herablassen und so lange warten, bis er wieder käme. Als aber der Prinz so weit von dem Schiff ab war, daß sie ihn nicht mehr sehen konnten, sagte der Ritter Rdd, der gern selber der Vornehmste sein und die jüngste Prinzessin haben wollte, es könne nichts nützen, daß sie da still lägen und auf ihn warteten; denn das könnten sie sich wohl denken, daß er doch nicht zurückkehren würde; sie wüßten überdies, sagte er, daß der König ihm (dem Ritter Rdd) die Vollmacht gegeben hätte, zu segeln wann und wohin er wolle, und nun sollten sie sagen, er sei es, der die Prinzessinnen befreit hätte, und wenn jemand anders sagte, dann solle er das Leben verlieren. Die Prinzen wagten nicht, anders zu tun, als der Ritter Rdd ihnen befohlen hatte, und sie segelten nun weiter. Inmittlelweile ruderte der jüngste Königssohn ans Land und ging auf das Schloß, wo er auch sogleich den Schrank mit den goldnen Kronen fand; und er mühte sich so lange ab, bis es ihm gelang, denselben ins Boot zu schaffen. Als er nun aber in die See hinausgekommen war, konnte er nirgends das Schiff erblicken. Er sah sich um nach allen Seiten; aber von dem Schiff

war keine Spur zu sehen; da merkte er denn wohl, wie es zugegangen war. Ihnen nachzurudern konnte nichts helfen, und er mußte daher umkehren und ans Land zurückrudern. Er fürchtete sich zwar, die Nacht allein im Schlosse zuzubringen, aber es war nun einmal kein anderer Rat. Er faßte daher Mut, verschloß alle Thüren und Pforten und legte sich in einem Zimmer, wo ein aufgemachtes Bett stand, schlafen. Aber angst und bange war er, und er ward es noch mehr, als es nach einer Weile anfing, oben im Dach und in den Wänden zu knacken und zu krachen, als ob das ganze Schloß bersten wolle. Auf einmal raschelte es neben sein Bett nieder wie ein ganzes Fuder Heu. Bald darauf aber hörte er eine Stimme, die rief ihm zu, er solle sich nicht fürchten.

Der Vogel Dam ist hier,  
Wo du nicht kannst, da hilft er dir,

sprach die Stimme, und dann sagte sie: „Wenn du morgen aufwachst, mußt du sogleich in die Vorratskammer gehen und vier Tonnen Roggen für mich zum Frühstück holen; die muß ich erst zu Leibe haben, denn sonst kann ich nichts für dich tun.“ — Als der Prinz am andern Morgen aufwachte, erblickte er neben seinem Bett einen entsetzlich großen Vogel, der hatte eine Feder im Nacken, die war so groß wie eine halb ausgewachsene Lanne. Der Königssohn ging nun in die Vorratskammer und holte vier Tonnen Roggen für den Vogel Dam. Als dieser sein Frühstück zu Leibe hatte, sagte er zu dem Königssohn, „er solle ihm nun den Schrank mit den goldenen Kronen an der einen Seite um den Hals hängen und so viel Gold und Silber nehmen, daß es den Schrank aufwöge, und es ihm an der andern Seite um den Hals hängen und dann solle er sich ihm auf den Rücken setzen und sich nur gut an der Nackenfeder festhalten.“ Als der Prinz das getan hatte, ging es in einem Sausen fort durch die Luft und es dauerte nicht lange, so waren sie über dem Schiff. Der Königssohn wollte gern an Bord, um das Schwert zu holen, das, wie der Troll ihm gesagt hatte, die andern nicht sehen dürften; aber der Vogel sagte zu ihm, „das könne nicht angehen;“ „der Ritter Röd wird es nicht zu sehen bekommen,“ sagte er, „kommst du aber an Bord, so trachtet er dir nach dem Leben, denn er will gern die

jüngste Prinzessin haben; aber für die kannst du ganz ruhig sein, denn sie legt jede Nacht ein bloßes Schwert vor sich ins Bett.“ — Endlich und zuletzt kamen sie bei dem Trollprinzen an und da wurde nun der Königssohn so wohl aufgenommen, daß es gar nicht zu sagen ist. Der Trollprinz wußte nicht, was er ihm all für Gutes erzeigen sollte, weil er seinen Herrn getödtet und ihn zum König gemacht hatte. Er hätte dem Königssohn gern seine Tochter und das halbe Reich dazu gegeben; aber der war nun einmal so in die jüngste von den Prinzessinnen verliebt, daß er nur an sie dachte und durchaus wieder fort wollte. Aber der Troll bat ihn, sich noch eine Zeitlang zu gedulden und sagte, daß die andern beinahe noch sieben Jahre zu segeln hätten, ehe sie wieder nach Hause kämen. Von der Prinzessin sagte der Troll dasselbe, was der Vogel Dam gesagt hatte. „Für die,“ sagte er, „kannst du ganz ruhig sein, denn sie legt immer ein bloßes Schwert vor sich ins Bett. Und wenn du mir nicht glauben willst, so kannst du an Bord gehen, wenn sie hier vorüber segeln, und dich selbst davon überzeugen und mir dann zugleich das Schwert wiederbringen, denn wieder haben muß ich es, durchaus.“ — Als nun nach sieben Jahren die andern dort vorüber segelten, war es vorher wieder ein heftiges Unwetter gewesen und wie der Königssohn an Bord kam, schlofen sie alle insgesamt. Der Königssohn nahm nun das Schwert und ruderte wieder aus Land, ohne daß jemand es bemerkt hatte, daß er an Bord gewesen war. — Der Prinz war indessen beständig unruhig und wollte immer wieder fort und als endlich die sieben Jahre zu Ende gingen und nur noch drei Wochen fehlten, sagte der Trollkönig zu ihm: „Nun kannst du dich zur Reise fertig machen, da du doch einmal nicht bei uns bleiben willst. Ich will dir ein eisernes Boot leihen, das geht von selbst auf dem Wasser, wenn du bloß sagst, „Boot, geh vorwärts!“ Im Boote liegt ein eiserner Kloben und den Kloben sollst du ein wenig in die Höhe heben, wenn du das Schiff gerade vor dir siehst; dann bekommen sie einen solchen Fahrwind, daß sie vergessen, sich nach dir umzusehen. Wenn du dann neben das Schiff kommst, sollst du den Kloben noch einmal aufheben; alsdann wird es ein solcher Sturm, daß sie wohl etwas

andres zu tun bekommen, als nach dir auszugucken. Und wenn du zu ihnen nun vorbei gekommen bist, sollst du den Kloben zum dritten Mal in die Höhe heben; aber du mußt ihn immer wieder vorsichtig niederlegen, denn sonst wird es ein solches Wetter, daß sowohl du als die andern darin umkommen. Sobald du nachher ans Land gekommen bist, brauchst du dich nicht weiter um das Boot zu bekümmern, sondern schieb es dann nur umgewendet in die See und sprich: „Boot, geh wieder nach Hause!“ — Als der Prinz nun abreiste, bekam er soviel Gold und Silber und andre Kostbarkeiten und Kleider und Leinenzeug mit, daß die Prinzessin während der langen Zeit, die er auf der Insel zugebracht, für ihn genäht hatte, so daß er viel reicher war, als irgend einer von seinen Brüdern. Kaum hatte er sich nun ins Boot gesetzt und gesagt: „Boot, geh vorwärts!“ so ging das Boot fort. Und als er das Schiff gerade vor sich erblickte, hob er den Kloben ein wenig in die Höhe; da bekamen sie einen solchen Fahrwind, daß sie vergaßen, sich nach ihm umzusehen. Als er darauf neben das Schiff kam, hob er den Kloben noch einmal in die Höhe und da ward es ein solcher Sturm und ein solches Wetter, daß der weiße Schaum rund um das Schiff stand, und die Wellen über das Verdeck hinschlugen, so daß sie etwas andres zu tun bekamen, als nach ihm auszugucken. Und als er ihnen nun vorbei gekommen war, hob er den Kloben zum dritten Mal auf, und da bekamen sie so reichlich zu tun, daß sie gar keine Zeit hatten, sich nach ihm umzusehen. Er kam weit, weit früher ans Land, als das Schiff, und als er alle seine Sachen aus dem Boote geschafft hatte, kehrte er es um, schob es hinaus in die See und sprach: „Boot, geh wieder nach Hause!“ und da ging das Boot wieder fort.

Der Königssohn kleidete sich nun als Seemann aus — ob der Trollkönig ihm das geraten hatte, oder ob es seine eigene Erfindung war, das muß ich ungesagt lassen — und begab sich nach einer armseligen Hütte zu einer alten Frau, zu der sagte er, er wäre ein armer Matrose, der auf einem Schiff gewesen, das untergegangen sei, und er wäre der einzige von der ganzen Mannschaft, der sich gerettet hätte, und dann bat er sie, ihn nebst den Sachen, die er geborgen, bei sich beherbergen zu wollen. „Ach, Gott, helf' mir!“

sagte die Frau, „ich kann niemandem Herberge geben. Ihr seht wohl, wie es hier beschaffen ist; ich habe nicht einmal Betten, worauf ich selbst liegen kann, viel weniger noch für andere.“ Ja, das wäre einerlei, sagte der Seemann, wenn er bloß ein Dach über dem Kopfe hätte, dann wär's ihm ganz gleich, wo er läge. Ein Obdach konnte sie ihm nicht versagen, wenn er so damit fürlieb nehmen wolle, wie sie's hätte. — Am Abend brachte der Seemann seine Sachen in die Hütte, und sogleich begann die Alte, die gern etwas neues zu erzählen haben wollte, zu fragen, was für einer er wäre, wo er wohl her sei, wo er gewesen, und wo er hin wolle, was das für Sachen wären, die er bei sich hätte, in welchem Geschäft er reiste, und ob er nichts von den zwölf Prinzessinnen gehört hätte, die vor vielen lieben Jahren verschwunden wären, und dergleichen mehr, so daß es zu weitläufig sein würde, es alles zu erzählen. Der Seemann sagte aber, er befände sich so schlecht und hätte solche Kopfschmerzen von dem entsetzlichen Wetter, das da regieret hätte, daß er sich auf keine Sache recht besinnen könne; sie möchte ihm nur noch einige Tage Ruhe lassen, bis er sich von der schweren Arbeit, die er während des schlimmen Wetters gehabt, etwas erholt hätte, dann solle sie nachher schon alles erfahren. Den andern Tag begann die Frau aufs neue zu fragen und ihn auszuforschen; aber der Seemann hatte noch solche Kopfschmerzen von dem bösen Wetter, daß er sich auf keine Sache recht besinnen konnte; doch ließ er so von ungefähr ein Wort fallen, als wüßte er wohl etwas von den Prinzessinnen. Sogleich lief die Alte mit dieser Neuigkeit fort zu allen Klatschweibern rund umher, und nun kam die eine nach der anderen gerannt und fragte nach den Prinzessinnen, ob der Seemann sie gesehen hätte, ob sie bald kämen, ob sie schon auf der Reise wären usw. Der Seemann hatte aber immer noch Kopfschmerzen von dem bösen Wetter, so daß er nicht auf alles Bescheid geben konnte; aber so viel sagte er doch, daß, wenn die Prinzessinnen nicht Schiffbruch gelitten hätten in dem heftigen Sturm, sie dann wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher ankommen würden; er könne aber, fügte er hinzu, nicht mit Gewißheit sagen, ob sie noch am Leben wären; er hätte

sie zwar gesehen, sie könnten aber wohl nachher in dem bösen Wetter umgekommen sein. Sogleich lief eins von den Klatschweibern zu dem Königsschloß und erzählte dort, es wäre in der Hütte bei der und der Frau ein Seemann, der hätte die Prinzessinnen gesehen, und hätte gesagt, sie würden wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher ankommen. Als der König dies hörte, schickte er zugleich zu dem Seemann und ließ ihm sagen, daß er zu ihm kommen und ihm die Sache selbst berichten solle. Der Matrose sagte: „Ich habe nicht solche Kleider und sehe nicht so aus, daß ich zum König gehen kann!“ Der Bote aber sagte, er solle nur kommen, der König wolle und müsse ihn sprechen, einerlei, er möge nun so oder so aussehen; denn es wäre noch niemand da gewesen, der Nachrichten von den Prinzessinnen hätte bringen können. Da ging denn der Seemann endlich zu dem Schloß und trat zu dem König ein; der fragte ihn, ob es wahr wäre, daß er die Prinzessinnen gesehen. „Ja, das ist wahr,“ sagte der Seemann, „aber ich weiß nicht, ob sie noch am Leben sind; denn als ich sie sah, war es ein solches Unwetter, daß wir Schiffbruch litten. Wenn sie aber damals nicht untergegangen sind, so mögen sie wohl um vierzehn Tage, oder vielleicht noch etwas früher, kommen.“

Als der König das hörte, war er beinahe außer sich vor Freuden; und als es nun um die Zeit war, daß die Prinzessinnen, wie der Seemann gesagt hatte, kommen sollten, zog der König ihnen in vollem Staat entgegen an den Strand — und groß war die Freude über das ganze Land, als endlich das Schiff mit den Prinzessinnen und den Prinzen und dem Ritter Röd ankam. Die elf ältesten Prinzessinnen waren fröhlich und guter Dinge; aber die jüngste, die der Ritter Röd haben sollte, welcher sagte, daß er es sei, der die Prinzessinnen befreit und den Trollen getödtet hätte, war immer traurig und weinte unaufhörlich. Dem König wollte das gar nicht behagen, und er fragte sie daher, warum sie nicht auch so munter und vergnügt wäre, wie die anderen Prinzessinnen; sie hätte doch, meinte er, keine Ursache, betrübt zu sein, da sie nun von dem Trollen befreit wäre und einen Mann zum Gemahl haben solle, wie der Ritter Röd sei. Sie durfte aber nichts sagen; denn der



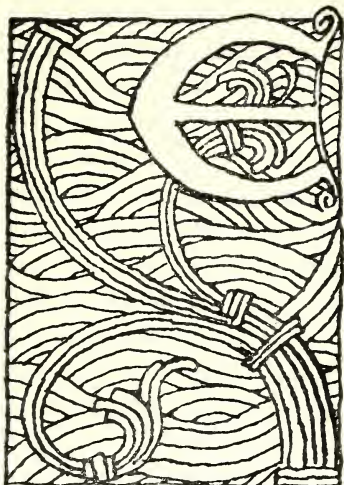




Ritter Röd hatte ja gedroht, wenn einer erzählen würde, wie sich alles wirklich zugetragen, dann wolle er ihn ums Leben bringen.

Als nun die Prinzessinnen eines Tages an ihrem Brautpug nähten, trat plöblich jemand in einer großen Matrosenjacke und einem Tabulettkasten auf dem Rücken zu ihnen ein und fragte, ob sie ihm keine Schmucksachen zu ihrer Hochzeit abkaufen wollten, er hätte, sagte er, außerordentlich seltene und kostbare Dinge von Gold und auch von Silber. — Ja, das könnte wohl möglich sein. Sie sahen die Waren an, und sie sahen ihn an; denn es wollte sie bedünken, sie sollten ihn und auch manche von den Sachen kennen, die er hatte. „Der so viel prächtige Schmucksachen hat,“ sagte endlich die jüngste Prinzessin, „könnte auch wohl etwas haben, das noch prächtiger und für uns noch passender wäre.“ — „Das wäre wohl möglich,“ sagte der Krämer. Aber die anderen tuschten sie und sagten, sie möchte doch bedenken, womit der Ritter Röd ihnen gedroht hätte. — Einige Zeit danach, als die Prinzessinnen eines Tages vor dem Fenster saßen, kam der Königssohn wieder in seiner großen Matrosenjacke und trug auf dem Rücken den Schrank mit den goldenen Kronen. Als er in den Schlosssaal eingetreten war, machte er den Schrank auf, und da nun die Prinzessinnen jede ihre goldene Krone wieder erkannten, sagte die jüngste: „Mir dünkt, es ist billig und recht, daß der, welcher uns befreit hat, den Lohn erhalte, der ihm zukommt, und das ist nicht der Ritter Röd, sondern der, welcher unsere goldenen Kronen brachte — der hat uns befreit.“ Da warf der Königssohn die Matrosenjacke ab und stand nun da, weit stattlicher als alle die anderen; und darauf ließ der König den Ritter Röd sogleich ums Leben bringen. Nun war die Freude erst recht groß im Königschloß; und jeder Prinz nahm seine Prinzessin und hielt mit ihr Hochzeit, so daß man sich in zwölf Königreichen davon zu erzählen hatte.

## Die wortschlaue Prinzessin.



Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so schlau und spitzfindig in Worten, daß keiner sie zum Schweigen bringen konnte. Da setzte der König einen Preis aus und ließ bekannt machen, daß der, welcher es könnte, die Prinzessin und das halbe Reich haben sollte. Drei Brüder, welche dies hörten, beschloßen, ihr Glück zu versuchen. Zuerst machten sich die beiden ältesten auf, die sich am klügsten dünkten, aber sie konnten nichts bei der Prinzessin ausrichten und mußten noch dazu mit

blauer Haut wieder abziehen. Danach machte sich Aschenbrödel auch auf. Als er eine Strecke weit gegangen war, fand er am Wege ein Weidenreis, das nahm er auf. Eine Strecke weiter fand er eine Scherbe von einer alten Schüssel, das nahm er auch auf. Als er noch etwas weiter gegangen war, fand er einen toten Star, und etwas danach ein krummes Bockshorn; ein wenig später fand er noch ein krummes Bockshorn, und als er über das Feld zum Königshof gehen wollte, wo Dünger ausgestreut lag, fand er darunter eine ausgegangene Schuhsohle. Alle diese Dinge nahm er mit sich zum Königsschloß, und damit trat er zu der Prinzessin ein. „Guten Tag!“ sagte er. „Guten Tag!“ sagte sie und verzog das Gesicht. „Kann ich nicht meinen Star gebraten kriegen?“ fragte er. „Ich bin bange, er birstet,“ antwortete die Prinzessin. „Oh, das hat keine Not, ich binde dieses

Weidenreis um," sagte der Bursch und nahm das Reis hervor. „Aber das Fett läuft heraus," sagte die Prinzessin. „Ich halte dies unter," sagte der Bursch und zeigte ihr die Scherbe von der Schüssel. „Du machst es mir so krumm, du!" sagte die Prinzessin. „Ich mach' es nicht krumm, sondern es ist schon krumm," sagte der Bursch und nahm das eine Horn hervor. „Nein, etwas ähnliches hab' ich noch mein Lebtag nicht geseh'n!" rief die Prinzessin. „Hier siehst du was ähnliches," sagte der Bursch und nahm das andre Bockshorn hervor. „Ich glaube, du bist ausgegangen, um mich zum Schweigen zu bringen," sagte die Prinzessin. „Nein, ich bin nicht ausgegangen, aber diese hier ist ausgegangen," sagte der Bursch und zeigte ihr die Schuhsohle. Hierauf wußte die Prinzessin nichts mehr zu antworten. „Nun bist du mein!" sagte der Bursch, und darauf erhielt er die Prinzessin und das halbe Königreich.

## Der reiche Peter Krämer.



Es war einmal ein Mann, den nannten die Leute den reichen Peter Krämer, weil er ehedem mit Kram im Lande umhergefahren und viel Geld verdient hatte, so daß er nun ein reicher Mann geworden war. Dieser reiche Peter Krämer hatte eine Tochter, die hielt er so kostbar, daß er alle Freier, die sich um sie bewarben, abwies; denn es schien ihm kein einziger gut genug für sie. Weil es nun so mit allen ging, kamen endlich gar keine mehr, und da nun die Jahre herankamen, befürchtete Peter, das Mädchen möchte zuletzt sitzen bleiben. „Es wundert mich,“ sprach er zu seiner Frau, „daß gar keine Freier mehr zu unsrer Tochter kommen, die doch so reich ist. Das müßte sonderbar zugehen, wenn sich nicht einer finden sollte, der sie haben wollte; denn Geld hat sie, und noch mehr bekommt sie. Ich glaube, ich muß mal zu den Sternguckern reisen und die fragen, wen sie haben soll; denn es kommt hier ja niemand.“ — „Wie können die Sterngucker dir das sagen?“ fragte die Frau. „Oh, das lesen sie alles in den Sternen,“ sagte der reiche Peter. Er steckte nun viel Geld zu sich und reiste damit zu den Sternguckern und bat sie, ihm doch den Gefallen zu tun und nach den Sternen zu gucken, und ihm dann zu sagen, was seine Tochter für einen Mann haben sollte. Die Sterngucker sahen nach den Sternen, aber sie sagten, daß sie nichts sehen könnten. Peter bat sie, noch

besser zuzusehen und es ihm ja zu sagen; er wolle ihnen auch viel Geld geben, sagte er. Die Sterngucker sahen nun besser zu, und darauf sagten sie, seine Tochter solle das Müllerkind heiraten, das eben jetzt in der Mühle, die gleich unten bei des reichen Peters Gehöft läge, zur Welt gekommen sei. Peter meinte, es wäre gar zu ungerheimt, daß seine Tochter einen zum Mann haben solle, der eben erst zur Welt gekommen sei, und noch dazu einen so geringen Mann. Das sagte er auch zu seiner Frau und fügte hinzu: „Es müßte sonderbar zugehen, wenn sie mir den Buben nicht verkaufen wollten; alsdann aber wollen wir ihn schon quitt werden.“ — „Ja, das mein' ich auch,“ sagte die Frau, „es sind ja nur arme Leute.“ Peter Krämer ging nun zur Mühle und fragte die Müllerfrau, ob sie ihm nicht ihren Sohn verkaufen wolle, sie sollte viel Geld dafür haben. Nein, das wollte sie durchaus nicht. „Ich weiß nicht, warum du das nicht willst,“ sagte Peter Krämer, „es ist ja nur die liebe Armut bei euch zu Hause, und der Bube, denk' ich, wird sie euch nicht leichter machen.“ Aber sie hielt so viel von dem Jungen, daß sie in nicht missen wollte. Als darauf der Müller eintrat, sagte Peter zu ihm dasselbe und versprach ihm sechshundert Taler für den Buben, dafür könnten sie sich ein Gehöft kaufen, sagte er, und hätten dann nicht mehr nötig, für die Leute zu mahlen und zu hungern, wenn sie kein Mahlwasser hätten. Das däuchte dem Müller nicht übel, und er sprach mit seiner Frau darüber, und endlich bekam denn der reiche Peter den Buben. Die Mutter weinte zwar und gebärdete sich übel; aber Peter tröstete sie und sagte, daß er gut für den Burschen sorgen würde; nur mußten sie ihm versprechen, daß sie niemals nach ihm fragen wollten; denn er wollte ihn weit weg in andre Länder schicken, damit er fremde Sprachen lerne, sagte er. — Als Peter mit dem Buben nach Hause kam, ließ er einen Kasten verfertigen, den verklebte er inwendig mit Pech, legte den Müllerbuben hinein, drehte den Schlüssel einmal herum und schob dann den Kasten hinaus in den Fluß, so daß er mit dem Strom davon trieb. Nun bin ich ihn quitt, dachte Peter Krämer. Als aber der Kasten auf dem Fluß weit weggetrieben war, kam er zuletzt zu dem Wasser einer andern Mühle und geriet ins Mühlrad, so daß die Mühle davon stehen blieb. Der Müller

ging hin und wollte zusehen, was die Ursache davon war, und da fand er denn den Kasten und trug ihn ins Haus. „Ich bin doch neugierig, was wohl in diesem Kasten sein mag,“ sagte er zu seiner Frau, „der ist ins Mühlnrad geraten und hat mir die Mühle gestopft.“ — „Nun, das können wir bald erfahren,“ sagte die Frau, „der Schlüssel steckt ja drin; mach' nur das Schloß auf.“ Als sie nun den Kasten öffneten, lag darin das schönste Kind, das man nur sehen kann, und sie waren beide so erfreut darüber und wollten den Buben als ihr eigenes Kind behalten; denn selbst hatten sie keine Kinder und waren auch schon in den Jahren, daß sie keine mehr bekommen konnten. — Als nun eine Zeit vergangen war, wunderte Peter Krämer sich wieder, daß sich gar keine Freier zu seiner Tochter einfanden wollten, die doch so reich wäre und so viel Geld hätte. Aber es zeigte sich keiner; und Peter reiste darum wieder zu den Sternguckern und bot ihnen Geld über Geld, wenn sie ihm bloß sagen wollten, wen seine Tochter zum Manne haben solle. „Wir haben es dir ja gesagt, daß sie den Müllerbuben haben soll,“ antworteten die Sterngucker. „Ja, das ist recht gut,“ sagte Peter Krämer, „aber der ist nun gestorben, und wenn ihr mir darum sagen wolltet, wen meine Tochter jetzt zum Mann haben soll, dann wollte ich euch gern zweihundert Taler geben.“ Die Sterngucker sahen nun wieder nach den Sternen; aber da wurden sie ganz zornig und sprachen: „Sie soll gleichwohl den Müllerbuben haben, den du in den Fluß ausgesetzt hast, um ihn zu töten; denn er lebt noch und ist in der Mühle da und da.“ Peter Krämer gab ihnen die zweihundert Taler und dachte jetzt nur darauf, wie er es anfangen solle, um den Müllerbuben los zu werden. Das erste, was er tat, als er nach Hause kam, war, daß er zur Mühle ging. Da war der Bube schon so groß, daß er eingeseget war und in der Mühle mit half, und ein schmucker Bursch war er geworden. „Könntest du mir nicht den Burschen überlassen, du?“ sagte Peter Krämer zu dem Müller. „Nein,“ antwortete der Müller, „ich habe ihn als mein eignes Kind erzogen, und er ist so gut in die Art geschlagen, daß ich nun Hilfe und Nutzen von ihm in der Mühle haben kann; denn selbst werd' ich nachgerade schon alt und hinfällig.“ — „Ja, so geht's mir auch,“ sagte Peter

Krämer, „und darum wollt' ich gern einen haben, den ich zum Handel anlernen könnte. Wenn du ihn mir daher überlassen willst, so will ich dir gern sechshundert Taler geben; dann kannst du dir ein Gehöft kaufen und in deinen alten Tagen ruhig und in Frieden leben.“

Ja, als der Müller das hörte, gab er dem Peter Krämer gleich den Burschen. Nun reisten beide weit umher mit Kram und handelten, bis sie einst zu einem Gehöft kamen, das dicht an einem Walde lag. Von hier aus schickte Peter den Burschen nach Hause mit einem Brief an seine Frau — denn wenn man den Richtweg durch den Wald ging, war es nicht gar weit — und sagte zu ihm, er solle seine Frau von ihm grüßen und ihr sagen, sie solle so bald als möglich tun, was in dem Brief stände. In dem Brief aber stand, sie solle augenblicklich einen Holzstoß errichten und den Müllerburschen darauf verbrennen, und wenn sie das nicht täte, so solle sie selbst lebendig verbrannt werden. Mit diesem Brief ging der Bursch fort durch den Wald. Gegen Abend kam er zu einem Hause tief im Dickicht, und da ging er hinein; doch in dem Hause war kein Mensch zu sehen noch zu hören. In einem der Zimmer aber fand der Bursch ein aufgemachtes Bett, auf das legte er sich quer hin. Den Brief hatte er an seinem Hut befestigt, und der Hut lag auf seinem Gesicht. Als die Räuber nach Hause kamen — denn das Haus gehörte zwölf Räubern — und den Burschen auf dem Bett liegen sahen, waren sie neugierig, was das für einer wäre, und einer von ihnen nahm den Brief, brach ihn auf und las ihn. „Ha! ha!“ sagte er, „der ist von dem Peter Krämer; aber nun wollen wir ihm einen Streich spielen; denn es wäre doch Jammer und Schade, wenn das alte Weibsstück einen so jungen wackern Burschen ums Leben bringen sollte.“ Sie schrieben nun einen andern Brief an Peter Krämers Frau und befestigten ihn an den Hut, während der Bursch schlief, und in dem Brief hatten sie geschrieben, die Frau solle den Müllerburschen mit der Tochter verheiraten und es solle augenblicklich die Hochzeit gehalten werden, und dann solle sie ihnen Pferde und Vieh und Hausgerät geben und sie völlig auf dem Gehöft einrichten, das unten am Berg läge und sofern das nicht alles geschehen sei, wenn Peter Krämer nach Hause käme, sollt's ihr schlecht gehen. Den andern

Tag reiste der Bursch weiter, und als er auf Peters Gehöft ankam, übergab er der Frau den Brief und sagte, er solle grüßen von Peter Krämer, ihren Mann, und sagen, sie möchte doch so bald als möglich tun, was in dem Brief stände. Als die Frau den Brief gelesen hatte, sagte sie zu dem Burschen: „Du mußt Dich gut aufgeführt haben, daß Peter mir einen solchen Brief schreibt; denn als er abreiste war er so böse auf dich, daß er nicht wußte, wie er dich ums Leben bringen wollte.“ Sie machte nun sogleich Anstalten zur Hochzeit und gab den jungen Leuten Pferde und Vieh und allerlei Hausgerät und richtete sie vollständig auf dem Gehöft unten am Berge ein.

Nicht lange danach kam Peter Krämer zu Hause, und das erste, wonach er sich bei seiner Frau erkundigte, war, ob sie getan hätte, wie er in dem Brief geschrieben. „Ja, das, dünkt mir, war auch nett!“ sagte sie, „aber ich durfte ja nicht anders.“ Nun fragte Peter, wo denn die Tochter sei. „Th nun, das kannst du dir ja wohl denken,“ sagte die Frau, „sie ist bei ihm auf dem Gehöft unten am Berg, so wie in dem Brief stand.“ Als Peter nun die ganze Geschichte erfuhr und den Brief sah, ward er so zornig, daß er aus der Haut fahren wollte, und lief sogleich auf das Gehöft zu den jungen Leuten. „Meine Tochter hast du zwar bekommen,“ sagte er zu dem Müllerburschen, „aber wenn du denkst, sie zu behalten, so mußt du erst zu dem Drachen von Dübenfahrt und mir drei Federn aus seinem Schwanz holen;“ — denn wer die hatte, konnte alles bekommen, was er sich wünschte. — „Wo soll ich aber den Drachen von Dübenfahrt finden?“ fragte der Schwiegersohn. „Das weiß ich nicht,“ sagte Peter Krämer, „das mag deine Sorge sein.“

Der Bursch begab sich nun getrost auf den Weg, und als er eine Zeitlang gewandert hatte, kam er zu einem Königschloß. „Hier will ich einkehren und vorfragen,“ dachte er, „denn solche Leute wissen besser in der Welt Bescheid, als Unsereiner, vielleicht daß ich hier den Weg erfahre.“ Gedacht, getan. Der König fragte ihn, wo er her sei, und in welchem Geschäft er reise. „Oh, ich soll zu dem Drachen von Dübenfahrt und drei Federn aus seinem Schwanz holen,“ sagte der Bursch, „wenn ich ihn bloß finden könnte.“ — „Dazu will viel Glück,“ sagte der König, „denn ich habe noch nie gehört, daß einer







von solcher Reise zurückgekehrt ist. Wenn du ihn aber antriffst, so kannst du ihn von mir grüßen und ihn fragen, woher es kommt, daß ich niemals reines Wasser in meinem Brunnen habe; ich hab' ihn schon so oft säubern und ausmuddern lassen, aber nie kann ich reines Wasser bekommen.“ „Ja, ich will ihn wohl fragen,“ sagte der Bursch. Auf dem Schloß ließ er's sich wohl sein und bekam noch dazu Lebensmittel und Geld auf den Weg.

Gegen Abend kam der Bursch zu einem andern Königsschloß. Als er in die Küche eintrat, kam der König heraus und fragte ihn, wo er her sei, und in welchem Geschäft er reise. „Oh, ich soll zu dem Drachen von Dübenfahrt und drei Federn aus seinem Schwanz holen,“ sagte der Bursch. „Dazu will viel Glück,“ sagte der König, „denn ich habe noch nie gehört, daß einer von daher zurückgekehrt ist. Wenn du aber zu ihm kommst, so kannst du ihn von mir grüßen und ihn fragen, wo wohl meine Tochter wäre, die vor vielen Jahren verschwunden ist; ich habe nach ihr suchen und forschen lassen überall, aber ich habe nie das geringste von ihr erfahren können.“ — „Ich will ihn wohl fragen,“ sagte der Bursch. Auf dem Königsschloß lebte er gut und wohl, und als er den andern Tag fort ging, bekam er sowohl Essen, als Geld mit auf den Weg. Gegen Abend kam er wieder zu einem Königsschloß. Hier kam die Königin heraus in die Küche und fragte ihn, wo er her sei, und in welchem Geschäft er reise. „Ich soll zu dem Drachen von Dübenfahrt und drei Federn aus seinem Schwanz holen,“ sagte der Bursch. „Dazu will viel Glück,“ sagte die Königin, „denn ich habe noch nie gehört, daß einer des Weges zurückgekehrt ist. Aber solltest du ihn antreffen, so kannst du ihn von mir grüßen und ihn fragen, wo ich wohl meine goldnen Schlüssel wiederfinden soll, die ich verloren habe.“ — „Ich will ihn wohl fragen,“ sagte der Bursch. Am andern Morgen wanderte er weiter, und als er ein Ende gegangen war, kam zu einem großen breiten Fluß. Während er nun da stand und nicht wußte, wie er hinüber kommen sollte, kam ein alter krummgebückter Mann auf ihn zu und fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich soll zu dem Drachen von Dübenfahrt,“ sagte der Bursch, „wenn ich bloß wüßte, wo er zu finden ist.“ — „Das kann ich dir sagen,“ sprach der Mann,

„denn ich setze hier alle über, die zu ihm wollen. Er wohnt hier gerade gegenüber; wenn du dort oben auf dem Hügel bist, kannst du schon sein Schloß sehen; — und wenn du ihn dann zu sprechen bekommst, so kannst du ihn von meinethwegen fragen, wie lange ich hier noch übersetzen soll.“ — „Ich will ihn wohl fragen,“ sagte der Bursch. Der Mann nahm ihn nun auf den Rücken und trug ihn über den Fluß; und als der Bursch auf den Hügel gekommen war, sah er das Schloß gerade vor sich und ging hinein. Als die Prinzessin, die nur allein zu Hause war, ihn erblickte, rief sie: „Ist es möglich! Darf denn eine Christenseele hierher kommen? Das ist noch nicht geschehen, solange ich hier bin. Für dich ist es aber am besten,“ sagte sie, „du siehst zu, daß du wieder fortkommst so schnell wie möglich; denn kommt der Drache zu Hause, so riecht er dich und frißt dich sogleich auf, und mich machst du dann dazu unglücklich.“ — „Nein,“ sagte der Bursch, „ich kann nicht eher fort, als bis ich drei Federn aus seinem Schwanz habe.“ — „Die bekommst du nun und nimmermehr,“ sagte die Prinzessin.

Aber der Bursch wollte nicht fort; er wollte warten bis der Drache nach Hause käme und wollte die Federn aus seinem Schwanz und Antwort auf seine Fragen haben. „Ja, wenn du denn durchaus darauf besteht, so will ich zusehen, ob ich dir helfen kann,“ sagte die Prinzessin, „versuche aber, ob du das Schwert aufheben kannst, das dort an der Wand hängt.“ Nein, der Bursch konnt's nicht vom Fleck rühren. „So mußt du einen Trunk aus dieser Flasche tun,“ sagte die Prinzessin. Als nun der Bursch einen Trunk aus der Flasche getan hatte, konnte er das Schwert ein wenig bewegen. „Du mußt noch einen Trunk tun,“ sagte die Prinzessin, „und dann erzähle mir ausführlich deinen Auftrag.“ Der Bursch tat nun noch einen Trunk, und darauf erzählte er der Prinzessin: Ein König hätte ihn gebeten, den Drachen zu fragen, woher es käme, daß er kein reines Wasser in seinem Brunnen bekommen könnte; für einen andern solle er fragen, wo seine Tochter geblieben sei, die vor vielen Jahren verschwunden wäre; und für eine Königin solle er den Drachen fragen, wo ihre goldenen Schlüssel geblieben wären; und endlich solle er für den Fährmann fragen, wie lange der noch die Leute über den Fluß

setzen müsse. — Als der Bursch nun das Schwert anfaßte, konnte er es aufheben; und als er endlich noch einen Trunk getan hatte, konnte er es schwingen. Gegen Abend sagte die Prinzessin: „Nun kommt der Drache bald nach Hause, und damit er dich nicht so gleich umbringt, mußt du unter das Bett kriechen, und da mußt du ganz still liegen, daß er dich nicht bemerkt. Wenn wir uns dann niedergelegt haben, werde ich ihn ausfragen. Du mußt aber gut zuhören und genau darauf acht geben, was er antwortet; und unter dem Bett mußt du still liegen bleiben, bis alles still ist, und der Drache eingeschlafen; alsdann aber kriech leise hervor und nimm das Schwert zu dir. Und wenn er danach aufsteht, mußt du mit einem Hieb ihm den Kopf abschlagen und im selben Augenblick die drei Federn aus seinem Schwanz rupfen; denn sonst reißt er sie sich selbst aus, damit sie keinem andern zugute kommen sollen.“

Als nun der Bursch unters Bett gekrochen war, kam auch schon der Drache an. „Es riecht hier so nach Menschenfleisch!“ rief er, als er eintrat. „Oh, es kam ein Rabe geflogen mit einem Menschenknochen im Schnabel und setzte sich auf das Dach,“ sagte die Prinzessin, „das muß es sein, was du riechst.“ — „Na so!“ sagte der Drache. Nun trug die Prinzessin das Essen auf und als sie gegessen hatten, legten sie sich zu Bett. Aber als sie eine Weile gelegen hatten schlief die Prinzessin so unruhig, und plögllich wachte sie auf. „Au! au!“ schrie sie. „Was fehlt dir?“ fragte der Drache. „Oh, ich schlafe so unruhig,“ sagte die Prinzessin, „und dann hatte ich einen so wunderlichen Traum.“ — „Was träumte dir denn?“ fragte der Drache. „Oh, mir träumte, es käme ein König hierher und fragte dich, wie er es anfangen solle, um reines Wasser in seinen Brunnen zu bekommen,“ sagte die Prinzessin. „Ach, das könnte er wohl von selbst wissen,“ sagte der Drache, „wenn er bloß den Brunnen umgräbt und den alten verfaulten Stock herausnimmt, der auf dem Boden liegt, dann wird er schon reines Wasser bekommen. Aber liege jetzt ruhig und träume nicht wieder!“

Als die Prinzessin eine Weile still gelegen hatte, ward sie wieder unruhig, warf sich im Bette hin und her und wachte endlich wieder auf. „Au! au!“ — „Was ist denn nun wieder los?“ rief der

Drache. „Oh, ich schlafe so unruhig, und dann hatte ich einen so wunderlichen Traum,“ sagte die Prinzessin. „Das ist doch auch gewaltig mit deiner Träumerei!“ sagte der Drache, „was hat dir denn jetzt geträumt?“ — „Oh, mir träumte, es käme ein König hierher und fragte dich, wo seine Tochter geblieben wäre, die vor vielen Jahren verschwunden sei,“ sagte die Prinzessin. „Das bist du,“ sagte der Drache, „aber dich bekommt er in seinem Leben nicht mehr zu sehen. Laß mich aber jetzt in Ruhe, bitt' ich dich, und träume nicht wieder, sonst brech' ich dir die Rippen entzwei.“

Die Prinzessin hatte nicht lange geschlafen, als sie wieder anfang, unruhig zu werden, und dann aufwachte. „Au! au!“ rief sie. „Nun, schon wieder? Was ist denn jetzt wieder los!“ rief der Drache und war so wild, daß er beinahe aus der Haut fahren wollte. „Oh, du mußt nicht böse werden,“ sagte die Prinzessin, „aber ich hatte einen so wunderlichen Traum.“ — „Das ist doch auch zum Ruckuck mit deiner Träumerei! Was träumte dir denn jetzt?“ — „Oh, mir träumte, es käme eine Königin hierher, die fragte dich, ob du ihr nicht sagen könntest, wo sie ihre goldnen Schlüssel wiederfinden solle, die sie verloren hätte.“ — „Oh, sie kann nur zusehen zwischen den Büschen, wo sie lag, damals, wie sie wohl weiß, dann wird sie sie wohl finden,“ sagte der Drache, „aber laß mich nun endlich in Ruhe mit deinen Träumen!“

Beide schliefen nun eine Weile; aber danach begann die Prinzessin wieder unruhig zu werden, und plötzlich wachte sie auf. „Au! au!“ — „Ich merke wohl, du wirst nicht eher ruhig, als bis ich dir das Genick zerbreche,“ sagte der Drache und war so wütend, daß ihm die Funken aus den Augen sprühten, „was hast du denn nun wieder?“ — „Oh, du mußt nicht böse auf mich sein,“ sagte die Prinzessin, „ich kann ja nicht dafür; aber ich hatte einen so wunderlichen Traum.“ — „Eine solche Träumerei ist mir doch noch nicht vorgekommen,“ sagte der Drache, „aber was träumte dir denn jetzt?“ — „Mir träumte, der Fährmann hier unten am Sund sei gekommen und fragte dich, wie lange er noch die Leute über den Fluß setzen müsse.“ — „Das dumme Vieh! Davon könnte er bald befreit werden,“ sagte der Drache, „wenn jemand kommt, der hinüber will,

so braucht er ihn nur mitten in den Fluß zu werfen und zu sagen: ‚Seß’ nun du über, bis du abgelöst wirst!‘ dann wird er frei. Aber laß mich jetzt in Ruhe mit deinen Träumen, sonst wird es ein anderer Tanz!“

Die Prinzessin ließ ihn nun in Frieden schlafen. Aber sobald es still ward, und der Müllerbursch hörte, daß der Drache schnarchte, kroch er hervor und nahm das Schwert von der Wand. Ehe es noch Tag geworden war, stand der Drache auf; aber kaum war er mit beiden Füßen aus dem Bett gekommen, als der Bursch ihm den Kopf abhieb und die drei Federn aus seinem Schwanz riß. Das war eine große Freude. Und der Bursch und die Prinzessin nahmen so viel Gold und Silber und Geld und andre Kostbarkeiten mit, als sie nur fortschaffen konnten, und als sie zu dem Sund kamen, setzten sie den Fährmann durch alles, was er für sie hinübertragen mußte, so in Erstaunen und Verwirrung, daß er ganz und gar vergaß, zu fragen, was der Drache gesagt hätte, bis alles Gepäck und der Bursch und die Prinzessin dazu hinüber waren. „Es ist wahr,“ sagte er, als sie eben fortgehen wollten, „fragtest du den Drachen, wie ich dir sagte?“ — „Ja,“ antwortete der Bursch, „er sagte, wenn jemand käme und hinüber wollte, so solltest du ihn nur mitten in den Fluß werfen und sagen: ‚Seß’ nun du über, bis du abgelöst wirst!‘ so würdest du frei.“ — „Oh, twi!“ sagte der Sundmann, „hättest du mir das früher gesagt, dann hättest du mich ablösen sollen.“

Als sie zu dem ersten Königsschloß kamen, fragte ihn die Königin, ob er den Drachen nach ihren goldenen Schlüsseln gefragt hätte. „Ja,“ sagte der Bursch und flüsterte ihr ins Ohr, „er sagte, du solltest nur zusehen zwischen den Büschen, wo du lagst, damals, wie du wohl weißt.“ — „Still, still, sag’ ja nichts!“ sagte die Königin und gab dem Burschen hundert Taler. — Als er zu dem zweiten Königsschloß kam, fragte der König ihn, ob er sich bei dem Drachen nach seiner Tochter erkundigt hätte. „Ja,“ sagte der Bursch, „das hab’ ich, und hier ist deine Tochter!“ Darüber ward der König so froh, daß er dem Müllerburschen gern die Prinzessin und das halbe Reich gegeben hätte. Aber da dieser schon eine Frau hatte,

gab er ihm zweihundert Taler und Pferde und Wagen und so viel Gold und Silber als er nur fortschaffen konnte. — Wie er nun zu dem dritten Königsschloß kam, fragte ihn der König, ob er seinen Auftrag bei dem Drachen ausgerichtet hätte. „Ja,“ versetzte der Bursch, „er sagte, du solltest nur den Brunnen umgraben und den alten verfaulten Stock herausnehmen, der auf dem Boden liegt, dann würdest du schon reines Wasser bekommen.“ Da gab der König ihm dreihundert Taler. Von hier reiste der Bursch gradeswegs nach Hause, und er war so ausgestattet mit Gold und mit Silber und so prächtig gekleidet, daß es nur so glitzerte. Als nun der reiche Peter die Federn aus dem Drachenschwanz erhielt, hatte er nichts weiter gegen die Heirat einzuwenden. Da er aber all den Reichtum sah, den sein Schwiegersohn mitgebracht hatte, fragte er ihn, ob noch mehr da wäre. „Ja,“ sagte der, „es sind noch ganze Wagen voll da, und wenn du nur hinreisen willst, so wirst du wohl so viel finden, als du brauchst!“ Ja, Peter Krämer wollte gleich hinreisen. Nun sagte ihm sein Schwiegersohn den Weg so genau, daß er nicht nötig hatte, weiter danach zu fragen; „aber die Pferde,“ sagte er, „läßt du am besten an dieser Seite des Flusses; denn der Sundmann hilft dir schon wieder herüber.“ Peter reiste nun fort und nahm einen guten Schnappsack voll Eßwaren mit und viele Pferde, die ließ er aber an dieser Seite zurück, wie der Bursch ihm gesagt hatte. Als er nun zu dem Fluß kam, nahm ihn der Sundmann auf den Rücken und trug ihn fort bis in die Mitte, da warf er ihn ins Wasser und sprach: „Nun kannst du hier übersetzen, bis du abgelöst wirst!“ Und wenn keiner ihn abgelöst hat, so geht der reiche Peter Krämer noch den heutigen Tag da und setzt die Leute über.



## Aschenbrödel,

der mit dem Trollen um die Wette aß.



Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne; es ging ihm aber nur dürftig, und er war schon alt und schwach, und die Söhne wollten nicht recht an die Arbeit. Zu dem Gehöft gehörte ein großer schöner Wald, und in dem wollte der Vater, sollten die Burschen Holz hauen, damit sie etwas von der Schuld abbezahlten.

Endlich brachte er sie denn auch auf den Trab, und der älteste Sohn sollte zuerst ins Holz. Als er nun in den Wald gekommen war und anfang,

eine alte korkige Tanne umzuhauen, trat plötzlich ein ungeheurer Troll auf ihn zu. „Wenn du in meinem Wald hausest, so töte ich dich,“ sagte der Troll. Als der Bursch das hörte, warf er die Art weg und lief, was er nur konnte, wieder nach Hause. Er kam ganz atemlos an und erzählte was ihm begegnet war. Aber der Vater sagte, er wäre ein Hasenherz; die Trollen hätten ihn niemals am Hauen gehindert, als er noch jung gewesen, meinte er.

Den andern Tag sollte der zweite Sohn in den Wald; aber dem ging's justement ebenso. Als er ein paar Hiebe getan hatte, trat der Troll auf ihn zu und sprach: „Wenn du in meinem Wald hausest, so töte ich dich.“ Der Bursch wagte kaum, ihn anzusehen,

warf die Art weg und machte sich auf die Beine, ebenso, wie der Bruder. Als er nach Hause kam, meinte der Vater wieder, da er noch jung gewesen, hätten die Trolen ihn niemals gehindert.

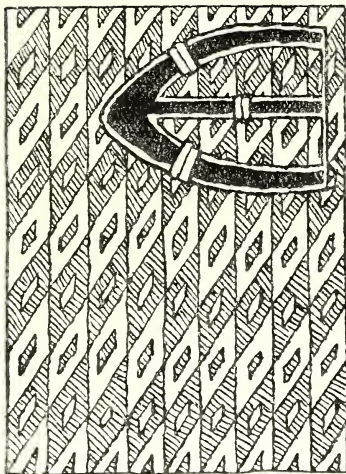
Den dritten Tag wollte Aschenbrödel sich aufmachen. „Ja, du,“ sagten die beiden ältesten, „du sollst wohl was ausrichten, der du nie hinter dem Ofen hervorgekommen bist.“ Aschenbrödel antwortete nichts, sondern bat nur um einen guten Sack voll Lebensmittel. Die Mutter hatte kein Fleisch und hängte daher den Kessel übers Feuer, um einiges Gemüse für ihn zu kochen; das tat er in seinen Schnappsack, und damit machte er sich auf. Als er in den Wald gekommen war und eine Zeitlang gehauen hatte, kam ebenfalls der Troll auf ihn zu und sprach: „Wenn du in meinem Wald hauest, so töte ich dich.“ Der Bursch aber, nicht faul, nahm sogleich einen Käse aus seinem Schnappsack und drückte ihn, daß der Saft herausspritzte. „Hältst du nicht gleich dein großes Maul,“ sagte er zu dem Trollen, „so werd’ ich dich drücken, wie ich das Wasser aus diesem Stein drücke.“ — „Nein, Freund, verschone mich!“ sagte der Troll, „ich will dir auch hauen helfen.“ Ja, wenn’s so gemeint sei, wollte ihm denn der Bursch auch nichts tun; und der Troll haute drauf brav zu, so daß sie an dem Tage viele Klafter umhauten. Gegen Abend sagte der Troll: „Nun kannst du mit mir nach meiner Wohnung kommen, denn das ist näher, als nach deinem Hause.“ Ja, dem Burschen war das recht. Als sie nun in dem Hause des Trollen ankamen, wollte dieser Feuer auf dem Herd anmachen, und der Bursch sollte Wasser zum Größkessel holen. Aber da standen zwei eiserne Zuber, so groß und so schwer, daß der Bursch sie nicht einmal von der Stelle bewegen konnte; er sagte aber: „Es ist nicht wert, mit diesen kleinen Büttlen zu plirren; ich will lieber hingehen und den ganzen Brunnen holen.“ — „Nein, Freund,“ sagte der Troll, „ich kann meinen Brunnen nicht entbehren. Mach’ du lieber Feuer an, dann will ich hingehen und Wasser holen.“

Als der Troll mit dem Wasser zurückkam, kochten sie einen tüchtigen Kessel voll Grüge. „Willst du, wie ich,“ sagte der Bursch, „so wollen wir um die Wette essen.“ — „Ja, laß uns das!“ sagte

der Troll; denn er dachte, hierin würde er es wohl mit dem Burschen aufnehmen können. Als sie sich aber zu Tische setzten, nahm der Bursch seinen Schnappsack und band ihn sich, ohne daß der Troll es bemerkte, vorn um den Leib, und nun schüttete er mehr in den Schnappsack, als er aufaß. Als der Sack voll war, zog er sein Taschenmesser hervor und machte einen Schlit; in seinen Bauch, es war aber der Schnappsack, in den er schnitt. Der Troll sah ihn an, aber sagte nichts. Als sie eine gute Zeit gegessen hatten, legte der Troll den Löffel nieder. „Nein, nun kann ich nicht mehr!“ sagte er. „Du mußt essen,“ sagte der Bursch, „ich bin noch nicht einmal halb satt. Mach’ es, wie ich, und schneide ein Loch in deinen Bauch, dann kannst du so viel essen, als du willst.“ — „Ja, aber das tut wohl gewaltig weh,“ sagte der Troll. „Oh, es ist nicht der Rede wert,“ versetzte der Bursch. Da nahm der Troll sein Messer und schnitt sich ein großes Loch in den Bauch, und als er das getan hatte, fiel er tot zur Erde nieder. Der Bursch aber nahm nun all das Gold und Silber, das er im Berge vorfand, und damit ging er nach Hause; und nun konnte er wohl etwas von der Schuld abbezahlen.

## Von dem Burschen,

der zu dem Nordwind ging und das Mehl zurückforderte.



Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen Sohn, und da sie schon sehr elend und gebrechlich war und nicht mehr recht fort konnte, sollte der Bursch für sie in die Vorratskammer gehen und Mehl holen. Der Bursch ging auch hin; als er aber wieder die Treppe hinunterstieg, kam der Nordwind gestoben, nahm ihm das Mehl weg und fuhr damit durch die Luft. Der Bursch ging noch einmal in die Vorratskammer; als er aber die Treppe hinunterstieg, kam der Nordwind abermals gestoben und nahm ihm

das Mehl weg, und ebenso geschah es auch das dritte Mal. Das verdroß den Burschen, und er meinte, es wäre Unrecht, daß der Nordwind ihm so mitspielen sollte, und er gedachte daher, ihn aufzusuchen und sein Mehl zurückzufordern.

Er machte sich nun auf; aber der Weg war lang, und er ging und ging, und endlich kam er zum Nordwind. „Guten Tag!“ sagte der Bursch. „Guten Tag!“ sagte der Nordwind, und seine Stimme war so grob, „was willst du?“ — „Oh,“ sagte der Bursch, „ich wollte dich bitten, mir das Mehl wiederzugeben, das du mir auf der Treppe nahmst; denn wenig haben wir nur, und wenn du

uns das bißchen, das wir haben, noch dazu nimmst, so wird's nichts anders als Hungerpfotensaugen.“ — „Ich habe kein Mehl,“ sagte der Nordwind, „aber weil es dir so dürftig geht, will ich dir ein Tuch geben, das schafft dir alles, was du dir nur zu essen wünschest, wenn du bloß sagst: „Tuch, deck' dich mit allerlei köstlichen Speisen.“

Damit war der Bursch sehr wohl zufrieden. Weil aber der Weg so lang war, daß er nicht in einem Tage nach Hause kommen konnte, kehrte er bei einem Gastwirt an der Landstraße ein. Als nun die Gäste, die schon vor ihm gekommen waren, zu Abend essen wollten, breitete der Bursch sein Tuch auf einem Tisch aus, der in der Ecke stand, und sprach dann: „Tuch, deck' dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ Kaum hatte er das gesagt, so tat das Tuch seine Schuldigkeit. Da meinten alle, besonders die Wirtsfrau, das wäre ein gar herrliches Tuch. Wie es nun Nacht geworden war, und alle lagen und schliefen, schlich sich die Wirtsfrau herbei und stipigte das Tuch und legte dann ein andres an die Stelle, das ebenso aussah, wie jenes, aber das konnte nicht einmal mit trockenem Brot aufdecken.

Als der Bursch am andern Morgen erwachte, nahm er sein Tuch und ging damit fort, und an diesem Tage kam er nach Hause zu seiner Mutter. „Nun,“ sagte er, „bin ich beim Nordwind gewesen; das ist ein recht schicklicher Mann, denn er hat mir dieses Tuch gegeben, und wenn ich bloß sage: „Tuch, deck' dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ so bekomme ich alles, was ich mir nur an Essen wünsche.“ — „Ja, das mag wahr sein,“ sagte die Mutter, „aber ich glaub' es nicht, eh' ich es sehe.“ Sogleich stellte der Bursch einen Tisch hin, legte das Tuch darauf und sprach: „Tuch, deck' dich mit allerlei köstlichen Speisen!“ Aber das Tuch deckte sich nicht einmal mit einem Stück Brot.

„Es ist kein anderer Rat, ich muß wieder zum Nordwind,“ sagte der Bursch und machte sich auf den Weg. „Guten Tag!“ sagte er, als er beim Nordwind ankam. „Guten Tag!“ sagte der Nordwind, „was willst du?“ — „Ich wollte gern Ersatz fürs Mehl haben, das du mir nahmst,“ sagte der Bursch, „denn das Tuch, das

du mir gegeben hast, taugt nichts.“ „Ich habe kein Mehl,“ sagte der Nordwind, „aber da hast du einen Bock, der macht lauter Golddukaten, wenn du bloß sagst: „Bock, mach' Gold!“ Damit war der Bursch wohl zufrieden, weil er aber soweit nach Hause hatte, daß er an einem Tage nicht hinkommen konnte, nahm er wieder Nachtherberge bei dem Gastwirt. Eh' er aber etwas zu essen verlangte, probierte er seinen Bock, um zu sehen, ob es auch wahr sei, was der Nordwind ihm gesagt hatte; die Sache verhielt sich aber wirklich so. Als der Gastwirt das Experiment sah, meinte er, das wäre ein prächtiges Tier; und wie der Bursch eingeschlafen war, holte er sich den Bock und setzte einen andern an die Stelle, der machte aber keine Golddukaten.

Am andern Morgen ging der Bursch weiter, und als er nach Hause zu seiner Mutter kam, sagte er: „Der Nordwind ist dennoch ein guter Mann; er hat mir jetzt einen Bock gegeben, der macht lauter Golddukaten, wenn ich bloß sage: „Bock, mach' Gold!“ — „Das könnte wahr sein,“ sagte die Mutter, „aber es ist wohl nur wieder Schnickschnack, und ich glaub' es nicht, eh' ich es sehe.“ — „Bock, mach' Gold!“ sagte der Bursch; aber es war kein Gold, was der Bock machte.

Da ging der Bursch wieder zum Nordwind und sagte, der Bock taue nichts, und er wolle Ersatz fürs Mehl haben. „Ja, nun hab' ich dir nichts anders zu geben,“ sagte der Nordwind, „als den alten Stock, der da in der Ecke steht, der hat aber die Eigenschaft, daß, wenn du sagst: „Stock, schlag' zu!“ er so lange zuschlägt, bis du wieder sagst: „Stock, steh' still!“ — Weil nun der Weg nach Hause wieder nicht kurz war, so kehrte der Bursch auch an dem Abend wieder bei dem Gastwirt ein. Da er aber wohl so halbweges begreifen konnte, wie es mit dem Luch und dem Bock zugegangen war, streckte er sich sogleich auf die Bank hin und fing an zu schnarchen. Der Wirt, der sich wohl denken mochte, daß der Stock zu etwas taue, suchte einen andern hervor, der diesem ganz ähnlich war und wollte ihn an die Stelle setzen, denn er glaubte nicht anders, als daß der Bursch schlief. Wie aber der Gastwirt den Stock wegnehmen wollte, rief der Bursch: „Stock, schlag' zu!“

Der Stock schlug auf den Gastwirt los, daß dieser über Tisch und Bänke fuhr und rief und bat: „Ach, Herrgott! Herrgott! laß bloß den Stock wieder aufhören, sonst schlägt er mich noch tot! Ich will dir auch gern dein Tuch und deinen Bock wiedergeben.“ Als es dem Burschen schien, daß der Gastwirt wohl genug hätte, rief er: „Stock, steh' still!“ Er nahm nun sein Tuch und steckte es in die Tasche, band dem Bock eine Schnur um die Hörner und nahm den Stock in die Hand, und fort ging er mit allem, bis er nach Hause zu seiner Mutter kam; und nun hatte er guten Ersatz fürs Mehl bekommen.

## Der Junge,

der sich in einen Löwen, einen Falken und eine Ameise verwandelte.



Es war einmal ein Mann, der hatte einen einzigen Sohn; aber er lebte in Armut und Elend, und als er auf dem Totenbett lag, da sagte er zum Sohne, daß er nichts andres sein eigen nannte als ein Schwert, ein Tuch und ein paar Brotkrumen, und die sollte er erben. Als der Mann tot war, wollte der Junge hinaus in die Welt, sein Glück probieren. So gürtete er das Schwert um und nahm die Brotkrumen und knüpfte sie in das Tuch, denn sie

wohnten oben in einer Einöde, fern von allen Menschen.

Auf seinem Wege mußte er über ein Gebirge. Als er so hoch gekommen war, daß er weit über das Land sehen konnte, erblickte er einen Löwen, einen Falken und eine Ameise, die rings um ein totes Pferd standen und miteinander zankten. Dem Jungen wurde angst und bang, als er den Löwen sah, aber der rief ihn zu sich und sagte, er müsse kommen und den Zwist zwischen ihnen schlichten und das Pferd so teilen, daß jeder das kriegte, was ihm zukam.

Der Junge nahm sein Schwert und teilte das Pferd so gut er konnte. Dem Löwen gab er den größten Teil und das Gerippe; der Falke bekam etwas von den Eingeweiden und andre Kleinigkeiten; aber die Ameise bekam den Kopf. Als er dies getan hatte, sagte er:



„Jetzt glaube ich, ist recht geteilt. Der Löwe muß das meiste haben, weil er am größten und stärksten ist; der Falke muß das beste haben, weil er so fein und heikel ist; die Ameise soll den Schädel haben, weil sie in Ritzen und Winkel kriecht.“

Ja, mit dieser Teilung waren sie alle wohl zufrieden, und sie fragten ihn, was er haben wolle, weil er so gut zwischen ihnen geteilt hatte. „Habe ich euch einen Dienst erwiesen und seid ihr damit zufrieden, so ist mir das recht,“ sagte er, „aber Bezahlung nehme ich nicht.“ Ja, aber etwas mußte er doch haben, sagten sie. „Willst du nichts andres,“ sagte der Löwe, „so sollst du wenigstens drei Wünsche haben!“ Aber der Junge wußte nicht, was er sich wünschen sollte. Da fragte ihn der Löwe, ob er sich nicht wünschen wollte, sich in einen Löwen verwandeln zu können, und die zwei andern fragten, ob er sich nicht in einen Falken oder eine Ameise verwandeln wollte. Das schien ihm gut und schön, und so wünschte er sich das.

Er warf das Schwert und das Tuch hin, verwandelte sich in einen Falken und begann zu fliegen. Und so flog er, bis er zu einem großen Wasser kam. Aber da war er so müde und die Flügel taten ihm so weh, daß er nicht weiter konnte; und als er einen steilen Felsen sah, der aus dem Wasser emporragte, setzte er sich darauf, um sich auszuruhen. Es schien ihm ein sehr wunderlicher Felsen, und er ging ein Weilchen dort herum. Aber als er ausgeruht war, verwandelte er sich wieder in einen Falken und flog weiter, bis er zu einem Königsschloß kam; da setzte er sich in einen Baum vor den Fenstern der Königstochter. Als diese den Vogel sah, bekam sie Lust, ihn zu fangen. Sie lockte ihn an sich, und als der Falke in das Gemach gekommen war, — husch — schlug die Königstochter das Fenster wieder zu, nahm den Vogel und setzte ihn in einen Käfig.

Aber Nachts verwandelte der Junge sich in eine Ameise und kroch aus dem Käfig, und dann verwandelte er sich in den, der er war und ging hin und setzte sich zur Königstochter. Da erschrak sie so sehr, daß sie zu schreien anfing, so daß der König erwachte und herein kam und fragte, was hier los sei.

„Es ist jemand hier!“ schrie die Prinzessin. Aber im selben Augenblick war der Junge schon wieder eine Ameise, kroch in den Käfig und verwandelte sich wieder in einen Falken. Der König konnte nichts sehen, wovor man Angst zu haben brauchte; und so sagte er zur Königstochter, daß sie wohl der Alp gedrückt hätte. Aber kaum war er zur Türe draußen, so geschah wieder dasselbe. Der Junge kroch als eine Ameise aus dem Käfig, wurde dann der, der er war und setzte sich zur Prinzessin.

Da schrie sie laut auf und der König kam und wollte wissen, was nun schon wieder los war.

„Es ist jemand hier!“ schrie die Königstochter. Aber der Junge huschte wieder in den Käfig und saß da als ein Falke. Der König forschte und suchte oben und unten, und als er nichts fand, da wurde er zornig, daß er gar keine Nachtruhe finden konnte und sagte, daß die Prinzessin Narrenspossen treibe. „Schreist du noch einmal so,“ sagte er, „so wirst du schon merken, daß der König dein Vater ist.“

Aber der König war noch nicht recht bei der Türe draußen, als der Junge schon wieder bei der Prinzessin war. Diesmal schrie sie nicht, obgleich sie solche Angst hatte, daß sie nicht aus noch ein wußte.

Da fragte der Junge, wovor sie sich so fürchtete.

Ja, sie war einem Bergtroll versprochen, sagte sie, und wie sie das erstemal unter freien Himmel käme, da würde er erscheinen und sie holen. Und als nun der Junge gekommen war, da hatte sie geglaubt es sei der Bergtroll. Jeden Donnerstag Morgen kam ein Bote vom Bergtroll, und dieser Bote war ein Drache, dem der König jedesmal, wenn er kam, neun wohlgemästete Schweine geben mußte. Und darum hatte er verkünden lassen, daß, wer ihn vom Drachen befreite, die Prinzessin und das halbe Königreich bekommen sollte.

Das, sagte der Junge, wollte er schon tun, und als es Morgens Licht wurde, ging die Königstochter zum König und sagte, daß einer da sei, der ihn von dem Drachen und der Schweinsteuern befreien wollte. Als der König dies hörte, wurde er sehr froh. Denn der

Drache hatte so viel Schweine gefressen, daß bald im ganzen Königreich keine mehr übrig waren. Dieser Tag war gerade ein Donnerstag Morgen, und der Junge zog sogleich dorthin, wo der Drache sich zu zeigen und die Schweine in Empfang zu nehmen pflegte, und einer der Knechte aus dem Königsschloß zeigte ihm den Weg.

Ja, der Drache kam auch, und er hatte neun Köpfe und war so zornig und böse, daß Feuer und Flammen um ihn sprühten, als er seine Schweine nicht sah; und er stürzte auf den Jungen los, als wollte er ihn mit Haut und Haar verschlingen. Aber husch — verwandelte sich dieser in einen Löwen und kämpfte mit dem Drachen und riß ihm einen Kopf nach dem andern ab. Aber der Drache war auch stark, und er spie Feuer und Gift, aber so nach und nach hatte er nur mehr einen Kopf übrig, das war der zäheste, und schließlich riß ihm der Junge auch den ab, und dann war es mit dem Drachen aus. Dann ging er zum König, und es herrschte große Freude im ganzen Königsschloß, und der Junge sollte die Prinzessin haben.

Aber als sie einmal im Garten herum gingen, da kam der Bergtroll selbst durch die Luft gefahren, nahm die Königstochter und flog wieder mit ihr fort. Der Junge wollte ihnen sogleich nach; aber der König sagte, das sollte er nicht tun, denn er hatte niemand andern jetzt, wo er die Tochter verloren hatte. Aber da half weder Bitte noch Befehl. Der Junge verwandelte sich in einen Falken und flog davon.

Aber als er die beiden nicht sah, erinnerte er sich an den wunderlichen steilen Felsen, auf dem er das erstemal gerastet hatte. Er ließ sich dort nieder und verwandelte sich in eine Ameise und kroch durch eine Spalte des Berges. Als er ein Weilschen gekrochen war, kam er zu einer Türe, die verschlossen war, aber er wußte schon Rat, wie er herein kommen sollte, er kroch durch das Schlüsselloch. Da saß eine fremde Prinzessin und kraute einen Bergtroll, der drei Köpfe hatte.

„Ich bin schon richtig gegangen,“ dachte der Junge bei sich selbst, denn er hatte gehört, daß der König schon früher zwei Töchter verloren hatte, die hatten die Unholde geholt. „Vielleicht finde ich

die andern auch," sagte er zu sich selbst und kroch durch das Schlüßelloch der nächsten Thür, da saß eine andre fremde Prinzessin und kraute einen Bergtroll, der sechs Köpfe hatte. Dann kroch er durch noch ein Schlüßelloch, da saß die jüngste Königstochter und kraute einen Bergtroll mit neun Köpfen. Er kroch ihr aufs Bein und biß sie; da merkte sie, daß das der Junge war, der mit ihr sprechen wollte, und sie bat den Bergtroll, ob sie nicht ein bißchen hinausgehen dürfe.

Als sie heraus kam, war der Junge wieder der, der er war, und er sagte ihr, sie solle den Bergtroll fragen, ob sie denn nie von hier fort und heim zu ihrem Vater kommen könne. Dann verwandelte er sich wieder in eine Ameise und setzte sich auf ihren Fuß, und die Königstochter ging wieder hinein und begann den Bergtroll wieder zu krauen.

Als sie dies ein Weilchen getan hatte, versank sie in Gedanken. „Du vergißt mich zu krauen, worüber grübelst du?“ sagte der Troll.

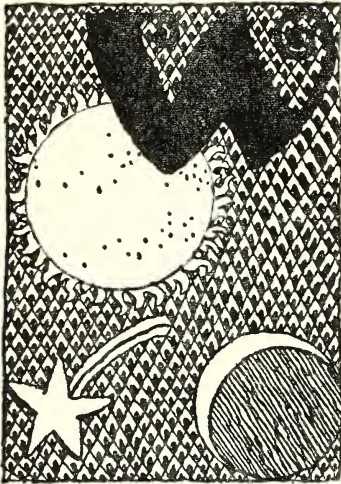
„Ach, ich grüble, ob ich denn nie von hier fort und heim zu meines Vaters Hof kommen kann,“ sagte die Königstochter.

„Nein, dahin kommst du nie,“ sagte der Bergtroll. „Nicht eher, als bis jemand das Sandkorn findet, das unter der neunten Zunge des neunten Kopfes des Drachen liegt, dem dein Vater tributpflichtig war. Aber das findet niemand. Denn kommt dieses Sandkorn über den Berg, so zerspringen alle Bergtrolle, und der Berg wird ein goldenes Schloß und das Wasser zu Wiesen und Feldern.“

Als der Junge das hörte, kroch er wieder durch alle Schlüßellocher und durch die Spalte hinaus auf den Felsen; da verwandelte er sich in einen Falken und flog dorthin, wo der Drache lag. Dann suchte er, bis er das Sandkorn fand, unter der neunten Zunge des neunten Kopfes, und flog damit davon. Aber als er an das Wasser kam, wurde er so müde, so müde, daß er sich herablassen und auf einen Stein am Strande setzen mußte. Wie er so saß, schlummerte er einen Augenblick ein, und unterdessen fiel ihm das Sandkorn aus dem Schnabel, hinab in den Strandsand. Dann suchte er drei Tage, bis er es wieder fand. Aber als er es gefunden hatte, flog er schnurstracks zu dem Felsen und ließ es durch die Spalte fallen.

Da zersprangen alle Bergtrolle; der Felsen öffnete sich, und da stand ein goldenes Schloß, das das herrlichste Schloß auf der ganzen Welt war, und das Wasser wurde zu den schönsten Feldern und grünsten Fluren, die nur jemand sehen konnte. Und dann führen sie zu dem Königschloß, und da war eitel Freude und Herrlichkeit. Der Junge und die jüngste Königstochter sollten sich kriegen, und die Hochzeit wurde sieben Wochen lang im ganzen Königreiche gefeiert. Und wenn es ihnen nicht wohl ergangen ist, na ja, dann möge es dir noch besser ergehen.

## Die Jungfrau Maria als Gevatterin.



eit, weit von hier in einem großen Wald wohnten ein paar arme Leute. Die Frau gebar ein allerliebstes Töchterchen; aber da die Leute so arm waren, wußten sie nicht, wie sie das Kind getauft bekommen sollten. Da mußte der Mann sich aufmachen und zu sehen, ob er nicht Gevattern bekommen könne, die für ihn das Taufgeld bezahlten. Er ging den ganzen Tag von einem zum andern, aber Gevatter wollte niemand sein. Gegen Abend, als er nach Hause ging,

begegnete ihm eine sehr schöne Frau, die hatte so prächtige Kleider an und sah so gutmütig und freundlich aus und erbot sich, das Kind zur Taufe zu schaffen, wenn sie es nachher behalten solle. Der Mann antwortete, er müßte erst seine Frau fragen. Aber als er nach Hause kam und ihr die Sache vorstellte, sagte sie platt aus nein. Am andern Tage ging der Mann wieder aus; aber Gevattern wollten sie alle nicht sein, wenn sie selbst das Taufgeld bezahlen sollten, und wieviel der Mann sie auch bitten mochte, so half doch alles nichts. Als er am Abend nach Hause ging, begegnete ihm wieder die schöne Frau, die so sanft aussah, und sie machte ihm wieder dasselbe Anerbieten. Der Mann erzählte nun seiner Frau, was ihm abermals begegnet war, und die sagte darauf, wenn er auch den nächsten Tag keine Gevattern zu dem Kind bekommen

könne, so müßten sie es wohl der Frau überlassen, da sie doch so gut und freundlich aussähe. Der Mann ging nun zum drittenmal aus, bekam aber auch an diesem Tage keine Gevattern; und als ihm daher am Abend wieder die freundliche Frau begegnete, versprach er ihr das Kind, wenn sie es wollte taufen lassen. Am andern Morgen kam die Frau in die Hütte des Mannes und hatte noch zwei Männer bei sich. Sie nahm nun das Kind und ging damit in die Kirche, und da wurde es getauft; darauf nahm sie es mit sich, und das kleine Mädchen blieb bei ihr mehrere Jahre lang, und die Pflegemutter war immer gut und freundlich gegen sie.

Als nun das Mädchen so groß geworden war, daß es schon unterscheiden konnte, und Verstand bekam, wollte die Pflegemutter einmal eine Reise machen. „Du darfst in alle Zimmer gehen, in welche du willst,“ sagte sie zu dem Mädchen, „nur in diese drei Zimmer darfst du nicht gehen,“ und darauf reiste sie fort. Das Mädchen konnte es aber nicht unterlassen, die Thür zu dem einen Zimmer ein wenig zu öffnen — und wutsch! so flog ein Stern heraus. Als die Pflegemutter nach Hause kam, betrüßte sie es sehr, daß der Stern herausgeflogen war, und so unwillig war sie auf ihre Pflgetochter, daß sie ihr drohte sie fortjagen zu wollen. Aber das Mädchen bat und weinte solange, bis sie endlich doch bleiben durfte. — Nach einiger Zeit wollte die Pflegemutter abermals verreisen und verbot nun dem Mädchen, beileibe nicht in die zwei Zimmer zu gehen, in welchen sie noch nicht gewesen sei. Das Mädchen versprach ihr nun auch, sie wolle diesmal gehorsam sein. Als sie aber eine Zeitlang allein gewesen war, und sich allerlei Gedanken gemacht hatte, was doch wohl in dem zweiten Zimmer sein möchte, konnte sie sich nicht enthalten, auch die zweite Thür ein wenig zu öffnen — und wutsch! flog der Mond heraus. Als die Pflegemutter zurückkehrte und sah, daß der Mond herausgeschlüpft war, ward sie wieder sehr betrübt und sagte zu dem Mädchen, nun könne sie sie durchaus nicht länger behalten, sie müsse jetzt fort. Aber da das Mädchen wieder so bitterlich weinte und gar zu artig bat, so durfte sie denn auch noch diesmal bleiben. — Nach dieser Zeit wollte die Pflegemutter abermals verreisen, und da legte sie es

dem Mädchen, das nun schon halb erwachsen war, recht ernstlich ans Herz, es ja nicht versuchen zu wollen, in das dritte Zimmer zu gehen, oder auch nur hinein zu gucken. Als aber die Pflegemutter eine Zeitlang verreist war, und das Mädchen so allein ging und sich langweilte, konnte sie es zuletzt nicht mehr aushalten. „Ach,“ dachte sie, „wie artig es sein müßte, ein wenig in das dritte Zimmer zu gucken!“ Sie dachte zwar erst, sie wollte es doch nicht tun, der Pflegemutter wegen, aber als sie wieder auf den Gedanken zurückkam, konnte sie sich doch nicht länger halten; sie meinte, sie solle und müsse durchaus hinein gucken, und da machte sie die Thür ein ganz klein wenig auf — und wutsch! flog die Sonne heraus. Als die Pflegemutter nun zurückkehrte, und sah, daß die Sonne herausgeflogen war, ward sie so herzlich betrübt, und sagte zu dem Mädchen, nun könne sie durchaus nicht länger bei ihr bleiben. Die Pflegetochter weinte und bat noch artiger, als zuvor, aber es half alles nichts. „Nein, ich muß dich jetzt strafen,“ sagte die Pflegemutter, „aber du sollst die Wahl haben, entweder das allerschönste Frauenzimmer zu werden und nicht sprechen zu können, oder das allerhäßlichste und sprechen zu können; aber weg von hier mußt du.“ Das Mädchen sagte: „So will ich denn lieber das allerschönste Frauenzimmer werden und nicht sprechen können,“ — und das ward sie denn auch, aber von der Zeit an ward sie stumm.

Als nun das Mädchen ihre Pflegemutter verlassen hatte, und eine Zeitlang fortgewandert war, kam sie in einen großen, großen Wald, aber so weit sie auch ging, so konnte sie doch nie das Ende erreichen. Als es Abend wurde, kletterte sie auf einen hohen Baum, der oberhalb einer Quelle stand, und setzte sich darin zum Schlafen nieder. Nicht weit davon aber lag ein Königschloß, und aus diesem kam früh am andern Morgen eine Dirne und wollte Wasser zum Tee für den Prinzen aus der Quelle holen. Als nun die Dirne das schöne Gesicht in der Quelle sah, glaubte sie, es wäre ihr eigenes; sie warf sogleich den Eimer hin, lief nach Hause, hielt den Nacken steif und sagte: „Bin ich so schön, so bin ich auch wohl zu gut, um Wasser im Eimer zu holen.“ Nun sollte eine andre hin und Wasser holen; aber mit der ging es ebenso; sie kam auch zurück



und sagte, sie wäre viel zu schön und zu gut, um nach der Quelle zu gehen und Wasser für den Prinzen zu holen. Da ging der Prinz selbst hin, denn er wollte sehen, wie das zusammen hing. Als er nun zu der Quelle kam, erblickte er ebenfalls das Bild, und sogleich sah er nach dem Baum hinauf. Da ward er denn das schöne Mädchen gewahr, das dort in den Zweigen saß. Er schmeichelte sie herunter und nahm sie mit nach Hause und wollte sie durchaus zur Gemahlin haben, weil sie so schön war. Aber seine Mutter, die noch lebte, machte Einwendungen. „Sie kann nicht sprechen,“ sagte sie, „es mag daher wohl ein Trollmensch sein.“ Aber der Prinz gab sich nicht eher zufrieden, bis er sie bekam. Als der Königin nach einiger Zeit ein Knabe geboren wurde, stellte der Prinz eine starke Wache um sie her. Aber plötzlich schiefen alle ein; da kam ihre Pflegemutter, schnitt das Kind in den kleinen Finger und bestrich der Königin mit dem Blute den Mund und die Hände und sagte: „Nun sollst du ebenso betrübt werden, als ich damals war, wie du den Stern hattest hinauschlüpfen lassen,“ und darauf verschwand sie mit dem Kinde. Als die, welche der Prinz zur Bewachung hingestellt hatte, die Augen wieder aufschlugen, glaubten sie, die Königin hätte ihr Kind aufgefressen, und die alte Königin wollte daher, daß man sie verbrennen solle; aber der Prinz hatte sie so herzlich lieb, und nach vielem Bitten gelang es ihm, sie von der Strafe zu befreien, aber es war nur mit genauer Not. Beim zweiten Kinde wurde eine Wache um sie gestellt, die war doppelt so stark als die erste. Aber es ging wieder ebenso, wie das vorige Mal, nur daß jetzt die Pflegemutter zu ihr sagte: „Nun sollst du ebenso betrübt werden, als ich damals war, wie du den Mond hattest hinauschlüpfen lassen.“ Die Königin weinte und bat — denn wenn die Pflegemutter da war, konnte sie sprechen — aber es half alles nichts. Nun wollte die alte Königin durchaus, daß sie verbrannt werden sollte; aber der Prinz bat sie auch noch dieses Mal frei. Beim dritten Kinde wurde eine dreidoppelte Wache um sie gestellt; aber es ging wieder ganz so wie zuvor; die Pflegemutter kam, während die Wache schlief, nahm das Kind, schnitt es in den kleinen Finger, und strich der Königin das Blut um den Mund; nun, sagte sie, solle

sie ebenso betrübt werden, als sie selbst damals gewesen sei, wie sie die Sonne hatte hinauschlüpfen lassen. Jetzt konnte der Prinz sie auf keine Weise mehr retten, sie mußte und sollte verbrannt werden. Aber gerade in dem Augenblick, als man sie auf den Scheiterhaufen brachte, erschien die Pflegemutter mit allen drei Kindern; die beiden ältesten führte sie an der Hand, und das jüngste trug sie auf dem Arm. Sie trat auf die junge Königin zu und sprach: „Hier sind deine Kinder, ich gebe sie dir jetzt zurück. Ich bin die Jungfrau Maria — und so betrübt, als du nun gewesen bist, so betrübt war ich damals, als du den Stern, den Mond und die Sonne hattest hinauschlüpfen lassen. Jetzt hast du für das, was du getan, deine Strafe erlitten, und von nun an sollst du wieder sprechen können.“ Wie froh da der Prinz und die Prinzessin waren, das läßt sich wohl denken, aber nicht beschreiben; sie lebten nachher immer glücklich zusammen, und auch des Prinzen Mutter hatte von der Zeit an die junge Königin recht lieb.

## Die drei Prinzessinnen aus Witenland.



Es war einmal ein Fischer, der wohnte nicht weit vom Schloß und fischte für des Königs Tisch. Eines Tages, als er wieder auf den Fang ausgegangen war, konnte er nicht einen Fisch bekommen, er mochte es anfangen, wie er wollte, und noch so viel fischen und angeln, so hing doch nie eine Gräte am Haken. Als es aber schon spät am Tage war, tauchte ein Kopf aus dem Wasser hervor und sprach: „Willst du mir deinen Knaben überlassen, so sollst du Fische genug haben.“

Der Mann sagte nach langem Zögern ja. Danach bekam er aber auch Fische den Tag, soviel er nur wollte. Als er am Abend nach Hause kam und erzählte, wie er all die Fische bekommen, fing die Frau an zu jammern und zu weinen, und sagte, Gott möge ihr gnädig sein wegen des Versprechens, das der Mann getan hätte. Man sprach bald auf dem Schloß davon, daß die Frau des Fischers immer so betrübt wäre; und als der König das hörte und die Ursache erfuhr, versprach er dem Fischer, er wolle das Kind zu sich nehmen und es zu retten suchen. Da nahm der König ihren Knaben zu sich und erzog ihn wie seinen eigenen Sohn. Als der Knabe nun herangewachsen war, bat er den König eines Tages, seinen Vater auf den Fischfang begleiten zu dürfen, er hätte so große Lust zu fischen, sagte er. Der König

wollte anfangs nicht, aber weil der Bursch so anhaltend bat, erlaubte er es ihm endlich. Der Sohn begleitete nun seinen Vater auf den Fischfang, und alles ging den Tag über gut, bis am Abend, da sie wieder ans Land kamen. Da ward der Bursch gewahr, daß er sein Taschentuch im Boot vergessen hatte, und er wollte hingehen und es sich holen. Kaum aber war er ins Boot gekommen, so sauste dieses mit ihm fort, daß nur das Wasser so schäumte, und wie sehr der Bursche auch rudern und arbeiten mochte, so half ihm doch alles nichts; das Boot sauste fort, bis es weit weg an ein weißes Sandufer trieb. Da ging der Bursch ans Land und wie er eine Strecke gegangen war, begegnete ihm ein alter Mann mit einem weißen Bart; den fragte der Bursch: „Wie heißt dieses Land?“ — „Witenland,“ antwortete der Mann; darauf fragte er den Burschen, wo er her wäre, und wo er hin wolle. Als dieser es ihm gesagt hatte, sprach der Mann: „Wenn du diesen Strand entlang gehst, so kommst du zu drei Prinzessinnen, welche in die Erde gesenkt stehen, so daß nur der Kopf hervorragt. Sobald sie dich erblicken, wird die erste, welche die älteste ist, wohl rufen und dich bitten, ihr zu Hilfe zu kommen, und eben so wird es mit der zweiten geschehen; aber zu keiner von diesen beiden sollst du hingehen; beeile dich nur, an ihnen vorüberzukommen und tue als ob du sie gar nicht bemerktest, aber zu der dritten sollst du hingehen und tun, um was sie dich bittet, denn es wird dein Glück sein.“

Als der Bursch nun zu der ersten von den Prinzessinnen kam, rief diese und bat ihn so flehentlich, er möchte doch zu ihr kommen, aber er ging an ihr vorüber, als ob er sie ganz und gar nicht bemerkte, ebenso auch an der zweiten, aber zu der dritten ging er hin. „Willst du tun, was ich dir sage, so sollst du haben, welche von uns dreien du willst“, sagte die Prinzessin. Ja, das wollte der Bursch gern, und nun erzählte sie ihm, daß sie hier von drei Trollen wären versenkt worden; früher aber hätten sie auf dem Schloß gewohnt, das er dort drüben im Walde sehen könne. „Nun mußt du,“ sagte sie, „in das Schloß gehen und dich von den Trollen eine Nacht für jede von uns peitschen lassen; kannst du das aushalten, so errettest du uns.“ — Ja, antwortete der Bursch, er wollt's versuchen. —

„Wenn du in das Schloß gehst,“ sagte die Prinzessin weiter, „so stehen da zwei Löwen in der Pforte, aber gehe nur mitten zwischen ihnen hindurch, sie tun dir nichts. Gehe dann gerade aus in ein kleines Zimmer, und da lege dich nieder. Dann kommt der Troll an und schlägt dich; aber wenn er dich genug geschlagen hat, so wasche dich nur mit dem Wasser aus der Flasche, die dort an der Wand hängt, dann wirst du sogleich wieder gesund, und danach nimm das Schwert, das neben der Flasche hängt, und töte damit den Trollen.“ Ja, der Bursch tat, wie die Prinzessin ihm gesagt hatte, er ging mitten zwischen den Löwen hindurch, als ob er sie gar nicht beachte, schritt dann geradeaus in die kleine Kammer, und da legte er sich nieder. Die erste Nacht kam ein Troll mit drei Köpfen und drei Ruten und peitschte den Burschen gottsdämmerlich; aber dieser hielt alles ruhig aus, bis der Troll fertig war; da nahm der Bursch die Flasche und wusch sich damit die Wunde, ergriff dann das Schwert und haute dem Trollen den Kopf ab. Als er nun am andern Morgen zu den Prinzessinnen kam, standen diese bis an den Gürtel über der Erde. Die zweite Nacht ging es ebenso; aber der Troll, welcher jetzt kam, hatte sechs Köpfe und sechs Ruten und peitschte ihn noch weit ärger, als der vorige. Als aber der Bursch am Morgen zu den Prinzessinnen kam, standen diese nur noch bis ans Schienbein in der Erde. In der dritten Nacht kam ein Troll, der hatte neun Köpfe und neun Ruten und schlug und peitschte den Burschen so lange, bis dieser zuletzt ohne Bewußtsein umfiel. Da nahm ihn der Troll und warf ihn gegen die Wand, aber bei der Gelegenheit fiel die Flasche herunter und bespritzte den Burschen über und über, so daß er augenblicklich wieder gesund ward. Er nun nicht faul, ergriff das Schwert und hieb damit dem Trollen den Kopf ab; und als er darauf am Morgen zu den Prinzessinnen kam, standen diese mit dem ganzen Leibe über die Erde. Nun heiratete er die jüngste von ihnen und wurde darauf König, und lebte glücklich und zufrieden mit ihr eine lange Zeit.

Da bekam er einmal so große Lust, wieder nach Hause zu reisen, und seine Eltern zu besuchen. Das gefiel aber der Königin, seiner Gemahlin, gar nicht; weil er aber nun durchaus fort wollte, und

mußte, sagte sie zu ihm: „Eins mußt du mir jedoch versprechen, daß du nämlich bloß das tun willst, um was dein Vater dich bittet, aber nicht das, um was deine Mutter dich bittet,“ und das versprach er ihr denn auch. Darauf gab sie ihm einen Ring, der hatte die Eigenschaft, daß der, welcher ihn am Finger trug, zwei Wünsche tun konnte. Er wünschte sich nun nach Hause, und als die Eltern ihn sahen, konnten sie sich nicht genug darüber verwundern, wie stattlich und prächtig er ausah.

Als er nun einige Tage zu Hause gewesen war, wollte seine Mutter, er sollte aufs Schloß gehen und dem König zeigen, was für ein Mann aus ihm geworden sei. Der Vater aber sagte: „Nein, das soll er aber nicht; denn alsdann können wir nicht länger die Freude haben, ihn bei uns zu sehen. Aber es half nichts; die Mutter bat und quälte ihn so lange, bis er endlich ging. Als er nun aufs Schloß kam, war er weit stattlicher an Kleidern, und in allem, als der andre König; das war diesem nun gar nicht recht, und er sagte daher: „Ja, aber nun sollst du meine Gemahlin sehen; ich glaube nicht, daß deine so schön ist, wie meine.“ — „Gott gebe, sie stände hier, so solltest du es sehen!“ sagte der junge König, und sogleich stand sie da; aber sie war sehr betrübt und sagte: „Warum hast du mir nicht gehorcht, und nur auf das gehört, was dein Vater dir sagte? Nun muß ich wieder fort, und du hast keine Wünsche mehr.“ Darauf knüpfte sie ihm einen Ring ins Haar, worauf ihr Name stand, und wünschte sich wieder nach Hause.

Da ward der junge König sehr betrübt und dachte an nichts andres, als wie er nun wieder zu seiner Gemahlin kommen sollte. „Ich muß sehen, ob ich nicht irgendwo erfahren kann, wo Witenland liegt,“ dachte er und begab sich auf den Weg. Als er ein Ende gegangen war, begegnete ihm einer, der war Herr über alle Tiere im Walde, und sie kamen zu ihm, wenn er nur in sein Horn blies, den fragte der König nach Witenland. „Ich weiß nicht, wo es liegt,“ sagte der Mann, „aber ich will meine Tiere fragen.“ Darauf blies er sie herbei und fragte, ob nicht einer von ihnen wüßte, wo Witenland läge, aber das wußte keiner.

Da gab der Mann ihm ein Paar Schneeschuhe. „Wenn du

die an hast," sagte er, „kommst du zu meinem Bruder, der über hundert Meilen weit von hier wohnt; der ist Herr über alle Vögel in der Luft, du kannst den fragen. Wenn du aber dort angekommen bist, so kehre die Schuhe nur um, so daß die Spitze nach hier wendet, dann gehn sie von selbst wieder nach Hause.“ Als der König nun an Ort und Stelle gekommen war, kehrte er die Schneeschuhe um, wie der Herr über die Tiere ihm gesagt hatte, und darauf gingen sie von selbst wieder nach Hause.

Er fragte nun wieder nach Witenland, und der Mann blies alle Vögel herbei und fragte sie, ob nicht einer von ihnen wußte, wo Witenland läge. Nein, das wußte wieder keiner. Lange nach den andern Vögeln kam auch noch ein alter Adler, der zehn Jahre lang in der Fremde gewesen war, aber der wußte es auch nicht. „Nun,“ sagte der Mann, „dann will ich dir ein Paar Schneeschuhe leihen; wenn du die an hast, kommst du zu meinem Bruder, der hundert Meilen weit von hier wohnt, er ist Herr über alle Fische im Meer, du mußt den fragen; vergiß aber nicht die Schuhe wieder umzukehren, wenn du dort angekommen bist.“ Der König dankte dem Mann und legte die Schuhe an. Als er nun zu dem gekommen war, der Herr über alle Fische im Meer war, kehrte er die Schuhe wieder um, worauf diese, ebenso wie die andern, wieder nach Hause gingen.

Der König fragte nun wieder nach Witenland. Da blies der Mann alle Fische herbei; aber auch von ihnen wußte keiner Bescheid. Endlich kam ein alter, alter Hecht, der Mann hatte viele Mühe ihn herbeizublasen, und als er ihn nach Witenland fragte, antwortete der Hecht: „Ja, da bin ich gut bekannt; denn ich bin da zehn Jahre lang Koch gewesen. Morgen soll ich wieder dahin; denn die Königin, die ihren Gemahl verloren hat, macht morgen wieder Hochzeit.“ — „Wenn es sich so verhält, so will ich dir einen guten Rat geben,“ sagte der Mann, „hier draußen auf einem Erlenmoor stehen drei Brüder, die haben da schon hundert Jahre gestanden und sich um einen Hut, einen Mantel und ein Paar Stiefeln gebalgt. Wenn einer die drei Dinge hat, so kann er sich unsichtbar machen und sich so weit weg wünschen als er will. Du kannst sagen, du

wolltest die Sachen probieren und nachher zwischen ihnen das Urtheil sprechen.“ Der König dankte dem Mann und tat wie er ihm gesagt hatte. „Was steht ihr hier beständig und balgt euch?“ sagte er, als er zu den drei Brüdern gekommen war, „laßt mich die Dinge probieren, dann will ich das Urtheil zwischen euch sprechen.“ Ja, das wollten sie gern. Als er aber den Hut, den Mantel und die Stiefel bekommen hatte, sagte er: „Wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen, sollt ihr das Urtheil erfahren,“ und damit wünschte er sich fort. Als er durch die Luft fuhr, traf er mit dem Nordwind zusammen. „Wo willst du hin?“ fragte ihn der Nordwind. „Nach Witenland,“ sagte der König und erzählte ihm, was ihm begegnet war. „Ja, du fährst wohl etwas schneller als ich,“ sagte der Nordwind, „ich muß nun in jeden Winkel und wehen und pusten. Wenn du aber an Ort und Stelle kommst, so stelle dich nur auf der Treppe neben der Thür hin; dann werde ich gesaußt kommen, als wollte ich das ganze Schloß umwehen. Wenn dann der Prinz, der deine Gemahlin haben soll, heraus kommt und sehen will, was es gibt, so faß ihn nur beim Kragen und wirf ihn hinaus; dann will ich schon zusehen, wie ich ihn fort schaffe.“ Ja, der König tat, wie ihm der Nordwind gesagt hatte, er stellte sich auf die Treppe hin, und als der Nordwind gesaußt und gebraußt kam, und einen Griff ins Schloßdach tat, so daß es bebte und krachte, ging der Prinz hinaus und wollte sehen, was es gab. Aber in demselben Augenblick ergriff der König ihn beim Kragen und warf ihn hinaus. Da nahm ihn der Nordwind und fuhr mit ihm davon. Als der König so mit guter Manier den Prinzen quitt geworden war, ging er ins Schloß. Anfangs erkannte die Königin ihn nicht, weil er durch das lange Wandern und seinen heftigen Kummer so bleich und mager geworden war. Als er ihr aber den Ring zeigte, ward sie herzlich froh, und nun wurde mit großem Jubel erst die rechte Hochzeit gefeiert.



## Es gibt noch mehr solche Weiber.



Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wollten säen, aber sie hatten kein Saatkorn, und auch kein Geld, sich etwas zu kaufen. Eine einzige Kuh hatten sie, und mit der sollte der Mann in die Stadt gehen und sie verkaufen, damit sie Geld zum Saatkorn bekämen. Als es aber zum Stücke kam, wagte die Frau es nicht, den Mann allein reisen zu lassen, denn sie fürchtete, er möchte das Geld vertrinken. Sie machte sich daher selbst

mit der Kuh auf den Weg und nahm auch noch ein Huhn mit.

Dicht bei der Stadt begegnete ihr ein Schlachter. „Willst du die Kuh verkaufen, Mutter?“ fragte er sie. „Ja,“ sagte die Frau. „Was willst du denn dafür haben?“ — Für die Kuh verlange ich drei Groschen,“ sagte sie, „aber das Huhn sollst du für acht Taler haben.“ „Das Huhn kann ich nicht gebrauchen,“ sagte der Schlachter, „und das wirst du schon los, wenn du zur Stadt kommst; aber für die Kuh will ich dir drei Groschen geben.“ Sie verkaufte ihm nun die Kuh und erhielt ihre drei Groschen; aber in der Stadt war niemand, der acht Taler für ein mageres schäbiges Huhn geben wollte. Die Frau ging deshalb wieder zurück zum Schlachter und sagte: „Gevatter, ich kann mein Huhn nicht los werden; du mußt es mir auch nun abkaufen, da du doch einmal die Kuh bekommen hast.“ —

„Nun, wir werden schon handelseins werden,“ sagte der Schlachter. Darauf traktierte er sie mit Essen und gab ihr soviel Branntwein, daß sie trunken ward und Sinn und Verstand verlor.

Während sie nun da lag und schlief, tauchte der Schlachter sie in ein Teerfaß und legte sie dann in einen Federhaufen.

Als sie darauf erwachte, war sie über und über gefiedert und wunderte sich und sprach: „Bin ich's oder bin ich's nicht? Nein, ich kann's nicht sein, das muß ein großer sonderbarer Vogel sein. Wie soll ich's doch nur erfahren, ob ich's bin oder nicht? Ja, nun weiß ich's, wenn mich die Kälber lecken, und der Hund mich nicht anbellt, wenn ich nach Hause komme, so bin ich's.“

Der Hund aber sah kaum das Untier, so fing er an zu bellen, als ob Schelme und Diebe auf den Hof gekommen wären. „Nein, das kann ich unmöglich sein,“ sagte sie. Als sie in den Stall kam, wollten die Kälber sie nicht lecken, wegen des strengen Teergeruchs. „Nein, das kann ich nicht sein,“ sagte sie, stieg auf das Dach und fing an, mit den Armen zu schlagen, als ob es Flügel wären, und sie in die Höhe wollte. Als der Mann das gewahr ward, kam er mit der Büchse heraus und zielte nach ihr. „Ach, schieß nicht, schieß nicht!“ rief sie, „das bin ich.“ — „Bist du es?“ sagte der Mann, „was stehst du denn da, wie eine Ziege?“ „Komm herunter und tu mir Rechenschaft von deinem Verkauf!“ Sie kroch nun herunter, aber sie hatte nicht einen Heller; denn die drei Groschen, die sie vom Schlachter bekommen hatte, die hatte sie in ihrer Besoffenheit weggeworfen; und als der Mann nun hörte, wie alles zugegangen war, ward er so zornig, daß er sagte, er wolle von Haus und Hof gehen, und nicht eher zurückkehren, als bis er drei andre Weiber fände, die eben so unflug wären.

Er machte sich nun auf den Weg, und als er eine Strecke gegangen war, erblickte er eine neu aufgezimmerte Hütte, und ein Weib lief mit einem leeren Sieb aus und ein; aber so oft sie hinein lief, warf sie die Schürze über das Sieb, als ob sie etwas drin hätte. „Warum tut Ihr das, Mutter?“ fragte er die Frau. „Oh, ich will nur ein wenig Sonne hinein tragen,“ sagte sie, „aber ich weiß nicht, wie es recht zugeht, wenn ich draußen bin, habe ich

die Sonne im Sieb, aber sobald ich hinein komme, ist sie weg. Da ich noch in meiner alten Hütte wohnte, hatte ich Sonne genug, obgleich ich nie das geringste hinein trug. Wenn mir nur einer Sonne schaffen könnte, so wollt ich ihm gern dreihundert Taler geben.“ — „Habt Ihr eine Art,“ sagte der Mann, „so will ich Euch schon Sonne verschaffen.“ Er bekam nun eine Art, und damit haute er die Fensterlöcher hinein, denn die hatte der Zimmermann vergessen. Sogleich schien nun die Sonne hindurch, und er bekam seine dreihundert Taler. „Das war eine!“ dachte der Mann und ging weiter.

Nach einer Weile kam er zu einem Hause, in welchem er ein entsetzliches Geschrei hörte. Er ging hinein, und da sah er nun eine Frau, die damit beschäftigt war, ihrem Mann den Kopf mit einem Waschbläuel zu bearbeiten; über den Kopf hatte sie ein Hemd ohne Halsloch gezogen. „Wollt Ihr Euren Mann totschlagen, Mutter?“ fragte er. „Nein,“ sagte sie, „ich will nur ein Halsloch in dieses Hemd haben.“ Der Mann schrie und gebärdete sich übel und sprach: „Gott tröste den, der ein neues Hemd anhaben soll! Wenn jemand meiner Frau lehren könnte, ein Halsloch auf eine andre Manier ins Hemd zu kriegen, so wollt ich ihm gern dreihundert Taler geben.“ — „Das soll bald getan sein; gebt mir nur eine Schere,“ sagte der andre. Er bekam nun eine Schere, schnitt ein Loch ins Hemd und ging mit seinen dreihundert Talern davon. „Das war die zweite,“ sagte er bei sich selbst.

Endlich kam er zu einem Bauernhof, wo er sich eine Weile auszuruhen gedachte. Als er in die Stube trat, fragte die Frau ihn: „Wo seid Ihr her, Gevatter?“ — „Ich bin aus Ringelreich,“ antwortete er. „Nein, was Ihr sagt! Seid Ihr aus dem Himmelreich? Dann kennt Ihr wohl auch den zweiten Peter, meinen seligen Mann?“ — Die Frau war nämlich zum drittenmal verheiratet; ihr erster und ihr letzter Mann waren schlimm, darum glaubte sie, daß nun der zweite, der gut gewesen war, selig geworden sei. — „Ja, den kenne ich sehr gut,“ sagte er. „Wie geht's ihm denn?“ fragte die Frau. „Oh, es geht ihm nur dürftig,“ erwiderte der Ringelreicher, er schlendert von einem Hof zum andern und hat weder Essen in

der Schüssel, noch Kleider auf dem Leibe — an Geld ist nun gar nicht zu denken.“ — „Ach, Gott helf' mir!“ rief die Frau, „er brauchte eben nicht so elend einher zu gehen, er, der so viel hinterlassen hat; hier hängt ein ganzer Boden voll Kleider, die ihm gehörten, und eine große Kiste mit Geld steht hier auch; wenn Ihr's mitnehmen wollt, Gevatter, so will ich Euch gern ein Pferd und einen Karren geben, damit Ihr's fortschaffen könnt; das Pferd kann er da behalten, und auf dem Karren kann er sitzen und von einem Hof zum andern fahren, denn er hat es eben nicht nötig zu Fuß zu gehen.“ Der Ringelreicher erhielt nun eine ganze Karrenfuhr voll Kleider und eine Kiste voll blankes Silbergeld und soviel Essen und Trinken, als er nur wollte, und damit setzte er sich auf und fuhr davon. „Das war die dritte,“ sagte er bei sich selbst.

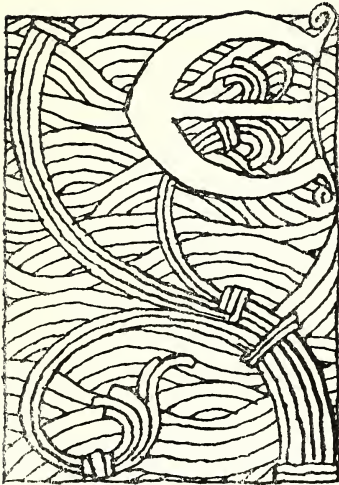
Aber draußen auf dem Felde ging der dritte Mann der Frau und pflügte, und da er jemanden, den er nicht kannte, mit seinem Pferd und seinem Karren abreisen sah, ging er nach Hause zu seiner Frau und fragte sie, was das für einer wäre, der mit seinem blauen Pferde davon reiste. „Ach der,“ sagte die Frau, „das war ein Mann aus dem Himmelreich; er sagte, daß es dem zweiten Peter, meinem seligen Mann, so schlecht gehe, daß er von Hof zu Hof schlendern müsse und weder Kleider noch Geld hätte; darum schickte ich ihm alle seine alten Kleider, die hier hangen, und auch die alte Geldkiste mit dem Silbergeld.“ Als der Mann das hörte, merkte er sogleich, was die Uhr geschlagen hatte, sattelte sein Pferd und ritt in vollem Galopp davon. Es dauerte nicht lange, so war er dicht hinter dem Ringelreicher. Wie dieser ihn aber gewahr ward, fuhr er den Karren ins Unterholz, riß dem Pferd eine Handvoll Haare aus und lief auf einen Hügel, wo er die Pferdehaare an eine Birke band; danach legte er sich darunter auf die Erde hin und glogte und stierte in die Wolken. „Nein! nein!“ sagte er so bei sich selbst, als der dritte Peter geritten kam, „nein, so was hab' ich noch in meinem Leben nicht gesehen!“ Peter sah ihm verwundert eine Weile zu, endlich fragte er ihn: „Was liegst du da und glogäugst?“ — „Nein, so was hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen!“ sagte der andre, „hier fuhr soeben einer mit einem blauen Pferd gerade zum

Himmel hinauf; da siehst du noch die Haare, die an der Birke hängen, und da oben in den Wolken siehst du das blaue Pferd.“ Peter sah bald zu den Wolken hinauf, bald nach dem, welcher da lag und stierte; endlich sagte er: „Ich sehe nichts, als nur die Pferdehaare an der Birke.“ — „Nein, du kannst es da auch nicht sehen,“ sagte der andre, „aber komm hierher und lege dich auf diese Stelle hin, und dann mußt du gerade in die Wolken sehen, und die Augen nicht wegkehren.“ Als nun der dritte Peter da lag und in die Wolken starrte, daß ihm die Augen voll Wasser liefen, schwang sich der Ringelreicher auf das Pferd und machte sich sowohl mit diesem, als mit dem Karren davon. Wie Peter es auf dem Wege rasseln hörte, sprang er auf; aber er war so verstört, als er den andern mit seinen beiden Pferden und seinem Karren davon jagen sah, daß er sich nicht eher besann, ihm nachzueilen, als bis es zu spät war.

Er ließ die Ohren ziemlich lang hängen, wie er nach Hause kam; als ihn aber seine Frau fragte, wo er das Pferd gelassen hätte, sagte er, „oh, ich hab' es ihm für den zweiten Peter mitgegeben; denn ich dachte, es wäre nicht wert, daß er im Himmel auf einem elenden Kumpelkasten sitzen und von Hof zu Hof karren solle; nun kann er die Karre verkaufen und sich einen Wagen anschaffen.“ — „Dafür sollst du Dank haben,“ sagte die Frau, „ich hätte nie geglaubt, daß du ein so guter Mann wärst.“

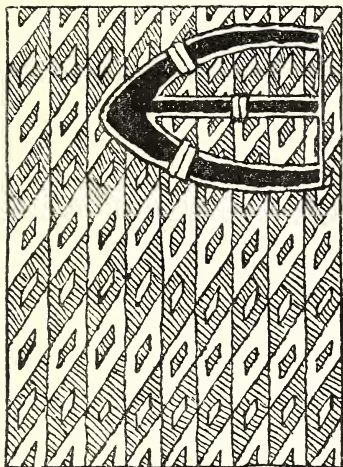
Als nun der andre mit den sechshundert Talern und der Karrenfuhr voll Kleider und der Geldkiste nach Hause kam, sah er, daß aller Acker gepflügt und besät war. Darum war die erste Frage, die er an seine Frau tat, woher sie das Saatkorn bekommen hätte. „Oh,“ sagte sie, „ich habe immer gehört, wer da säet, wird auch ernten; darum hab' ich denn das Salz gesät, das die vom Dovrefjeld hier abgesetzt haben, und wenn wir bloß Regen bekommen, wird's wohl aufgehen, sollt' ich meinen.“ — „Verrückt bist du, und verrückt bleibst du, so lange du lebst,“ sagte der Mann, „aber es mag drum sein, denn die andern sind auch nicht klüger als du.“

## Einem jeden gefallen seine Kinder am besten.



in Schütz ging einmal in einem Wald; da begegnete ihm die Bruchschnepe. „Lieber Freund, schieß' nicht meine Kinder!“ sagte die Schnepe. „Was sind denn das für welche, deine Kinder?“ fragte der Schütz. „Die schönsten Kinder, die im Walde gehen, sind meine,“ antwortete die Schnepe. „Ich will sie denn nicht schießen,“ sagte der Schütz. Als er aber zurückkehrte, hatte er ein ganzes Bündel junge Bruchschnepfen, die er alle geschossen hatte, in der Hand. „Au! au! Warum hast du dennoch meine Kinder geschossen?“ sagte die Schnepe. „Waren diese denn deine?“ fragte der Schütz, „ich schoß die häßlichsten, die ich fand.“ — „Ach ja,“ antwortete die Schnepe, „weißt du denn nicht, daß einem jeden seine Kinder am besten gefallen?“

## Eine Freiergeschichte.



Es war einmal ein Bursch, der ging aufs Freien aus. Da kam er unter anderm auch zu einem Raten, wo die Leute in purer Armut und Dürftigkeit lebten. Als aber der Freier kam, wollten sie gern wohlhabend scheinen, kannst du glauben. Der Mann hatte einen neuen Armel in seine Jacke bekommen. „Setz' dich nieder!“ sagte er zu dem Freier, „aber 's sieht hier überall so staubig aus!“ und damit ging er umher und wischte und stäubte mit seinem neuen Jackenärmel überall auf den Bänken

und Tischen herum; den andern Arm aber hielt er auf den Rücken. Die Frau hatte einen neuen Schuh bekommen, und mit dem stieß sie an alle Bänke und Stühle. „Es liegt hier so viel herum,“ sagte sie, „es sieht hier so unordentlich aus.“ Darauf riefen sie die Tochter, sie sollte herein kommen und aufräumen. Die hatte eine neue Mütze bekommen und steckte den Kopf zur Tür herein und nickte: „Ich kann denn doch auch nicht überall sein,“ sagte sie. Ja, das waren rechte Wohlstandsleute, zu denen der Freier gekommen war.

## Die drei Muhmen.



Es war einmal ein armer Mann, der wohnte in einer Hütte, weit weg in einem Walde, und ernährte sich mit der Jägerei. Er hatte eine einzige Tochter, die war außerordentlich schön. Da aber die Mutter schon früh gestorben, und das Mädchen nun schon halb erwachsen war, sagte sie eines Tages zu ihrem Vater, sie wolle sich bei andern Leuten in Dienst geben, damit sie lernen könne, sich hiernach selbst ihr Brot zu verdienen. „Ja, meine Tochter,“ sagte der Vater, „du hast bei mir freilich nichts anders gelernt, als

Vögel rupfen, aber du magst es immerhin versuchen, dir dein Brot selbst zu verdienen.“ Das Mädchen ging nun fort, um sich einen Dienst zu suchen, und als sie eine Weile gegangen war, kam sie zu einem Königsschloß; da blieb sie, und die Königin mochte sie so wohl leiden, daß die andern Dirnen ganz neidisch auf sie wurden. Darum sagten sie eines Tages zu der Königin, das Mädchen hätte sich gerühmt, ein Pfund Flachs in vierundzwanzig Stunden spinnen zu können; denn sie wußten, die Königin hielt so viel auf Handarbeiten. „Ja, hast du das gesagt, so sollst du es auch,“ sagte die Königin zu ihr, „indessen macht es nichts, wenn du auch etwas mehr Zeit dazu gebrauchst.“ Das arme Mädchen wagte nicht, zu sagen, daß sie niemals gesponnen hätte, sondern bat nur um eine



Kammer für sich allein; die bekam sie denn auch, und man brachte ihr einen Spinnrocken und Flachs. Da saß sie nun und war betrübt und weinte und konnte sich gar nicht raten. Sie stellte den Rocken vor sich hin und kehrte und drehte ihn, aber sie wußte ganz und gar nicht, wie sie's anfangen sollte; denn sie hatte nie zuvor in ihrem Leben nur einmal einen Spinnrocken gesehen.

Als sie nun so betrübt da saß, trat eine alte Frau zu ihr ein. „Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte sie. „Ach,“ antwortete das Mädchen, „was kann es nützen, daß ich es dir sage, denn du kannst mir ja doch nicht helfen.“ — „Man kann nicht wissen,“ sagte die Frau, „es wäre doch möglich, daß ich Rat für dich wüßte.“ Ja, ich kann es ihr ja wohl sagen, dachte das Mädchen und erzählte ihr nun, wie ihre Mitdienerinnen ausgesagt hätten, sie habe sich gerühmt, ein Pfund Flachs in vierundzwanzig Stunden spinnen zu können, „aber ich Arme!“ sagte sie, „ich habe nie in meinem Leben einen Spinnrocken gesehen, geschweige denn, daß ich soviel sollte in vierundzwanzig Stunden spinnen können.“ — „Es mag nun drum sein, mein Kind!“ sagte die Frau, „willst du mich an deinem Ehrentag Ruhme nennen, so will ich den Flachs für dich spinnen, und du kannst dich hinlegen und schlafen.“ Ja, das wollte das Mädchen gern und ging hin und legte sich schlafen.

Am andern Morgen, als sie erwachte, lag aller Flachs gesponnen auf dem Tisch, und das so sauber und fein, daß man nie so schönes ebnes Garn noch gesehen hatte. Die Königin freute sich sehr über das schöne Garn und hielt nun noch mehr von dem Mädchen als vorher. Darüber wurden die andern noch neidischer auf sie und sagten nun zu der Königin, jetzt hätte sie sich auch gerühmt, das Garn, das sie gesponnen, in vierundzwanzig Stunden weben zu können. Die Königin sagte wieder, wenn sie das gesagt hätte, so solle sie es auch, aber es machte nichts, wenn sie auch nicht eben in vierundzwanzig Stunden damit fertig würde. Das Mädchen wagte auch diesmal nicht, ihre Ungeschicklichkeit zu bekennen, sondern bat nur um eine Kammer für sich allein, dann wollte sie es versuchen. Da saß sie nun wieder und war betrübt und weinte und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Es dauerte aber nicht lange,

so trat wieder eine alte Frau herein und fragte: „Was fehlt dir, mein Kind?“ Das Mädchen wollte es ihr erst nicht sagen, aber zuletzt erzählte sie ihr denn, was die Königin von ihr verlangte. „Ei nun,“ sagte die Frau, „es mag drum sein! Willst du mich an deinem Ehrentag Muhme nennen, so will ich das Garn für dich weben, und du kannst dich hinlegen und schlafen.“ Ja, das wollte das Mädchen gern, und damit ging sie hin und legte sich schlafen. Als sie aufwachte, lag alles Garn so sauber und dicht gewebt auf dem Tisch, wie nur möglich. Sie brachte es nun der Königin, und diese freute sich außerordentlich über die schöne Leinwand und hielt jetzt noch weit mehr von dem Mädchen, als zuvor. Aber darüber wurden die andern noch neidischer und erbitterter auf sie und dachten an nichts anders, als was sie jetzt angeben sollten, um ihr zu schaden.

Endlich verfielen sie darauf, zu der Königin zu sagen jetzt hätte sie sich auch gerühmt, all die Leinwand, die sie gesponnen, in vierundzwanzig Stunden zu Hemden aufnähen zu können. Es ging nun ebenso wie früher, das Mädchen wagte nicht, zu sagen, daß sie nicht nähen könne; sie erhielt wieder ihre Kammer für sich allein und saß da und war betrübt und weinte. Nun trat aber wieder eine alte Frau zu ihr ein und versprach ihr, die Leinwand für sie zu nähen, wenn sie sie an ihrem Ehrentag Muhme nennen wolle. Ja, das wollte das Mädchen gern und tat wieder, wie die Frau ihr sagte, ging hin und legte sich schlafen. Am andern Morgen, als sie erwachte, war alle Leinwand zu Hemden aufgenäht, die auf dem Tisch lagen; eine so schöne Naht hatte man aber noch nie gesehen, und die Hemden waren alle hübsch gezeichnet und völlig fertig. Als die Königin die Arbeit sah, freute und verwunderte sie sich so sehr über die schöne Naht, daß sie die Hände über den Kopf zusammenschlug. „Nein, eine so schöne Naht habe ich noch nie gesehen,“ sagte sie, und von nun an hatte sie das Mädchen so lieb, wie ihr eignes Kind. „Wenn du jetzt den Prinzen haben willst, so sollst du ihn bekommen,“ sagte sie zu dem Mädchen, „denn du hast niemals nötig, etwas aus dem Hause zu geben, da du alles selbst spinnen und weben und auch nähen kannst.“ Weil das





Mädchen nun so schön war, und der Prinz sie gern leiden mochte, wurde auch sogleich die Hochzeit gehalten. Als sich aber der Prinz mit ihr zur Tafel gesetzt hatte, trat plötzlich ein altes häßliches Weib herein mit einer langen, langen Nase — die war gewiß drei Ellen lang.

Da stand die Braut auf, ging auf die Alte zu und sagte: „Guten Tag, Muhme!“ — „Ist das die Muhme meiner Braut?“ fragte der Prinz. Ja, das wäre sie. „Ja, so müssen wir sie denn wohl mit bei der Tafel sitzen lassen,“ sagte der Prinz; aber er sowohl als die andern meinten doch, sie wäre gar zu garstig, um mit ihnen bei Tafel zu sitzen.

Nicht lange danach trat wieder ein altes häßliches Weib ein, die hatte einen Allerwertesten, so dick und so breit, daß sie nur mit genauer Not zur Thür herein konnte. Sogleich stand die Braut auf und grüßte sie und sagte: „Guten Tag, Muhme!“ und der Prinz fragte wieder, ob das auch eine Muhme seiner Braut wäre. „Ja,“ antworteten beide, und sie mußte sich nun ebenfalls an die Tafel setzen.

Raum aber hatte sie sich niedergesetzt, so trat wiederum ein altes häßliches Weib ein, mit Augen, so groß, wie ein paar Teller und so rot und fließend, daß es ganz abscheulich aussah. Die Braut stand wieder auf und grüßte sie und sagte: „Guten Tag, Muhme!“ und der Prinz bat auch sie, sich an die Tafel zu setzen, aber er dachte bei sich selbst: „Gott steht mir bei wegen all der Muhmen, die meine Braut hat!“ Als sie ein wenig gegessen hatten, konnte der Prinz sich nicht enthalten, zu sagen: „Wie in aller Welt kann doch meine Braut, die so schön ist, so häßliche und mißgestaltene Muhmen haben!“ — „Das will ich dir sagen,“ versetzte die eine, „ich war ebenso schön, wie deine Braut, da ich in ihrem Alter war; aber daß ich eine so lange Nase habe, kommt daher, weil ich soviel gegessen und gesponnen und dabei den Kopf beständig gerüttelt und geschüttelt habe; davon hat sich die Nase ausgedehnt und ist so lang geworden, wie du sie jetzt siehst!“ „Und ich,“ sagte die zweite, „ich habe von meiner Jugend an auf dem Webstuhl gesessen und immer hin und her gehuppelt; davon ist mein Allerwertester so groß ge-

worden und so angeschwollen, wie du ihn jetzt siehst.“ Darauf sagte die dritte: „Ich habe, seit ich ganz klein war, immer dageessen und auf das Nähzeug gestiert; davon sind meine Augen so häßlich und rot geworden.“ — „Na, so!“ sagte der Prinz, „das war gut, daß ich das zu wissen bekam, wie die Leute von dergleichen so häßlich werden können; so soll denn nun meine Braut auch in ihrem Leben nicht wieder spinnen, noch nähen, noch weben!“

## Der Sohn der Witwe.



Es war einmal eine arme, arme Witwe, die hatte einen einzigen Sohn, für den quälte sie sich so lange ab, bis der Prediger ihn gefirmelt hatte. Da sagte sie, jetzt könne sie ihn nicht länger ernähren, er müsse nun fort und sich sein Brot selbst verdienen. Der Bursch wanderte darauf fort in die Welt und als er eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm ein Mann, der fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich will fort in die Welt und zusehen, ob ich nicht einen Dienst bekommen kann,“ sagte der Bursch. „Willst du bei mir dienen?“ —

„O ja, ebensogut bei dir, als bei jedem andern,“ versetzte der Bursch. „Ja, du sollst es gut bei mir haben,“ sagte der Mann, „du sollst mir bloß zur Gesellschaft sein, weiter verlange ich von dir nichts.“ Der Bursch trat nun seinen Dienst bei dem Manne an; er führte ein herrliches Leben, hatte Essen und Trinken vollauf und nur wenig oder gar nichts zu tun; aber er sah sonst auch niemals eine Menschenseele.

Eines Tages sagte der Mann zu ihm: „Ich werde jetzt auf acht Tage verreisen; während der Zeit mußt du hier allein bleiben, aber du darfst ja nicht in eines von diesen vier Zimmern gehen; tutst du das, so kostet es dir das Leben, wenn ich zurück komme.“ — Nein, sagte der Bursch, er wollt's gewiß nicht tun. Als aber der Mann drei oder vier Tage fort gewesen war, konnte der Bursch

sich nicht länger halten, sondern ging in das eine der Zimmer. Er sah sich hier überall um, aber bemerkte nichts, als nur eine Borte über der Thür, und darauf lag eine Dornrute. „Das ist auch was Rechtes, um es mir so strenge zu verbieten, in dies Zimmer zu gehen, wenn hier weiter nichts zu sehen ist!“ dachte der Bursch. Als die acht Tage um waren, kam der Mann wieder nach Hause. „Du bist doch auch wohl in keins von den Zimmern gegangen,“ sagte er. „Nein, ganz und gar nicht,“ sagte der Bursch. „Nun, das werde ich gleich sehen,“ sagte der Mann, und darauf ging er gerade in das Zimmer, in welchem der Bursch gewesen war. „Ja, du bist doch drin gewesen,“ sagte er, als er zurück kam, „und nun muß ich dich töden.“ Aber der Bursch weinte und bat so lange, bis er doch zuletzt mit dem Leben davon kam; aber tüchtige Schläge erhielt er. Als er die ausgestanden hatte, waren sie wieder ebenso gute Freunde, als zuvor.

Einige Zeit danach verreiste der Mann abermals; er sagte, daß er jetzt vierzehn Tage ausbleiben würde, und verbot dem Burschen wieder strenge, in irgend eins der Zimmer zu gehen, in welchen er noch nicht gewesen sei; aber in das, worin er schon gewesen, könne er immer wieder gehen, wenn er wolle. Es ging nun ebenso, wie das vorige Mal, nur daß der Bursch sich jetzt acht Tage hielt, eh' er wieder in eines der verbotenen Zimmer ging. Er sah auch hier nichts, als über der Thür eine Borte und darauf einen Feldstein und einen Wasserkrug. „Nun, das ist auch was Rechtes, um davor so bange zu sein!“ dachte der Bursch. Als der Mann nach Hause kam, fragte er den Burschen wieder, ob er auch in irgend einem der Zimmer gewesen sei. Nein, sagte der Bursch, er wäre nicht drin gewesen. „Nun, das werde ich gleich sehen,“ sprach der Mann, und da er nun sah, daß der Bursch dennoch drin gewesen war, sagte er: „Nun kann ich dich nicht länger schonen, jetzt mußt du das Leben verlieren.“ Aber der Bursch weinte und bat so lange, bis er denn zuletzt wieder mit einer Tracht Schläge davon kam, aber die war denn auch nicht schlecht. Als er sich davon erholt hatte, führte er wieder ein herrliches Leben; und er und der Mann waren wieder ebenso gute Freunde, wie zuvor.



Einige Zeit danach wollte der Mann abermals verreisen; er sagte, daß er jetzt drei Wochen abwesend sein würde, und schärfte dem Burschen ein, beileibe nicht in das dritte Zimmer zu gehen; wenn er es dennoch täte, sagte er, könne er sich nur sogleich darauf gefaßt machen, das Leben zu verlieren. Nach vierzehn Tagen konnte der Bursch sich nicht länger halten, sondern ging auch in das dritte Zimmer; er sah aber darin nichts, als nur eine Falltür am Fußboden. Als er die aufhob und hinunter sah, erblickte er einen großen kupfernen Kessel und drinnen pruttelte und kochte es, ohne daß Feuer darunter war. Ich möchte doch wissen, ob's wohl warm ist, dachte der Bursch und steckte den Finger hinein; als er ihn aber wieder heraus zog, war er über und über vergoldet; er schabte und wusch ihn, aber die Vergoldung wollte nicht wieder ab; da band er einen Lappen darum. Als darauf der Mann nach Hause kam und ihn fragte, was seinem Finger fehle, sagte der Bursch, er habe sich so arg geschnitten; aber da riß der Mann den Lappen ab und sah nun sogleich, was dem Finger fehlte. Erst wollte er den Burschen durchaus töten; aber da dieser wieder so heftig weinte und so flehentlich bat, klopfte er ihn bloß so, daß er drei Tage lang zu Bett liegen mußte. Darauf nahm er einen Krug von der Wand, worin eine Salbe war, und bestrich damit den Burschen, worauf dieser sogleich wieder frisch und gesund aufstand.

Als einige Zeit vergangen war, wollte der Mann abermals verreisen und wollte nun einen ganzen Monat ausbleiben. Zu dem Burschen aber sagte er, wenn er es sich einfallen ließe, auch in das vierte Zimmer zu gehen, so könne er durchaus nicht hoffen, das Leben zu behalten; dieses Mal würde er ihn gewiß nicht schonen. Der Bursch hielt sich etwa drei ganze Wochen, aber länger kommt' er's nicht aushalten, sondern ging nun auch in das vierte Zimmer. Hierin stand ein großes Pferd mit einem Schmutztrog beim Kopf und einem Heutrog beim Schwanz. Dem Burschen däuchte das ungleich, und daher tauschte er um und setzte den Heutrog beim Kopf hin und den Schmutztrog beim Schwanz. Daß sagte das Pferd: „Weil du ein so gutes Herz hast und mir etwas zu essen gönnst, will ich dich erretten; denn kommt der Troll jetzt nach Hause

und findet dich hier noch vor, so tödtet er dich ganz gewiß. Gehe aber nun in das Zimmer hier gerade gegenüber und nimm eine von den Rüstungen; aber du darfst ja keine von den blanken nehmen, sondern du sollst die allerrostigste nehmen, die du da siehst, und auf gleiche Weise sollst du auch Schwert und Sattel wählen.“ Das tat der Bursch; aber es war alles das sehr schwer für ihn zu tragen.

Als er mit den Sachen zurück kam, sagte das Pferd, nun solle er sich nackt auskleiden und in das Zimmer gehen, wo der Kessel stände und kochte, und in dem solle er sich gut baden. „Da werde ich wohl schön aussehen,“ dachte der Bursch, aber er ging doch hin. Als er sich nun gebadet hatte, war er so schön und groß geworden und so rot und weiß, wie Milch und Blut, dazu weit stärker, als vorher. „Spürst du eine Veränderung?“ fragte ihn das Pferd. „Ja,“ sagte der Bursch. „Dann versuch' einmal, ob du mich aufheben kannst,“ sagte das Pferd. Ja, das konnte der Bursch, und das Schwert konnte er schwingen, wie gar nichts. Als das Pferd das sah, sprach es: „Lege mir jetzt den Sattel auf und dir selbst die Rüstung an, und dann nimm die Dornrute und den Stein und die Wasserflasche und den Salbenkrug; dann wollen wir fortreisen.“

Wie der Bursch das getan hatte und auf das Pferd gestiegen war, ging es hast du mich nicht gesehen auf und davon. Als der Bursch nun ein gutes Ende geritten war, sagte das Pferd: „Mir dünkt, ich höre ein Geräusch; sieh dich mal um, ob du etwas gewahr wirst.“ „Ich sehe Männer hinter uns,“ sagte der Bursch, „wohl gegen zwanzig Stück.“ — „Das ist der Troll,“ sagte das Pferd, „er kommt mit seinen Leuten.“

Das Pferd trabte aber weiter, so lange bis die, welche hinter ihnen waren, ganz nahe kamen. Da sagte das Pferd: „Wirf jetzt die Dornrute hinter dich, aber so weit du nur kannst!“ Das tat der Bursch, und im selben Augenblick wuchs da ein großer dicker Dornwald auf. Nun ritt der Bursch wieder eine weite Strecke fort, während der Troll sich nach Hause begab, um Axt und Beil zu holen, damit er sich durch den Wald hauen könne. Endlich sagte das Pferd wieder: „Sieh dich mal um, ob du etwas gewahr wirst.“ „Ja, eine große Menge,“ sagte der Bursch, „wie eine ganze Kirchen-

gemeine.“ — „Ja, das ist wieder der Troll,“ sagte das Pferd, „nun hat er noch mehr Leute mitgebracht. Wirf aber jetzt den Feldstein hinter dich, aber so weit du nur kannst.“

Als der Bursch das tat, entstand plötzlich ein großer hoher Berg von Feldsteinen hinter ihnen. Nun mußte der Troll wieder nach Hause, um sich Gerätschaften zu holen, womit er sich durch den Berg miniere, und während er das tat, ritt der Bursch wieder eine gute Strecke weiter. Zuletzt sagte das Pferd wieder, er solle sich mal umsehen, ob er etwas gewahr würde; und als der Bursch sich nun umsah, bemerkte er ein ganzes Kriegsheer, und alle trugen so blanke Rüstungen und Waffen, daß es nur so glitzerte. „Ja,“ sagte das Pferd, „es ist wieder der Troll, nun hat er alle seine Leute mitgebracht. Gieß aber jetzt die Flasche mit Wasser hinter dir aus; aber hüte dich wohl, daß du etwas auf meinen Leib sprizest!“ Das tat der Bursch; aber wie sehr er sich auch in acht nahm, so sprizte er doch einen Tropfen an den Schenkel des Pferdes. Augenblicklich entstand ein großes wogendes Wasser, und durch den Tropfen, den er auf das Pferd gespritzt hatte, kam dieses weit hinaus in dem Wasser zu stehen, aber es schwamm doch glücklich ans Land. Als der Troll nun zu dem Wasser kam, legte er sich mit allen seinen Leuten nieder, um es aufzutrinken, und da tranken sie so lange, bis sie barsten. „Nun sind wir sie quitt!“ sagte das Pferd.

Als sie nun eine lange, lange Zeit gereift hatten, kamen sie zu einer grünen Ebene mitten in einem Walde. „Leg' jetzt deine Rüstung ab und zieh' wieder deine Lumpen an,“ sagte das Pferd, „nimm mir dann den Sattel ab und laß mich frei und hänge alles hier in die große hohle Linde hin; danach muß du dir eine Perücke von Tannenmoos machen, und geh' dann hinauf zu des Königs Schloß, das hier in der Nähe liegt, und bitte dort um einen Dienst. Wenn du mich dann nötig hast, so komm bloß her und rüttle an dem Gebiß, dann werde ich zu dir kommen.“

Ja, der Bursch tat, wie das Pferd ihm gesagt hatte, und als er sich die Moosperücke aufsetzte, war er so bleich und jämmerlich und elend anzusehen, daß keiner ihn mehr erkennen konnte. Er ging nun zu dem Königsschloß, und da bat er zuerst um einen

Dienst in der Küche; er wolle dem Koch Wasser und Holz zutragen, sagte er. Aber die Köchin fragte ihn: „Warum hast du die häßliche Perücke auf? Nimm die ab,“ sagte sie, „ich will sonst nichts von dir wissen, so häßlich du aussiehst.“ — „Das kann ich nicht,“ sagte der Bursch, „denn mein Kopf ist nicht so recht rein.“ — „Denkst du, ich will dich dann hier beim Essen haben, wenn es so mit dir beschaffen ist?“ sagte die Köchin, „geh hinunter zum Stallmeister! Du schickst dich besser dazu, den Stall auszumisten.“ Als aber der Stallmeister ihm sagte, er solle die Perücke abnehmen, bekam dieser dieselbe Antwort, und nun wollte auch der ihn nicht behalten. „Du kannst zum Gärtner gehen,“ sagte er, „du schickst dich besser dazu, in der Erde zu wühlen, du.“ Beim Gärtner durfte er denn endlich bleiben; aber keiner von den andern Bedienten wollte mit ihm zusammen schlafen; darum mußte er denn allein schlafen unter der Treppe im Lusthause, das stand auf Stollen und hatte eine sehr große Treppe; darunter bekam er einiges Moos, und da lag er nun und schlief, so gut er konnte.

Als er nun eine Zeitlang im Königsschloß gewesen war, geschah es eines Morgens, als die Sonne aufging, daß er seine Moosperücke abnahm und da stand und sich wusch, und da war er so schön, daß es eine Lust war, ihn anzusehen.

Die Prinzessin sah durch ihr Fenster den wackern Gärtnerburschen, und es dächte ihr, einen so schönen Menschen habe sie noch nie gesehen. Sie fragte den Gärtner, warum er dort draußen unter der Treppe liege. „Oh, es will keiner von den andern Bedienten mit ihm zusammen schlafen,“ sagte der. „Laß ihn heute abend herauf kommen und vor der Thür meiner Kammer liegen,“ sagte die Prinzessin, „so werden sie sich nachher wohl nicht weigern, mit ihm zusammen zu schlafen.“ Der Gärtner sagte das dem Burschen. „Nun, wenn Ihr's so wollt, dann will ich es wohl tun,“ sagte der Bursch. Als er nun am Abend die Treppe hinauf sollte, schlarrfte er so mit seinen Schuhen, daß sie ihn bitten mußten, leise zu gehen, damit der König ihn nicht gewahr werde. Als er in die Kammer der Prinzessin gekommen war, legte er sich sogleich bei der Thür nieder und fing an zu schnarchen. Da sagte die Prinzessin zu

ihrem Kammermädchen: „Schleich dich zu ihm und nimm ihm die Moosperücke ab.“ Aber als die sie ihm abnehmen wollte, erwachte der Bursch, hielt mit beiden Händen die Perücke fest und sagte, die könne sie nicht bekommen. Darauf legte er sich wieder hin und schnarchte. Die Prinzessin gab dem Mädchen wieder einen Wink, und diesmal gelang es ihr, ihm die Perücke abzunehmen. Da lag nun der Bursch so schön und so rot und weiß, wie die Prinzessin ihn in der Morgensonne gesehen hatte.

Es dauerte aber nicht lange, so erfuhr dies der König, und darüber ward er so erbittert, daß er ihn beinahe ums Leben gebracht hätte. Er warf ihn in einen finstern Turm, und seine Tochter sperrte er auf ihr Zimmer ein, und sie durfte nicht heraus, weder Tag, noch Nacht; so viel sie auch weinte und für sich und den Burschen bitten mochte, es half alles nichts, der König ward darüber nur noch mehr erbittert.

Einige Zeit danach entstand Krieg und Unfriede im Lande, und der König mußte sich gegen einen andern König rüsten, der ihm sein Land wegnehmen wollte. Als der Bursch das hörte, bat er den Kerkermeister, zum König zu gehen und ihm die Erlaubnis auszuwirken, Harnisch und Schwert tragen zu dürfen und mit in den Krieg zu ziehen. Alle lachten laut auf, als der Kerkermeister seinen Auftrag anbrachte und den König um einiges altes Gerümpel zu einer Rüstung für den Burschen bat, damit sie doch die Lust haben könnten, zu sehen, wie der arme Wicht in den Krieg zöge. Na, das bekam er denn auch und dazu eine alte Kracke, die hinkte auf drei Beinen.

Sie zogen nun gegen den Feind aus; aber sie waren noch nicht weit von dem Königshof gekommen, als der Bursch mit seiner Kracke in einem Moor stecken blieb und hupfte und jupfte: „Hei, willst du auf! Hei, willst du auf!“ Daran hatten die andern recht ihre Lust und lachten und hatten den Burschen zum besten, als sie an ihm vorbei ritten. Aber kaum waren sie vorüber, so lief der Bursch zu der Linde, legte seine Rüstung an und rüttelte an dem Gebiß, und sogleich kam das Pferd an und sagte: „Tue du nun dein Bestes, dann werde ich das meinige tun.“ Als der Bursch sie einholte, hatte die Schlacht schon begonnen und der König war

in einer schlimmen Klemme. Aber ehe man sich's versah, hatte der Bursch den Feind in die Flucht geschlagen. Der König und seine Leute wunderten sich und konnten nicht begreifen, wer es nur sein mochte, der ihnen so gute Hilfe geleistet; denn keiner war ihm so nahe gekommen, um mit ihm sprechen zu können, und als die Schlacht vorüber war, da war er verschwunden. — Wie sie nun zurückzogen, saß der Bursch noch in dem Moor und hupste und jupste auf seiner dreibeinigen Kracke. Da lachten alle wieder. „Nein, seh' nur einer! Da sitzt der Narr noch und hupst und jupst!“ sagten sie.

Als sie am andern Tage auszogen, saß der Bursch noch da. Sie lachten ihn wieder aus und machten sich über ihn lustig. Aber kaum waren sie vorüber, so lief der Bursch wieder zu der Linde, und alles ging wieder gerade so, wie den vorigen Tag. Alle wunderten sich und konnten nicht begreifen, was es für ein fremder Held sei, der ihnen Hilfe geleistet; denn keiner war ihm wieder so nahe gekommen, um mit ihm sprechen zu können. Daß aber niemand auf den Burschen riet, versteht sich von selbst.

Als sie am Abend nach Hause zogen und sahen, daß der Bursch noch immer auf der Kracke saß, lachten sie ihn wieder aus, und einer von ihnen schoß einen Pfeil auf ihn ab und traf ihn ins Bein. Da fing der Bursch gottsjämmerlich an zu schreien und zu lamentieren; aber der König warf ihm sein Taschentuch zu, und das band er sich um das Bein.

Als sie am dritten Morgen auszogen, saß der Bursch wieder im Moor. „Hei, willst du auf! Hei, willst du auf!“ rief er zu der Kracke. „Nein, wahrhaftig! Er wird da sitzen müssen, bis er tot hungert!“ sagten die andern, als sie vorüberzogen, und machten sich wieder über ihn lustig. — Der Bursch aber lief wieder zu der Linde und kam eben in der Schlacht an, als Not an den Mann ging. In diesem Tage tödtete er den feindlichen König und damit war der Krieg auf einmal vorbei.

Nun aber erkannte der König den fremden Ritter sogleich an dem Taschentuch, das dieser sich um das Bein gebunden hatte; die vornehmsten Kavaliere nahmen ihn darauf in ihre Mitte und ritten mit ihm nach dem Königsschloß, und als die Prinzessin ihn von

ihrem Fenster aus sah, ward sie so froh, daß es gar nicht zu sagen ist. „Da kommt mein Bräutigam auch,“ sagte sie. Er aber nahm den Salbenkrug und strich sich von der Salbe aufs Bein und bestrich auch alle Verwundeten damit, und da wurden sie augenblicklich alle wieder frisch und gesund. Hierauf bekam er die Prinzessin zur Gemahlin. Aber als er am Hochzeitstage in den Stall zu dem Pferd kam, stand dieses ganz betrübt da und wollte gar nicht fressen. Der junge König — denn er war jetzt König geworden und hatte das halbe Reich bekommen — fragte, was ihm fehle. Da sagte das Pferd: „Jetzt hab' ich dir durchgeholfen; aber nun will ich nicht länger leben. Nimm jetzt dein Schwert und hau mir den Kopf ab!“ — „Nein, das tu' ich nicht!“ sagte der junge König, „du sollst das beste Futter haben, das du dir wünschen magst, und sollst von nun an beständig in Ruhe leben.“ — „Wenn du nicht tun willst, was ich dir sage,“ versetzte das Pferd, „dann muß ich dich ums Leben bringen.“ Da konnte der König nicht anders, sondern mußte tun, wie das Pferd wollte. Als er aber das Schwert aufhob, um zuzuhauen, da war er so betrübt, daß er das Gesicht wegkehren mußte, um den Hieb nicht zu sehen. Kaum aber hatte er ihm den Kopf abgeschlagen, so stand ein schöner Prinz da, wo vorher das Pferd gestanden hatte. „Wo in aller Welt kommst du her?“ fragte der König. „Ich war das Pferd,“ antwortete der Prinz, „ehedem war ich König in dem Lande, wo nachher der König regierte, den du gestern in der Schlacht getödtet hast; er war es, der einen Zauberbann auf mich geworfen und mich an den Trollen verkauft hatte. Weil er nun aber getödtet ist, bekomm' ich mein Reich zurück, und du und ich werden Nachbar Könige; aber wir wollen nie miteinander Krieg führen.“ Und das taten sie denn auch nicht; sie blieben Freunde, so lange sie lebten, und kamen oft, einander zu besuchen.

## Die Tochter des Mannes und die Tochter der Frau.



Es war einmal ein Mann und eine Frau, die heirateten einander und jeder von ihnen hatte eine Tochter. Die Tochter der Frau war faul und träge und mochte nicht das geringste tun; aber die Tochter des Mannes war fleißig und flink, und doch konnte sie der Stiefmutter nie etwas zu Dank machen. Einmal sollten die beiden Mädchen am Brunnen sitzen und spinnen. Die Tochter der Frau aber bekam Flachs zu spinnen, und die

Tochter des Mannes nichts anders, als Schweinsborsten. „Du bist nun immer so flink und ferm, du,“ sagte die Tochter der Frau, „aber dennoch fürchte ich mich nicht, mit dir um die Wette zu spinnen.“ Sie wurden nun darüber einig, daß der, dem zuerst der Faden auslief, in den Brunnen sollte. Wie sie nun anfangen zu spinnen, so lief der Tochter des Mannes zuerst der Faden aus, und die mußte nun in den Brunnen. Sie fiel unverletzt bis auf den Grund; dort unten aber sah sie weit um sich her eine schöne grüne Wiese.

Sie ging nun fort und kam zu einem Reiserzaun, da wollte sie hinüber. „Oh, tritt nicht so hart auf mich!“ sagte der Zaun, „ich will dir auch ein andermal wieder gefällig sein.“ Sie machte sich



nun so leicht, als sie konnte, und stieg so vorsichtig hinüber, daß sie den Zaun nicht einmal berührte.

Nun ging sie eine Strecke weiter und kam zu einer scheckigen Kuh, die einen Milcheimer an den Hörnern trug; es war eine große, schöne Kuh, und ihr Euter war so voll und rund. „Oh, sei doch so gut und melke mich!“ sagte die Kuh, „denn mir ist das Euter so straff von der Milch; trinke so viel du willst und gieße den Rest auf meinen Huf; ich will dir auch ein andermal wieder gefällig sein.“ Das Mädchen tat, wie die Kuh sie gebeten hatte; sowie sie nur die Zitzen anfaßte, spritzte die Milch in den Eimer; sie trank darauf, bis sie ihren Durst gelöscht hatte, goß dann der Kuh den Rest auf den Huf, und den Eimer hängte sie ihr wieder an die Hörner.

Als sie ein Ende weiter gegangen war, begegnete ihr ein großer Schafbock, der war so dick und hatte so lange Wolle, daß er sie auf der Erde nachschleppen mußte, und an dem einen Horn hing eine große Schere. „Oh, sei doch so gut und scher' mich!“ sagte der Bock, „denn ich erliege unter der Last meiner Wolle, und mir ist so heiß, daß ich beinahe ersticken möchte, nimm so viel du willst und wirre mir den Rest um den Hals; ich will dir auch ein andermal wieder gefällig sein.“ Das Mädchen zeigte sich sogleich bereit, zu tun, wie der Bock sie gebeten hatte, und dieser legte sich von selbst auf ihren Schoß, und da lag er ganz still; und sie schor ihn so behutsam, daß sie ihn auch nicht ein einziges Mal ins Fell schnitt. Darauf nahm sie von der Wolle so viel sie wollte, und den Rest wirrte sie dem Bock um den Hals.

Etwas weiter hin kam sie zu einem Apfelbaum, der war so voll von Äpfeln, daß die Zweige sich zur Erde niederbogen, und an dem Stamm stand eine kleine Stange. „Oh, sei doch so gut und pflücke meine Äpfel ab!“ sagte der Baum, „damit meine Zweige sich in die Höhe richten können; es ist so beschwerlich, immer so krumm zu stehen; die du nicht mit der Hand erreichen kannst, schlage mit der Stange ab, aber schlage ja vorsichtig, damit du mich nicht zuschanden schlägst; isß dann so viel du willst und lege den Rest hübsch ordentlich unten an meinen Stamm hin; ich will dir auch

ein andermal wieder gefällig sein.“ Das Mädchen pflückte nun so viel Äpfel ab, als sie mit der Hand erreichen konnte, und die übrigen schlug sie vorsichtig mit der Stange herunter; darauf aß sie sich satt und legte den Rest noch so sauber und nett unten an den Stamm hin.

Sie ging nun eine gute Strecke weiter, und endlich kam sie zu einem großen Hause, wo ein Trollweib mit ihrer Tochter wohnte. Da ging sie hinein und fragte, ob sie nicht einen Dienst bekommen könnte. „Oh, es kann nichts nützen,“ sagte das Trollweib, „denn wir haben schon viele gehabt, aber keine von ihnen hat was getaugt.“ Das Mädchen aber bat so artig und so flehentlich, sie doch in Dienst zu nehmen, bis sie sie denn endlich nahmen; und nun gab das Trollweib ihr ein Sieb und befahl ihr, Wasser darin zu holen. Es däuchte dem Mädchen zwar etwas ungereimt, Wasser in einem Sieb zu holen, aber sie sagte doch nichts, sondern ging willig hin, und als sie zu dem Brunnen kam, sangen die Vöglein:

„Kleb' mit Lehm,  
Stopf, mit Stroh!  
Kleb' mit Lehm,  
Stopf, mit Stroh!“

Ja, das tat sie, und nun konnte sie das Wasser in dem Sieb tragen. Aber als sie damit nach Hause kam, sagte das Trollweib: Das hast du nicht aus dir selber.“

Darauf sollte sie in den Stall gehen und ihn ausmisten und die Kühe melken. Als sie aber hinein kam, stand da eine Schaufel, die war so groß und so schwer, daß sie sie auf keine Weise hantieren, ja nicht einmal aufheben konnte. Sie wußte nun gar nicht, wie sie's anfangen sollte. Aber die Vögel sangen, sie solle nur etwas mit dem Besenstiel hinauswerfen, dann würde all das übrige nachfliegen. Kaum hatte sie das getan, so der Stall war auf einmal so rein, als wäre er noch so sauber gemistet und gefegt. Jetzt wollte sie die Kühe melken, aber die waren so unruhig und schlugen und stießen, so daß sie gar nicht dazu gelangen konnte, sie zu melken. Aber da sangen die Vöglein draußen wieder:

„Kleinen Trunk,  
Kleinen Strahl  
Stripp zu den Böglein  
Allzumal!“

Ja, das tat sie, sie strippte einen kleinen Strahl hinaus zu den Böglein. Da standen alle Kühe still und ließen sie sich von ihr melken, ohne zuschlagen oder zu stoßen, sie hoben nicht einmal das Bein auf.

Als das Trollweib sie mit der Milch ankommen sah, sagte sie wieder: „Das hast du nicht aus dir selber. Aber nun kannst du die schwarze Wolle nehmen, die da liegt, und sie weiß waschen.“ Das Mädchen wußte wieder gar nicht, wie sie das anfangen sollte; denn sie hatte nie gesehen, daß jemand schwarze Wolle weiß waschen konnte; aber sie sagte nichts, sondern nahm die Wolle und ging damit zu dem Brunnen. Da sangen die Böglein, sie solle die Wolle in den großen Zuber werfen, der da stände, dann würde sie wohl weiß werden.

„Nein, nein,“ sagte das Trollweib, als das Mädchen mit der Wolle ankam, „mit dir hilft es nichts; denn du kannst ja alles ausrichten, was man dir sagt, und ärgerst mich zuletzt noch zu Tode. Es ist am besten, du erhältst deinen Reisepaß.“

Nun setzte das Trollweib drei Schreine hin, einen roten, einen grünen und einen blauen, und von diesen sollte es dem Mädchen erlaubt sein, als Lohn für ihren Dienst, sich einen zu wählen, welchen sie wollte. Das Mädchen wußte nun gar nicht, welchen sie wählen sollte; aber da sangen die Böglein:

„Nimm nicht den grünen,  
Nimm nicht den roten,  
Den blauen nimm jetzt,  
Auf welchen wir haben  
Drei Kreuze gesetzt.“

Da nahm sie den blauen, so wie die Böglein gesungen hatten, „Zwi dich an!“ sagte das Trollweib, „das sollst du mir entgelten!“ Als das Mädchen nun fortgehen wollte, warf das Trollweib eine glühende Eisenstange hinter sie drein; aber das Mädchen sprang schnell hinter die Tür, so daß sie nicht getroffen ward, denn so

hatten die Vöglein es ihr gesungen. Sie ging nun fort, so schnell sie konnte, aber als sie zu dem Apfelbaum kam, hörte sie ein entsetzliches Geräusch hinter sich auf dem Wege; es war nämlich das Trollweib mit ihrer Tochter, welche ihr nach kamen. Dem Mädchen ward so angst und bange, daß sie sich gar nicht zu lassen wußte: „Komm,“ sagte der Apfelbaum, „ich will dir helfen, verbirg dich schnell unter meine Zweige; denn wenn sie dich erwischen, nehmen sie dir den Schrein weg und zerreißen dich.“ Das tat sie denn auch. Kaum aber hatte sie sich versteckt, so kam schon das Trollweib mit ihrer Tochter an: „Hast du nicht eine Dirne hier gehen sehen?“ fragte das Trollweib. „Jawohl,“ sagte der Apfelbaum, „es lief hier eine vor einer Weile vorüber; aber die ist nun schon weit weg, die könnt ihr nicht mehr einholen.“ Da kehrte das Trollweib wieder um und ging nach Hause.

Das Mädchen setzte nun ihren Weg fort; aber als sie zu dem Bock kam, hörte sie wieder ein so entsetzliches Geräusch, daß sie sich gar nicht zu lassen wußte, so angst ward ihr; denn sie konnte sich wohl denken, daß es das Trollweib war, das sich bedacht hatte. „Komm, ich will dir helfen,“ sagte der Bock, „verbirg dich schnell unter meine Wolle, dann sieht sie dich nicht, sonst nimmt sie dir den Schrein weg und zerreißt dich.“

Es dauerte nicht lange, so kam das Weib an. „Hast du nicht eine Dirne hier gehen sehen?“ fragte sie. „Ja, ich sah eine vor einer Weile,“ sagte der Bock, „aber die ist nun schon weit weg, denn sie lief so schnell; die holst du nicht mehr ein.“ Das Trollweib kehrte nun wieder um und ging nach Hause.

Als das Mädchen nun ein gutes Ende weiter gegangen und nicht mehr weit von dem Reiserzaun war, hörte sie wieder ein so entsetzliches Geräusch auf dem Wege, daß ihr angst und bange ward; denn sie wußte nun wohl, daß es wieder das Trollweib war, das sich bedachte hatte. „Komm, ich will dir helfen,“ sagte der Zaun, „kriech schnell unter meine Reiser, daß sie dich nicht sieht; sonst nimmt sie dir den Schrein weg und zerreißt dich.“ Sie kroch nun schnell unter die Reiser des Zauns. „Hast du nicht eine Dirne hier gehen sehen?“ fragte das Trollweib, als sie zu dem Zaun kam.

„Mein, ich habe keine Dirne gesehen,“ antwortete der Zaun und war so erbittert, daß er knisterte, und dann machte er sich so groß, daß gar nicht daran zu denken war, hinüber zu kommen. Es war nun kein andrer Rat für das Trollweib, sie mußte wieder umkehren und nach Hause gehen.

Als nun aber das Mädchen wieder zu Hause ankam, waren die Stiefmutter und ihre Tochter nur noch neidischer auf sie; denn jetzt war das Mädchen noch weit stattlicher und so schön, daß es eine Lust war sie anzusehn. Sie durfte aber nicht drinnen bei ihnen in der Stube bleiben, sondern sie jagten sie hinaus in den Schweinstall, da sollte sie wohnen. Hier wusch das Mädchen nun alles sauber und rein, und danach machte sie den Schrein auf, um zu sehen, was sie zum Lohn bekommen hatte, und als sie den Schrein aufgemacht hatte, fand sie darin so viel Gold und Silber und so viel andre kostbare Sachen, daß sie sowohl die Wände, als den Boden damit behängen konnte; und es sah nun weit herrlicher in dem Schweinstall aus, als in dem prächtigsten Königsschloß. Als die Stiefmutter und ihre Tochter das sahen, waren sie ganz außer sich und fragten das Mädchen, wie denn ihr Dienst ausgefallen sei. „Oh, das könnt ihr euch wohl vorstellen,“ sagte sie, „da ich einen so guten Lohn bekommen habe; es waren solche Leute und eine solche Frau, daß man ihresgleichen nicht mehr findet.“

Da wollte nun die Tochter der Stiefmutter auch fort und dienen, damit sie auch einen solchen Goldschrein bekäme. Beide Mädchen setzten sich nun wieder hin, um zu spinnen; aber da sollte die Tochter der Frau Schweinsborsten spinnen, und die Tochter des Mannes Flachs, und wem zuerst der Faden auslief, der sollte in den Brunnen. Es dauerte nicht lange, so lief der Frau ihrer Tochter der Faden aus, wie man sich wohl denken kann, und da warfen sie sie in den Brunnen.

Nun geschah es ebenso, wie vorhin mit der Tochter des Mannes, sie fiel hinab bis auf den Grund, ohne Schaden zu nehmen, und befand sich nun auf einer schönen grünen Wiese. Als sie eine Strecke weit gegangen war, kam sie zu dem Reiserzaun. „Tritt nicht so hart auf mich! Ich will dir auch ein andermal wieder gefällig sein,“

sagte der Zaun. „Ei, was scher' ich mich um einen alten Meiserhaufen!“ sagte sie und trat auf den Zaun, daß es nur so knackte.

Etwas später kam sie zu der Kuh, deren Euter so straff von der Milch war. „Oh, sei doch so gut und melke mich!“ sagte die Kuh, „ich will dir auch ein andermal wieder gefällig sein; trinke so viel du willst, und gieße dann den Rest auf meinen Huf.“ Ja, das tat sie, sie melkte die Kuh und trank so viel sie vermochte; dann aber war nichts mehr übrig, daß sie auf den Huf gießen konnte; den Eimer schleuderte sie über den Hügel und ging fort.

Als sie nun eine Strecke weiter gegangen war, kam sie zu dem Bock, welcher die Wolle nach sich schleppte. „Oh, sei doch so gut, und scher' mich! Ich will dir auch ein andermal wieder gefällig sein,“ sagte der Bock, „nimm so viel von der Wolle, als du willst, und wirre mir dann den Rest um den Hals.“ Das tat sie; aber sie benahm sich dabei so ungeschickt, daß sie dem Bock große Stücke aus dem Fell schnitt, und all die Wolle nahm sie mit.

Ein wenig danach kam sie zu dem Apfelbaum, der wieder ganz krumm unter der Last seiner Frucht stand. „Oh, sei doch so gut, und pflücke meine Äpfel ab,“ sagte der Apfelbaum, „damit meine Zweige sich wieder aufrichten können! Denn es ist so beschwerlich, hier so krumm zu stehen. Aber nimm dich in acht, daß du mir keinen Schaden tust, iß so viel du willst, und lege dann den Rest hübsch ordentlich unten an meinen Stamm hin.“ Sie pflückte nun die nächsten Äpfel ab, und die sie nicht mit der Hand erreichen konnte, schlug sie mit der Stange herunter; aber sie kümmerte sich weiter um nichts, riß und schlug große Zweige mit ab und aß so lange, bis sie zuletzt nicht mehr konnte, und dann warf sie den Rest hulterpulter unter den Baum hin.

Als sie nun noch ein kleines Ende weiter gegangen war, kam sie zu dem Hause, wo das Trollweib wohnte; da bat sie um einen Dienst. Das Trollweib sagte, sie wolle kein Dienstmädchen haben, denn entweder taugten sie nichts, oder sie wären auch allzu flink und betrögen sie um ihr Eigentum. Aber das Mädchen ließ sich damit nicht abweisen, sondern sagte, sie wolle und müsse bei ihr

dienen. Da sagte denn das Trollweib zuletzt, ja, sie wolle sie in Dienst nehmen, wenn sie etwas tauge.

Das erste, was sie zu tun bekam, war, Wasser im Sieb zu holen. Ja, sie ging auch zu dem Brunnen und schöpfte Wasser ins Sieb; aber so wie sie es oben hinein schöpfte, lief es unten immer wieder heraus. Da fangen die Vöglein:

„Kleb' mit Lehm,  
Stopf mit Stroh!  
Kleb' mit Lehm,  
Stopf mit Stroh!“

Aber sie bekümmerte sich nicht um das, was die Vöglein fangen, sondern warf mit dem Lehm nach ihnen, so daß sie davonflogen; und sie mußte mit dem leeren Sieb wieder nach Hause gehen und bekam Schimpfe von dem Trollweib obendrein. Darauf sollte sie den Stall ausmisten und die Kühe melken. Dazu dächte sie sich nun viel zu gut, aber sie ging doch hin. Als sie in den Stall kam, konnte sie jedoch auf keine Weise die Schaufel hantieren, denn die war viel zu schwer und zu groß für sie. Die Vögel sagten ihr nun eben das, was sie der Tochter des Mannes gesagt hatten, sie solle ein wenig mit dem Besenstiel hinauswerfen, dann würde all das übrige nachfliegen; aber sie nahm den Besen und warf damit nach den Vögeln. Als sie darauf die Kühe melken wollte, waren diese so unruhig und schlugen und stießen, und so oft sie ein wenig in den Eimer bekommen hatte, schlugen sie ihn immer wieder um. Da fangen die Vögel:

„Kleinen Trunk,  
Kleinen Strahl  
Stripp zu den Vöglein  
Allzumal!“

Aber sie bumste und schlug die Kühe, warf nach den Vögeln mit allem, was ihr in die Hände kam und hielt eine Wirtschaft, daß es ganz entsetzlich war. Damit hatte sie aber, als sie zurückkam, weder den Stall ausgemistet, noch die Kühe gemelkt und bekam nun tüchtige Hiebe und Schelte von dem Trollweib. Danach sollte sie die schwarze Wolle weiß waschen; aber damit ging es um nichts besser. Das war endlich dem Trollweib allzu arg. Nein, ein solches

Dienstmädchen konnte sie nicht gebrauchen, denn sie taugte ja zu nichts. Sie setzte aber drei Schreine hin, einen roten, einen grünen und einen blauen; denn ihren Lohn sollte sie gleichwohl haben und sich einen von den drei Schreinen auswählen, den sie selbst wollte. Da sangen die Vögel:

„Nimm nicht den grünen,  
Nimm nicht den roten,  
Den blauen nimm jetzt,  
Auf welchen wir haben  
Drei Kreuze gesetzt.“

Aber sie bekümmerte sich nicht um das, was die Vögel sangen, sondern nahm den roten, der am meisten schimmerte. Danach begab sie sich auf den Weg und ging nach Hause. Sie durfte aber in guter Ruhe gehen, denn es war niemand, der sie verfolgte. Als sie zu Hause ankam, war die Mutter sehr erfreut und sie gingen beide sogleich in die große Stube und setzten da den Schrein hin, denn sie glaubten, es wäre nichts anderes, als lauter Gold und Silber drin und meinten, sie wollten Wände und Boden damit vergolden; als sie ihn aber aufmachten, wimmelte lauter Gewürm und Ungeziefer hervor, und so oft das Mädchen den Mund aufthat, fielen Würmer und Kröten und all das Ungeziefer heraus, das man sich nur denken kann, so daß es zuletzt nicht mehr möglich war, mit ihr in einem Hause auszudauern. Das war der Lohn, den sie für ihren Dienst bei dem Trollweib bekommen hatte.



## Hähnchen und Hühnchen im Nußwald.



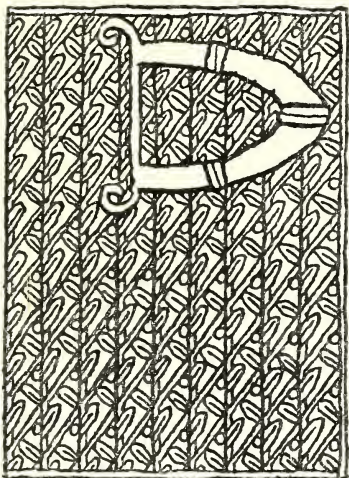
Hähnchen und Hühnchen gingen einmal in den Nußwald, um sich Nüsse zu pflücken; da bekam Hähnchen eine Nußschale in den Hals und lag nun da und zappelte und schlug mit den Flügeln. Nun sollte Hähnchen hinlaufen und dem Hühnchen Wasser aus der Quelle holen. Hähnchen lief auch hin, und als er zur Quelle kam, sagte er: „Quelle, gib mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ Die Quelle aber antwortete: „Ich geb' dir kein Wasser, eh' du mir nicht Laub gibst.“ Da lief Hähnchen zur Linde: „Linde, gib mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir kein Laub, eh' du mir nicht rotes Goldband gibst,“ antwortete die Linde. Da lief Hähnchen zur Jungfrau Maria: „Jungfrau Maria, gib mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir kein rotes Goldband, eh' du mir nicht Schuhe gibst,“ antwortete die Jungfrau Maria. Da lief Hähnchen zum Schuster: „Schuster, gib mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria'

die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir keine Schuh', eh' du mir nicht Borsten gibst,“ antwortete der Schuster. Da lief Hähnchen zum Eber: „Eber, gib mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster gibt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub', das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir keine Borsten, eh' du mir nicht Korn gibst,“ antwortete der Eber. Da lief Hähnchen zum Drescher: „Drescher' gib mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber gibt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster gibt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir kein Korn, eh' du mir nicht Brot gibst,“ antwortete der Drescher. Da lief Hähnchen zur Backfrau: „Backfrau, gib mir Brot, das Brot geb' ich dem Drescher, der Drescher gibt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber gibt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster gibt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir kein Brot, eh' du mir nicht Holz gibst,“ antwortete die Backfrau. Da lief Hähnchen zum Holzhauer: „Holzhauer, gib mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau gibt mir Brot, das Brot geb' ich dem Drescher, der Drescher gibt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber gibt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster gibt mir Schuh',

die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich dem Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald." — „Ich geb' dir kein Holz, eh' du mir nicht eine Art gibst,“ antwortete der Holzhauer. Da lief Hähnchen zum Schmied: „Schmied, gib mir 'ne Art, die Art geb' ich dem Holzhauer, der Holzhauer gibt mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau gibt mir Brot, das Brot geb' ich dem Drescher, der Drescher gibt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber gibt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster gibt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich dem Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — „Ich geb' dir keine Art, eh' du mir nicht Kohlen gibst,“ antwortete der Schmied. Da lief Hähnchen zum Köhler: „Köhler, gib mir Kohlen, die Kohlen geb' ich dem Schmied, der Schmied gibt mir 'ne Art, die Art geb' ich dem Holzhauer, der Holzhauer gibt mir Holz, das Holz geb' ich der Backfrau, die Backfrau gibt mir Brot, das Brot geb' ich dem Drescher, der Drescher gibt mir Korn, das Korn geb' ich dem Eber, der Eber gibt mir Borsten, die Borsten geb' ich dem Schuster, der Schuster gibt mir Schuh', die Schuh' geb' ich der Jungfrau Maria, die Jungfrau Maria gibt mir rotes Goldband, das rote Goldband geb' ich der Linde, die Linde gibt mir Laub, das Laub geb' ich der Quelle, die Quelle gibt mir Wasser, das Wasser geb' ich dem Hühnchen, meinem Schatz, das liegt auf den Tod im Nußwald.“ — Da jammerte den Köhler das Hähnchen, und er gab ihm Kohlen. Nun bekam der Schmied Kohlen, und der Holzhauer eine Art, und die Backfrau Holz, und der Drescher Brot, und der Eber Korn, und der Schuster Borsten, und die Jungfrau Maria Schuh', und die Linde rotes Goldband, und die Quelle Laub, und Hähnchen Wasser, und das gab er Hühnchen, seinem Schatz, das auf den Tod im Nußwald lag; da ward Hühnchen wieder gesund.

## Der Bär und der Fuchs.

Warum der Bär einen Stumpffchwanz hat.



em Bären begegnete einmal der Fuchs, der mit einem Bündel Fische angeschlichen kam, die er gestohlen hatte. „Wo hast du die her,“ fragte der Bär. „Die hab’ ich mir geangelt, Herr Bär,“ versetzte der Fuchs. Da bekam der Bär auch Lust, das Angeln zu lernen und bat den Fuchs, ihm doch zu sagen, wie er es machen müsse. „Das ist eine leichte Kunst und sehr bald gelernt,“ erwiderte der Fuchs. „Du mußt nur aufs Eis gehen, dir

ein Loch hauen und den Schwanz hinein stecken, und dann mußt du ihn recht lange drein halten und dich nicht darum bekümmern, wenn’s ein bißchen weh tut; denn das ist ein Zeichen, daß Fische dran beißen; und je länger du’s aushalten kannst, desto mehr Fische bekommst du; aber wenn’s zuletzt recht tüchtig kneift, dann mußt du aufziehen.“ Ja, der Bär tat, wie der Fuchs ihm gesagt hatte, und hielt den Schwanz so lange ins Loch, bis er darin fest gefroren war. Da zog er auf — den Schwanz ab, und nun geht er noch da den heutigen Tag mit einem Stumpffschwanz.

## Wie der Fuchs den Bären ums Weihnachtseffen prellt.

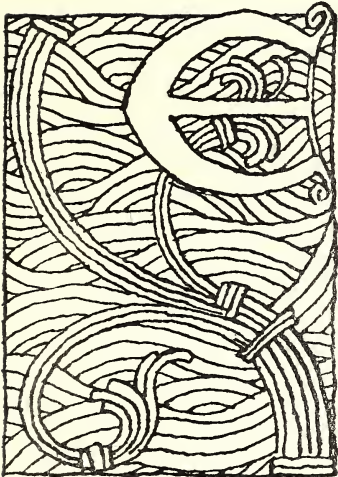
Der Bär und der Fuchs hatten sich einmal zusammen ein Viertel Butter gekauft, das wollten sie zum Weihnachten haben und verwahrten es daher unter einen dicken Tannenbusch. Darauf gingen sie fort und legten sich auf einen Hügel in der Sonne schlafen. Als sie eine Weile gelegen hatten, sprang der Fuchs auf und rief: „Ja!“ und damit lief er geradewegs zu dem Butterviertel, wovon er gut den dritten Teil auffraß. Als er aber zurück kam und der Bär ihn fragte, wo er gewesen sei, daß er so fett ums Maul wäre, sagte er: „Meinst du denn nicht, ich sei zu Gevatter gebeten, du?“ — „Na so!“ sagte der Bär; „wie hieß denn das Kind?“ — „Angefangen,“ sagte der Fuchs.

Damit legten sie sich wieder schlafen. Nach einer Weile sprang der Fuchs abermals auf und rief: „Ja!“ und lief wieder zu dem Butterviertel. Als er zurück kam und der Bär ihn fragte, wo er gewesen sei, antwortete er: „Ach, wurde ich denn nicht wieder zu Gevatter gebeten, du?“ — „Wie hieß jetzt das Kind?“ fragte der Bär. „Halbverzehrt,“ antwortete der Fuchs.

Der Bär meinte, das war ein hübscher Name; aber es dauerte nicht lange, so fing er wieder an zu gähnen und schlief ein. Als er nun ein Weilchen gelegen hatte, ging es wieder ebenso, wie die beiden vorigen Male. Der Fuchs sprang wieder auf und rief: „Ja!“ lief zu dem Butterviertel und fraß nun auch den letzten Rest auf. Wie er zurück kam, war er wieder zur Kindtaufe gewesen, und als der Bär wissen wollte, wie das Kind hieß, antwortete er: „Den — Boden — gelectt“. Damit legten sie sich wieder zur Ruhe und schliefen beide eine gute Weile. Danach wollten sie hingehen und sich nach ihrer Butter umsehen. Als es sich nun aber fand, daß sie rein aufgezehrt war, beschuldigte der Bär dafür den Fuchs, und der Fuchs beschuldigte wieder den Bären, und der eine behauptete immer, der andere sei bei der Butter gewesen, während er da gelegen habe und geschlafen. „Nun,“ sagte Keinecke: „Wir wollen's bald erfahren, wer von uns die Butter gestohlen hat; wir wollen

uns jetzt wieder auf den Hügel schlafen legen und wer dann am fettsten unten beim Schwanz ist, wenn wir aufwachen, der hat sie gestohlen.“ Ja, der Bär wollte gleich auf die Probe eingehen und weil er bei sich selbst wußte, daß er die Butter nicht einmal gekostet hatte, legte er sich ganz ruhig auf dem Hügel schlafen. Da schlich Reineke sich aber fort nach dem Viertel und erwischte noch ein Klümpchen Butter, das in einer Nische sitzen geblieben war; damit schlich er sich zurück zu dem Bären, bestrich ihn mit der Butter unten beim Schwanz und legte sich dann wieder schlafen, als wüßte er von nichts. Als nun beide aufwachten, hatte die Sonne die Butter geschmolzen und da war's denn gleichwohl der Bär, der die Butter gefressen hatte.

## Gudbrand vom Berge.



Es war einmal ein Mann, der hieß Gudbrand; der hatte ein Gehöft, das lag weit weg am Abhang eines Berges, und darum nannten die Leute ihn Gudbrand vom Berge. Er lebte aber mit seiner Frau so zufrieden und verträglich zusammen, daß alles, was der Mann tat, der Frau so wohl getan dünkte, daß es nimmermehr besser gemacht werden könne; wie er's auch anfangen mochte, sie mußte sich immer darüber freuen. Sie besaßen ihr Stück Ackerland, hatten hundert Taler in der

Kiste liegen, und im Stall hatten sie zwei Kühe im Joch stehen. Da sagte die Frau eines Tages zu Gudbrand: „Mir dünkt wir sollten die eine Kuh zur Stadt bringen und sie verkaufen, damit wir doch ein paar Ausgebessillinge bekämen; wir sind so brave Leute und sollten doch ein paar Schillinge unter den Händen haben, so wie andre Leute es haben; die hundert Taler in der Kiste dürfen wir nicht angreifen, und ich weiß nicht, was wir mit mehr, als mit einer Kuh, wollen; und dann ist auch noch immer ein kleiner Gewinn dabei, daß ich alsdann nur auf die eine Kuh zu passen brauch, statt daß ich jetzt mich mit zweien placken muß.“ Ja, das dünkte dem Gudbrand ganz recht und vernünftig gesprochen, und er nahm sogleich die Kuh und ging damit zur Stadt, um sie zu verkaufen. In der Stadt aber fand sich niemand, der ihm die Kuh abkaufen

wollte. „Ei nun!“ dachte Gudbrand, „so geh' ich mit meiner Kuh wieder nach Hause; ich weiß, ich habe sowohl Stall, als Foch für sie, und es ist eben so weit hin als her,“ und damit stiefelte er getrost wieder mit seiner Kuh heimwärts.

Als er ein Endchen gegangen war, begegnete ihm einer, der hatte ein Pferd, das er verkaufen wollte. Nun dächte unserm Gudbrand, es sei besser ein Pferd zu haben, als eine Kuh, und darum tauschte er mit dem Manne. Als er noch etwas weiter gegangen war, begegnete ihm einer, der trieb ein fettes Schwein vor sich her, und da meinte Gudbrand wieder, es sei doch besser ein fettes Schwein zu haben, als ein Pferd, und tauschte mit dem Manne. Darauf ging er weiter und nach einer Weile begegnete ihm ein Mann mit einer Ziege. „Es ist freilich immer besser eine Ziege zu haben, als ein Schwein,“ dachte Gudbrand und tauschte mit dem Mann, der die Ziege hatte. Nun ging er eine weite Strecke fort, bis ihm endlich ein Mann begegnete, der ein Schaf hatte, und mit dem tauschte er ebenfalls, denn er dachte: „Besser ist's immer, ein Schaf zu haben, als eine Ziege.“ Als er nun noch weiter gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einer Gans, und nun vertauschte Gudbrand das Schaf gegen die Gans. Als er darauf ein weites, weites Ende gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einem Hahn; mit dem tauschte er nochmals, denn er dachte: „Im Grunde ist's doch besser einen Hahn zu haben, als eine Gans.“ Er schritt nun so lange fort, bis es schon spät am Tage war, und da nun der Hunger sich bei ihm einstellte, verkaufte er den Hahn für drei Groschen und kaufte sich dafür etwas zu essen, „denn es ist doch besser, das Leben heim zu bringen, als einen Hahn,“ dachte Gudbrand vom Berge. Darauf setzte er seinen Weg nach Hause fort, bis er zu dem Gehöft seines nächsten Nachbarn kam; da kehrte er ein. „Nun, wie ist es dir in der Stadt gegangen?“ fragten die Leute ihn. „Oh, das ist nun so so gegangen,“ sagte Gudbrand, „ich kann mein Glück eben nicht loben und auch nicht verachten,“ und damit erzählte er ihnen wie sich alles zugetragen hätte, von Anfang an bis zu Ende. „Na, da wirst du aber auch schön empfangen werden von deiner Frau, wenn du nach Hause kommst,“ sagte der



Mann von dem Gehöft, „Gott steh dir bei! Ich möchte nicht in deiner Haut stecken!“ — „Mir däucht, es könnte weit schlimmer gegangen sein,“ sagte Gudbrand vom Berge, „sei es aber nun übel oder wohl gegangen, so habe ich doch eine so gute Frau, die mir nie Vorwürfe macht, wie ich’s auch immer anfange.“ „Ja, das mag wahr sein,“ sagte der Mann, „aber ich glaub’s darum doch nicht.“ — „Wollen wir wetten?“ versetzte Gudbrand vom Berge, „ich habe hundert Taler in der Kiste liegen, hältst du ebensoviel dagegen?“ — „Lopp!“ rief der Nachbar; und als es anfang zu dämmern, begaben sich beide zu Gudbrands Gehöft. Hier blieb der Nachbar draußen vor der Tür stehen, um zu horchen, während Gudbrand hinein ging zu seiner Frau und mit ihr sprach. „Guten Abend!“ sagte die Frau, „na, Gott sei Lob, bist du wieder da?“ — Ja, das war er denn. Nun fragte die Frau, wie’s ihm denn gegangen wär’ in der Stadt. „Ach, so so!“ antwortete Gudbrand, „ich kann mein Glück eben nicht sonderlich rühmen. Als ich zur Stadt kam, war da niemand, der mir die Kuh abkaufen wollte; darum vertauschte ich sie gegen ein Pferd.“ — „Ei, das muß ich dir ja Dank wissen,“ sagte sie, „wir sind so brave Leute, daß wir auch wohl zur Kirche fahren können, ebensogut, wie andre, und wenn wir Rat haben, uns ein Pferd anzuschaffen, warum sollten wir es nicht? — Geht hin, Jungens, und zieht das Pferd ein!“ — „Je,“ sagte Gudbrand, „ich hab’ das Pferd doch nicht; denn als ich ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich es gegen ein Schwein.“ — „Nein,“ rief die Frau, „das ist doch recht, als wenn ich’s selbst getan hätte! Danke schön, lieber Mann! Nun hab’ ich doch Speck im Hause, um den Leuten etwas anzubieten, die zu uns kommen. Was sollten wir auch wohl mit dem Pferd? Die Leute würden nur sagen, wir wären so vornehm geworden, daß wir nicht mehr zur Kirche gehen könnten, wie wir sonst getan. — Geht hin, Jungens, und bringt’s Schwein herein!“ — „Aber ich habe das Schwein doch auch nicht,“ sagte Gudbrand, „denn als ich ein Ende gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Milchziege.“ — „Terum! wie du alles vortrefflich machst!“ rief die Frau. „Was sollte ich auch mit dem Schwein, wenn ich’s recht bedenke? Die Leute würden nur sagen, die da fressen alles auf,

was sie haben'. Nein, hab' ich eine Ziege, so bekomm' ich Milch und Käse, und die Ziege bleibt mir dennoch. — Jungens, laßt die Ziege ein!" — „Nein, ich hab' die Ziege doch auch nicht,“ sagte Gudbrand, „denn als ich etwas weiter auf dem Weg gekommen war, vertauschte ich die Ziege und bekam dafür ein herrliches Schaf.“ — „Nein!“ rief die Frau, „du hast alles gemacht, wie ich's mir nur wünschen kann, grade, als wär' ich selbst dabei gewesen. Was sollten wir auch mit der Ziege? Ich müßte dann immer dahinter herlaufen und bergan und bergab klettern. Hab' ich aber ein Schaf, so hab' ich Wolle und Kleider im Hause und Essen obendrein. — Geht hin, Jungens, und bringt das Schaf rein!“ — „Aber ich hab' das Schaf auch nicht mehr,“ sagte Gudbrand, „denn als ich etwas weiter gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Gans.“ — „Eitausendmal schönen Dank!“ sagte die Frau, „was sollte ich auch wohl mit dem Schaf? Ich habe ja weder Rocken, noch Spindel, und frage auch nicht danach, mich zu placken und zu quälen und Kleider zu weben; wir können ja unstre Kleider kaufen, wie wir sonst getan haben. Nun bekomm' ich doch mal Gänsefleisch zu schmecken, wonach ich schon so lange geankt habe, und kann mir Dunen in meinen Pfühl stopfen. — Geht hin, Jungens, und holt die Gans rein!“ — „Ja, ich hab' die Gans aber auch nicht,“ sagte Gudbrand, „denn als ich noch ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich sie gegen einen Hahn.“ — „Gott weiß, wie du auf das verfallen bist,“ rief die Frau, „es ist grade alles, als ob ich's selbst gemacht hätte. Ein Hahn, das ist eben dasselbe, als ob du eine Weckuhr gekauft hättest; denn jeden Morgen kräht der Hahn um Bier, und dann können wir zu rechter Zeit auf die Beine kommen. Was sollten wir wohl mit der Gans? Ich versteh' mich nicht darauf, Gänsefleisch zu pökeln und meinen Pfühl kann ich mir ja mit Seegrass stopfen. — Geht hin, Jungens, und holt den Hahn rein!“ — „Aber ich habe doch den Hahn auch nicht,“ sagte Gudbrand, „denn als ich noch etwas weiter gegangen war, bekam ich einen entsetzlichen Hunger und mußte den Hahn für drei Groschen verkaufen, daß ich nur das Leben heim brachte.“ — „Na, das war recht, daß du das tust!“ rief die Frau, „wie du's auch anfängst, so machst

du alles, wie ich's nur wünschen kann. Was sollten wir auch mit dem Hahn? Wir sind ja unsre eignen Herren, und können des Morgens liegen bleiben, so lange wir wollen. Na, Gott sei Lob! Wenn ich nur dich wieder habe, der du alles so gut machst, brauch' ich weder Hahn, noch Gans, noch Schweiß, noch Kuh." Nun machte Gudbrand die Thür auf. „Hab' ich jetzt die hundert Taler gewonnen?“ rief er, und da mußte denn der Nachbar gestehen, daß er es hätte.

## Kari Tråstak.



Es war einmal ein König, der war Witwer geworden. Mit seiner Gemahlin hatte er eine Tochter, die war so gut von Herzen und so schön, daß niemand gutmütiger und schöner sein konnte. Der König trauerte lange um seine Gemahlin, weil er so viel von ihr gehalten hatte; zuletzt ward er aber des ledigen Standes überdrüssig und verheiratete sich mit einer Königin-Witwe, die hatte auch eine Tochter, aber die war eben so häßlich und böse, als die andre gut und schön war. Die Stiefmutter und ihre Tochter waren nun neidisch auf die Königstochter wegen ihrer Schönheit; aber so lange der König zu Hause blieb, wagten sie nicht, ihr etwas zu Leide zu tun, weil er so viel von ihr hielt.

Als aber eine Zeit vergangen war, bekam der König Krieg mit einem andern König, und zog in die Schlacht. Nun, meinte die Königin, könnte sie tun, was sie wollte, schlug die Königstochter, ließ sie hungern und stieß sie in alle Ecken herum. Zuletzt war alles zu gut für die Königstochter, und sie mußte endlich die Kühe hüten. So trieb sie nun mit den Kühen hinaus und weidete sie in dem Wald und auf dem Berg. Essen bekam sie nur wenig oder gar nicht; sie ward bleich und hager und war fast immer betrübt und weinte. Unter der Herde, die sie weidete, war auch ein großer





blauer Stier, der sich immer so sauber und blank hielt, der kam oft zu der Königstochter und ließ sich von ihr den Kopf krauen. Einmal, als sie da saß und so betrübt war und weinte, kam er auch zu ihr und fragte sie, warum sie immer so traurig wäre. Sie antwortete ihm aber nicht, sondern fuhr fort zu weinen. „Ja, ich weiß wohl, was dir fehlt,“ sagte der Stier, „wenn du es mir auch nicht sagen willst; du weinst, weil die Königin immer so schlimm gegen dich ist und dich beinahe tot hungern läßt. Aber für Essen und Trinken sollst du nicht sorgen: In meinem linken Ohr liegt ein Tuch, wenn du das heraus nimmst und es ausbreitest, bekommst du sowohl zu essen als zu trinken, was du nur verlangst.“ Das tat sie, sie nahm das Tuch heraus und breitete es auf den Rasen hin, und da deckte es sich mit den schönsten Gerichten, die man sich nur wünschen kann, und Wein und Met und Honigkuchen war auch da. Sie kam nun bald wieder zu Kräften und ward so voll und rot und weiß, daß die Königin und ihre holzdürre Tochter grün und gelb vor lauter Ärger wurden. Die Königin konnte gar nicht begreifen, wie ihre Stieftochter bei so schlechter Kost ein so gutes Aussehen bekommen konnte; darum sagte sie zu einer von ihren Dirnen, sie sollte ihr im Wald nachgehen und zusehen, wie das zusammenhinge; denn sie glaubte, daß irgend einer von den Dienstleuten ihr etwas zu essen gäbe. Die Dirne ging ihr nun im Walde nach und beobachtete sie, und da sah sie denn, daß die Stieftochter das Tuch aus dem Ohr des blauen Stiers nahm und es auf dem Rasen ausbreitete, worauf es sich mit den schönsten Gerichten deckte, wovon dann die Tochter aß und sich gütlich tat. Das erzählte die Dirne zu Hause der Königin. — Jetzt kehrte der König heim und hatte den Sieg über den andern König davon getragen, gegen den er zu Felde gezogen war. Da war nun große Freude im ganzen Schloß, doch niemand freute sich mehr, als des Königs Tochter. Die Königin aber stellte sich krank an und gab dem Doktor viel Geld, damit er sagen solle, sie könne nicht wieder gesund werden, wenn sie nicht das Fleisch von dem blauen Stier zu essen bekäme. Sowohl die Königstochter, als die Leute im Schloß fragten den Doktor, ob nicht etwas andres helfen könne, und baten für den

Stier, denn sie hielten alle so viel von ihm und sagten, einen solchen Stier gäb's nicht mehr im ganzen Königreich; aber nein, er sollte und mußte geschlachtet werden, es war kein andrer Rat. Als die Königstochter das hörte, ward sie sehr betrübt und ging hinunter in den Stall zu dem Stier. Der stand auch da und ließ den Kopf hängen und sah so betrübt aus, daß sie anfing darüber zu weinen. „Warum weinst du?“ fragte der Stier. Da erzählte sie ihm, der König wäre zu Hause gekommen, und die Königin hätte sich krank gestellt und den Doktor dahin vermocht, zu sagen, sie könne nicht wieder gesund werden, wenn sie nicht das Fleisch von dem blauen Stier zu essen bekäme, und nun sollte er geschlachtet werden. Der Stier aber sagte: „Wenn sie erst mich getödtet haben, dann werden sie dich auch bald töten; wenn du aber so willst, wie ich, so machen wir uns beide noch diese Nacht davon.“ Die Königstochter meinte zwar, es wäre schlimm, ihren Vater zu verlassen, aber schlimmer doch wär' es noch, im Hause bei der Königin zu bleiben, und versprach darum dem Stier, mit ihm zu reisen.

Als es Abend geworden war und alle die andern sich zur Ruhe begeben hatten, schlich die Königstochter sich hinunter in den Stall; da nahm der Stier sie auf den Rücken und machte sich mit ihr davon, so schnell er nur konnte. Als danach am Morgen die Leute aufstanden und den Stier schlachten wollten, war dieser fort; und als der König aufgestanden war und nach seiner Tochter fragte, da war die auch fort. Der König schickte Boten aus nach allen Enden der Welt, sie aufzusuchen, und ließ ihr nachläuten mit allen Glocken; aber es konnte niemand eine Spur von ihr entdecken. — Inzwischen trabte der Stier mit der Königstochter fort durch viele fremde Länder, und endlich kamen sie zu einem großen kupfernen Wald, wo sowohl die Bäume, als die Zweige und Blätter und Blüten von lauter Kupfer waren.

Ehe sie aber weiter reisten, sagte der Stier zu der Königstochter: „Wenn wir nun in den Wald kommen, mußt du dich wohl in acht nehmen, daß du auch nicht ein Blättchen anrührst, sonst ist's aus mit dir und mir; denn es wohnt hier ein Troll mit drei Köpfen, welchem dieser Wald gehört.“ Nein, den Kuckuck! Sie wollte sich



wohl in acht nehmen und ja nichts anrühren. Darauf gingen sie sehr vorsichtig in den Wald; die Prinzessin schmiegte und bogte sich und hielt die Zweige mit den Händen zurück; aber der Wald war so dicht, daß es fast nicht möglich war, hindurch zu kommen, und wie sehr sie sich auch in acht nahm, versah sie's doch, daß sie ein Blatt abriß und es in der Hand hielt.

„O weh! Was machst du da?“ sagte der Stier, „jetzt muß ich mich schlagen auf Leben und Tod; aber verwahre nur gut das Blatt.“ Sie hatten bald darauf das Ende des Waldes erreicht. Da kam ein großer Troll daher geschoben, der hatte drei Köpfe. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist ebensogut mein Wald, als deiner,“ sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das!“ sagte der Stier. Beide rannten nun aneinander, und der Stier stieß und schlug aus allen Kräften; aber der Troll schlug nicht schlechter, es dauerte einen ganzen Tag, eh' der Stier ihn bezwingen konnte. Da war er aber auch so mit Wunden bedeckt und so erschöpft, daß er nicht mehr von der Stelle zu gehen vermochte. Sie mußten sich nun den ganzen Tag ausruhen; darauf sagte der Stier zu der Königstochter, sie solle das Salbhorn nehmen, das an dem Gürtel des Trollen hing, und ihn mit der Salbe überall bestreichen. Als sie das getan hatte, ward der Stier sogleich wieder frisch und gesund, und am folgenden Tage setzten sie ihre Reise fort. Sie reisten nun manchen lieben Tag, und endlich kamen sie zu einem silbernen Wald; hier waren sowohl die Bäume, als die Zweige und die Blätter und Blüten von lauter Silber.

Ehe sie aber ihre Reise weiter fortsetzten, sagte der Stier zu der Königstochter: „Wenn wir nun in den Wald kommen, mußt du dich ja sehr in acht nehmen, du darfst durchaus nichts anrühren, und auch nicht so viel, als nur ein Blättchen, abreißen; denn sonst ist es aus mit dir und mit mir; denn hier wohnt ein Troll mit sechs Köpfen, welchem dieser Wald gehört, und mit dem, glaub' ich, werd' ich's nicht aufnehmen können.“

Nein, sagte die Königstochter, sie wollte sich sehr in acht nehmen und auch nicht das geringste anrühren. Als sie aber in den Wald

kamen, war er wieder so dicht und so eng, daß sie beinahe nicht vorwärts kommen konnten. Die Königstochter war so vorsichtig, wie nur möglich, und bog die Zweige, die ihr im Wege saßen, mit den Händen zur Seite; aber jeden Augenblick schlugen ihr die Zweige in die Augen, und wie sie's auch anfangen mochte, so riß sie doch wieder ein Blatt ab.

„O weh! Was hast du gemacht!“ rief der Stier, „nun muß ich mich wieder schlagen auf Leben und Tod; denn der Troll, welcher hier wohnt, hat sechs Köpfe und ist noch einmal so groß, als der vorige; verwahre aber nur vorsichtig das Blatt.“

Es dauerte nicht lange, so kam der Troll an. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist ebensogut mein Wald als deiner,“ sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das!“ sagte der Stier, fuhr auf den Trollen zu, bohrte ihm die Augen aus und rannte ihm die Hörner mitten durch den Leib, so daß die Gedärme dabei hingen; aber der Troll wehrte sich dessenungeachtet tapfer, und es dauerte drei ganze Tage, eh' der Stier ihm den Garaus machte. Da war er aber auch so elend und hilflos, daß er sich kaum noch rühren konnte, und über und über war er mit Wunden bedeckt, aus welchen das Blut heraus floß. Da sagte er zu der Königstochter, sie solle das Salbhorn nehmen, das an dem Gürtel des Trollen hing, und ihn überall mit der Salbe bestreichen. Das tat sie denn auch, und darauf heilten die Wunden sogleich wieder zu. Aber so matt war der Stier, daß sie eine ganze Woche lang sich ausruhen mußten, eh' er imstande war, weiter zu gehen.

Endlich machten sie sich wieder auf den Weg; aber der Stier war immer noch sehr schwach, und es ging daher im Anfang nur langsam. Um ihn zu schonen, sagte die Königstochter, sie wäre jung und leicht zu Fuß, sie könnte ja gern gehen; aber das litt der Stier durchaus nicht, sie mußte sich wieder auf ihn setzen. Nun reisten sie eine lange, lange Zeit und kamen durch viele Länder, und die Königstochter wußte gar nicht mehr, wo sie in der Welt waren. Aber endlich und zuletzt kamen sie zu einem goldnen Wald, der war so schön, daß das Gold davon heruntertröpfelte, denn sowohl die

Bäume, als die Zweige und die Blätter und Blüten waren von purem Golde. Hier ging es nun wieder ebenso, wie in dem kupfernen und dem silbernen Wald. Der Stier sagte zu der Königstochter, daß sie durchaus kein Blatt anrühren dürfe; denn hier wohne ein Troll mit neun Köpfen, dem der Wald gehöre, der wäre noch weit größer und stärker, als die beiden andern zusammen, und den glaubte er nun ganz und gar nicht bezwingen zu können. — Nein, sie wollte sich wohl in acht nehmen und durchaus nichts anrühren, darauf könne er sich verlassen. Als sie aber in den Wald kamen, war dieser noch weit dichter und enger, als der silberne, und je weiter sie hinein kamen, desto schlimmer ward es, der Wald wurde immer dichter und enger, und zuletzt schien ganz und gar kein Durchkommen mehr. Die Königstochter schmiegte und biegte sich und bog die Zweige mit den Händen zurück; aber jeden Augenblick schlugen sie ihr in die Augen, so daß sie zuletzt nicht mehr vor sich sehen konnte, und eh' sie sich recht besann, hatte sie einen goldnen Apfel in der Hand. Nun wurde sie entsetzlich bange und fing an zu weinen und wollte den Apfel wieder wegwerfen; aber der Stier sagte, sie solle ihn nur behalten und ihn wohl verwahren, und tröstete sie, so gut er konnte, meinte aber doch, es würde ein harter Kampf werden, und wußte nicht, ob's diesmal so gut ablaufen würde.

Es dauerte nicht lange, so kam der Troll mit den neun Köpfen an. „Wer hat meinen Wald angerührt?“ rief er. „Das ist ebenso gut mein Wald, als deiner,“ sagte der Stier. „Das wollen wir erst ausmachen!“ schrie der Troll. „Laß uns das,“ sagte der Stier, und damit rannten sie aneinander, daß es ganz entsetzlich war, und die Königstochter fiel beinahe in Ohnmacht. Der Stier bohrte dem Trollen die Augen aus dem Kopf und rannte ihm die Hörner durch den Leib, so daß die Eingeweide herausfielen; aber der Troll kämpfte dessenungeachtet gleich tapfer; denn sobald der Stier einen Kopf getödtet hatte, bliesen die andern sogleich wieder Leben hinein, und es dauerte wohl eine ganze Woche lang, eh' es dem Stier gelang, den Trollen gänzlich zu töden. Aber da war er auch so elend und hilflos, daß er sich nicht rühren konnte, und nicht einmal war er imstande, zu sagen, die Königstochter solle das Salbenhorn von dem

Gürtel des Trollen nehmen und ihn mit der Salbe bestreichen; aber sie tat es schon von selbst, und da ward es wieder besser mit dem Stier; aber wohl über drei Wochen mußten sie hier verweilen, eh' er wieder so viel Kräfte gesammelt hatte, um die Reise fortsetzen zu können.

Endlich ging es wieder so allmählich vorwärts; denn der Stier sagte, sie müßten noch etwas weiter. Als sie nun eine Zeit gereist und über viele mit dichten Wäldern bewachsene Berge gekommen waren, gelangten sie endlich zu einem Felsen. „Siehst du etwas?“ sagte der Stier. „Nein, ich sehe nichts, als den Himmel und die wilde Felsgegend,“ versetzte die Königstochter. Als sie aber tiefer ins Gebirge kamen, wurde die Gegend ebner, so daß sie eine weitere Aussicht hatten. „Siehst du jetzt etwas?“ fragte der Stier. „Ja, ich sehe ein kleines Schloß weit in der Ferne,“ sagte die Prinzessin. „Nun, das Schloß ist eben nicht so klein,“ sagte der Stier. Endlich kamen sie zu einem großen Gehege mit einer schroffen Felswand. „Siehst du jetzt etwas?“ fragte der Stier wieder. „Ja, nun sehe ich ganz nahebei das Schloß, jetzt ist es weit größer als vorher,“ sagte die Königstochter. „Da sollst du hin!“ sagte der Stier. „Gleich unten beim Schloß ist ein Schweinstall, wenn du hinein kommst, so findest du dort einen hölzernen Rock, den mußt du anziehen und damit ins Schloß gehen und sagen, du heißest Kari Tråstaf\*), und um einen Dienst bitten. Jetzt aber sollst du dein Messer nehmen und mir damit den Kopf abschneiden; alsdann streife mir das Fell ab und lege darein das kupferne Blatt, das silberne Blatt und den goldnen Apfel, und verwahre alles unten bei der Felswand. Am Berge steht ein Stock, und wenn du dann von mir nachher etwas willst, so klopfe bloß mit dem Stock an die Felswand.“

Anfangs konnte die Prinzessin sich durchaus nicht dazu entschließen, dem Stier den Kopf abzuschneiden. Wie dieser ihr aber sagte, das sei der einzige Dank, den er für das, was er für sie getan, von ihr fordere, da konnte sie denn nicht anders, sie nahm das Messer und schnitt ihm, so weh es ihr auch tat, damit den Kopf

---

\*) Das ist Holzrock.

vom Rumpf, streifte ihm das Fell ab, legte darein das kupferne Blatt, das silberne Blatt und den goldnen Apfel, und verwahrte dann alles unten bei der Felswand.

Als das geschehen war, ging sie weinend und voll großer Betrübnis in den Schweinstall; da zog sie den hölzernen Kock an und begab sich damit zum Königsschloß. Sie trat zuerst in die Küche ein, und bat um einen Dienst und sagte, sie heiße Kari Trästa. Ja, sagte der Koch, einen Dienst könne sie bekommen, wenn sie im Schloß aufwaschen und rein machen wolle, denn die, welche das früher getan hätte, sei davon gelaufen; „aber wenn du eine Zeitlang hier gewesen bist, wirst du's auch wohl überdrüssig und läufst auch davon,“ sagte er. Nein, das wollte sie gewiß nicht.

Sie blieb nun auf dem Schloß und verrichtete ihr Geschäft ordentlich und pünktlich. Eines Sonntags, als man Fremde erwartete, bat Kari um Erlaubnis, dem Prinzen das Waschwasser hinaufbringen zu dürfen; aber die andern lachten über sie und sagten: „Was willst du bei dem Prinzen? Glaubst du, der Prinz will etwas von dir wissen, so wie du aussiehst?“ Aber sie gab sich nicht zufrieden, sondern bat so lange, bis man es ihr erlaubte. Als sie nun die Treppe hinaufstieg, machte sie ein solches Geräusch mit ihrem hölzernen Kock, daß der Prinz heraus kam und fragte: „Was bist du für eine?“ — „Oh, ich wollte nur das Waschwasser zum Prinzen hinauf tragen,“ sagte sie. „Glaubst du, ich will das Wasser haben, das du mir bringst?“ sagte der Prinz und goß es ihr über den Kopf. Sie mußte nun unverrichteter Sache wieder abziehen, bat aber um Erlaubnis, in die Kirche zu gehen, und das konnte man ihr denn nicht abschlagen. Erst aber ging sie zu dem Berg und klopfte mit dem Stock an die Felswand, so wie der Stier ihr gesagt hatte. Sogleich öffnete sich diese, und es trat ein Mann heraus, der fragte sie, was sie wolle. Die Königstochter sagte, sie hätte Erlaubnis bekommen, in die Kirche zu gehen und den Prediger zu hören, aber sie hätte keine Kleider anzuziehen. Da gab der Mann ihr ein Kleid, das war so blank, wie der kupferne Wald; und Pferd und Sattel erhielt sie auch. Als sie nun in die Kirche kam, war sie so schön und stattlich, daß alle sich darüber verwunderten

und gar nicht begreifen konnten, wer sie sei. Fast keiner hörte auf das, was der Prediger sagte, weil alle nur sie betrachteten. Der Prinz selbst war so in sie verliebt, daß er kein Auge von ihr abwandte.

Als sie nun aus der Kirche gehen wollte, kam der Prinz ihr nach und machte die Kirchentür hinter ihr zu und da geschah es, daß er den einen von ihren Handschuhen in der Hand behielt. Als sie danach ihr Pferd bestieg, trat der Prinz auf sie zu und fragte sie, wo sie her wäre. „Ich bin aus dem Waschland,“ sagte Kari, und indem der Prinz den Handschuh hervorzog, um ihr denselben zu überreichen, sprach sie:

„Hinter mir dunkel und vor mir hell!  
Auf daß der junge Prinz nicht sieht,  
Wohin mich trägt mein Roß so schnell!“

Der Prinz hatte noch nie einen so schönen Handschuh gesehen und er reiste weit umher und fragte nach dem Lande, aus welchem die vornehme Dame sei, die ihren Handschuh im Stich gelassen hatte; aber niemand konnte ihm sagen, wo es lag.

Am nächsten Sonntag sollte einer hinauf gehen zum Prinzen und ihm ein Handtuch bringen. „Ach, darf ich nicht hinauf gehen?“ sagte Kari. „Warum nicht gar!“ sagten die andern, die in der Küche waren. „Du weißt wohl noch, wie es dir das letzte Mal ging.“ Kari gab sich aber nicht zufrieden, sondern bat so lange, bis man es ihr erlaubte, und danach lief sie die Treppe hinauf in ihrem hölzernen Rock, daß es nur so rasselte. Der Prinz kam auf den Lärm heraus und als er Kari erblickte, riß er ihr das Tuch aus der Hand und warf es ihr an den Kopf. „Pack dich, du abscheuliches Trollmensch!“ sagte er. „Glaubst du, ich will mich in einem Handtuch abtrocknen, daß du mit deinen schmutzigen Fingern angefaßt hast?“

Danach begab der Prinz sich in die Kirche, und Kari bat um Erlaubnis, auch dahin zu gehen. Die andern sagten aber, was sie in der Kirche wollte, da sie nichts anderes anzuziehen habe, als ihren hölzernen Rock, der so schmutzig wäre und so abscheulich aussähe. Aber Kari sagte, der Prediger dünkte ihr ein so wackerer

Mann in seiner Rede und sie hätte davon so großen Nutzen. Da ließ man sie denn hin gehen. Erst aber ging sie zu dem Berg und klopfte mit dem Stock daran. Sogleich trat wieder der Mann heraus und gab ihr ein Kleid, das war noch weit schöner und prächtiger, als das erste; es war überall mit Silber besetzt, so daß es glänzte wie der silberne Wald; und ein schönes Pferd mit silbergestickter Decke und silbernem Gebiß erhielt sie auch.

Als sie zur Kirche kam, und die Kirchleute, die vor der Thür standen, sie sahen, waren alle höchlich verwundert und konnten gar nicht begreifen wer sie sei, und der Prinz trat sogleich hinzu, um ihr das Pferd zu halten, während sie abstieg. Aber sie sprang schnell herunter und sagte, es wäre nicht nötig; denn ihr Pferd wäre so wohl abgerichtet, daß es still stände, wenn sie es beföhle, und auf ihren Wink ging und käme. Darauf gingen alle in die Kirche; aber fast keiner hörte auf das, was der Prediger sagte, weil alle nur sie betrachteten. Der Prinz aber entbrannte diesmal noch weit mehr von Liebe, als das vorige Mal. — Als nun der Gottesdienst vorbei war und sie aus der Thür ging und ihr Pferd besteigen wollte, da trat der Prinz wieder auf sie zu und fragte sie, wo sie her wäre. „Ich bin aus dem Handtuchlande,“ sagte die Königsstochter und im selben Augenblick ließ sie ihre Reitgerte fallen. Als nun der Prinz sich bückte um sie aufzunehmen, sprach sie:

„Hinter mir dunkel und vor mir hell!  
Auf daß der junge Prinz nicht sieht,  
Wohin mich trägt mein Roß so schnell!“

Fort war sie und niemand wußte, wo sie gestoben oder geflogen war. Der Prinz reiste nun wieder weit umher und fragte nach dem Handtuchlande; aber es konnte ihm keiner sagen, wo es lag, und er mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Am nächsten Sonntag sollte einer einen Kamm zu dem Prinzen hinauf bringen. Kari bat wieder um Erlaubnis, damit hinauf zu gehen; aber die andern erinnerten sie daran, wie es ihr das letzte Mal gegangen war und schalteten sie, daß sie sich vor dem Prinzen wollte sehen lassen, so schwarz und häßlich, wie sie aussähe in ihrem hblzernen Rock. Aber sie hörte nicht auf, zu bitten, bis man sie

endlich gehen ließ. Als sie die Treppe hinauf rasselte, kam schnell der Prinz heraus, riß ihr den Kamm aus der Hand und warf ihn ihr an den Kopf, indem er sagte, sie solle sich sogleich packen. Danach begab der Prinz sich in die Kirche, und Kari bat um Erlaubnis, auch dahin zu gehen. Sie fragten sie wieder, was sie da wolle, da sie ja so schwarz und häßlich wäre und nicht einmal Kleider hätte, sich vor den Leuten sehen zu lassen. „Wenn der Prinz oder sonst jemand dich bemerkt,“ sagten sie, „dann wird es sowohl dir als uns schlecht gehen“. Aber Kari meinte, sie hätten wohl nach etwas ganz anderem zu sehen, als nach ihr, und hörte nicht auf, zu bitten, bis man sie zuletzt gehen ließ.]

Nun ging es wieder ebenso, wie die beiden vorigen Male; Kari ging zu dem Berg und klopfte daran mit dem Stock. Da kam wieder der Mann heraus und gab ihr ein Kleid, das war noch weit prächtiger, als das vorige; denn es war von purem Golde und mit vielen Diamanten besetzt; und ein Pferd mit golddurchwirkter Decke und goldenem Gebiß erhielt sie auch.

Als die Königstochter zur Kirche kam, standen der Prediger und die Kirchleute noch vor der Thür und warteten auf sie. Der Prinz wollte ihr das Pferd halten; aber sie sprang schnell herunter und sagte: „Es ist nicht nötig, denn mein Pferd ist so gut abgerichtet, daß es von selber still steht, wenn ich es befehle.“ Hierauf gingen alle in die Kirche, und der Prediger stieg auf die Kanzel. Aber keiner hörte auf das, was er sagte, weil alle nur sie betrachteten und sich den Kopf darum zerbrachen, wo sie doch wohl her sein möchte. Der Prinz aber entbrannte jetzt noch mehr von Liebe, als das vorige Mal; er hörte und sah nichts anders, als nur sie.

Wie der Gottesdienst beendigt war, und die Königstochter aus der Kirche gehen wollte, hatte der Prinz eine Bütte voll Teer in der Vorhalle hingegossen, damit er ihr behilflich sein könne, wenn sie hinüber wollte; aber sie bekümmerte sich nicht darum, sondern setzte den Fuß mitten in den Teer und sprang hinüber; aber da blieb der eine von ihren goldnen Schuhen am Boden sitzen. Als sie ihr Pferd bestiegen hatte, trat der Prinz wieder auf sie zu und fragte sie, wo



sie her wäre. „Ich bin aus dem Kammlande,“ sagte Kari. Als ihr aber der Prinz den goldnen Schuh reichen wollte, sprach sie:

„Hinter mir dunkel und vor mir hell!  
Auf daß der junge Prinz nicht sieht,  
Wohin mich trägt mein Roß so schnell!“

Der Prinz wußte nun wieder nicht, wo sie geblieben war, und reiste eine lange Zeit in der Welt herum und fragte nach dem Kammlande; da ihm aber niemand sagen konnte, wo es lag, ließ er bekannt machen, daß diejenige, welcher der goldne Schuh passe, seine Gemahlin werden solle. Es fanden sich nun Schöne und Häßliche ein von allen Enden der Welt; aber keine hatte einen so kleinen Fuß, daß ihr der goldne Schuh paßte. Endlich kam auch die böse Stiefmutter der Kari Tråstak mit ihrer Tochter an, und der letztern paßte der Schuh. Aber sie war so häßlich und sah so recht verzerrt aus, daß der Prinz nur ungern sein Wort hielt. Es wurde jedoch zur Hochzeit angerichtet, und die Tochter ward aufgezogen wie eine Braut. Als aber der Prinz mit ihr zur Kirche ritt, saß da ein kleiner Vogel in einem Baum, der sang:

„Ein Stück von der Ferse,  
Ein Stück von der Zeh!  
Karis Schuh ist voll Blut,  
Das tut der Braut so weh.“

Und als sie zusahen, da hatte der Vogel recht gesungen; denn das Blut sickerte aus dem Schuh heraus. Nun mußten alle Dienstdirnen und alle Frauensleute, die auf dem Schloß waren, den Schuh anprobieren, aber es war keine einzige darunter, die ihn an bekommen konnte. „Wo ist denn aber Kari Tråstak?“ fragte endlich der Prinz, da alle andern den Schuh anprobiert hatten; denn er verstand sich gut auf Vogelgesang, und wußte wohl, wie's geklungen hatte. „Ach die!“ sagten die andern, „mit ihr kann's nichts nützen; denn sie hat Beine, so groß wie Pferdefüße.“ — „Kann sein,“ sagte der Prinz, „aber da alle andern den Schuh anprobiert haben, so soll sie ihn auch anprobieren. Kari!“ rief er zur Thür hinaus, und Kari kam die Treppe herauf in ihrem hölzernen Rock, daß es nur so rasselte.

„Nun sollst du auch den Schuh anprobieren und Prinzessin werden!“ sagten die andern Dirnen und lachten und hatten sie zum besten. Kari aber nahm den Schuh, streckte den Fuß hinein wie gar nichts, warf ihren Holzrock ab und stand nun da in ihrem goldnen Kleid, daß es nur so glitzerte; und an dem andern Fuß trug sie den andern goldnen Schuh. Als der Prinz sie nun wieder erkannte, war er über alle Maßen froh, lief auf sie zu, umarmte und küßte sie. Und als er nun erfuhr, daß sie eine Königstochter war, da freute er sich noch mehr, und darauf wurde die Hochzeit gehalten.

Un snipp, snapp, snuut!

So is dat Leuschen uut.

## Der Fuchs als Hirte.



Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte sich einen Hirten mieten. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willst du hin?“ fragte der Bär sie. „Oh, ich wollte mir nur einen Hirten mieten,“ antwortete die Frau. „Willst du mich zum Hirten haben?“ fragte der Bär. „Ja, wenn du bloß hübsch locken kannst,“ sagte die Frau. „Hö—i!“ sagte der Bär. „Nein, dich will ich nicht haben,“ sagte die Frau, als sie das hörte, und ging weiter.

Da begegnete ihr der Wolf. „Wo willst du hin?“ fragte der Wolf. „Oh, ich wollte mir nur einen Hirten mieten,“ antwortete die Frau. „Willst du mich zum Hirten haben?“ fragte der Wolf. „Ja, kannst du auch hübsch locken?“ sagte die Frau. „Uh—uh!“ sagte der Wolf. „Nein, dich will ich nicht haben,“ sagte die Frau.

Ein Ende weiter hin begegnete ihr der Fuchs. „Wo willst du hin?“ fragte der Fuchs. „Oh, ich wollte mir nur einen Hirten mieten,“ antwortete die Frau. „Willst du mich zum Hirten haben?“ fragte der Fuchs. „Ja, wenn du bloß hübsch locken kannst,“ sagte die Frau. „Dil—dal—holom!“ sagte der Fuchs noch so hübsch und artig. „Ja, dich will ich haben,“ sagte die Frau und nahm den Fuchs zum Hirten bei ihrem Vieh an.

Am ersten Tage, wie der Fuchs das Vieh auf die Weide trieb,

fraß er alle Ziegen auf, den zweiten Tag ließ er sich die Schafe schmecken, und den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er darauf am Abend nach Hause kam, fragte die Frau ihn, wo er das Vieh gelassen hätte. „Der Kopf ist im Bach, und der Rumpf im Busch,“ sagte der Fuchs. Die Frau stand eben bei ihrem Butterfaß und butterte; aber sie wollte doch selbst zusehen; während sie nun zusah, steckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau das gewahr ward, da wurde sie so erbittert, daß sie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfaß saß, und damit nach dem Fuchs warf, so daß er einen Klatsch am Schwanz bekam. Davon kommt es, daß der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel hat.

## Vom Schmied,

den der Teufel nicht in die Hölle lassen durfte.



In jenen Tagen, da unser Herr Christus und St. Petrus noch auf Erden einherwanderten, kamen beide einmal zu einem Schmied; dieser hatte mit dem Teufel den Kontrakt gemacht, daß er nach sieben Jahren ihm gehören solle, wogegen er in dieser Zeit ein Meister aller Meister in der Schmiedekunst sein sollte, und den Kontrakt hatte sowohl der Schmied, als auch der Teufel, jeder mit seinem Namen, unterschrieben. Darum hatte der Schmied auch mit großen Buchstaben über die Tür seiner Schmiede

die Worte setzen lassen: „Hier wohnt der Meister aller Meister.“ Als nun der Herr Christus kam und die Schrift sah, ging er hinein. „Wer bist du?“ fragte er den Schmied. „Lies, was über der Tür steht,“ antwortete dieser, „kannst du aber nicht Geschriebenes lesen, so mußt du warten, bis einer kommt, der es dir liest.“ Ehe der Herr ihm noch darauf geantwortet hatte, kam ein Mann mit einem Pferd in die Schmiede und bat den Schmied, es ihm zu beschlagen. „Willst du mir erlauben, daß ich es beschlage?“ sagte der Herr Christus. „Du magst es versuchen,“ sagte der Schmied, „schlimmer kannst du's nicht machen, als daß ich's nicht wieder sollte gut machen können.“ Der Herr ging nun zu und nahm dem Pferd

das eine Vorderbein ab, legte es in die Esse und machte das Hufeisen glühend; darauf nahm er Nägel und einen Hammer und beschlug es, und setzte es dann wieder unbeschädigt dem Pferd an. Als das geschehen war, nahm er das andre Vorderbein ab und machte es damit ebenso. Und als er auch das wieder angefügt hatte, nahm er die beiden Hinterbeine, erst das rechte, und nachher das linke, legte sie in die Esse, machte das Hufeisen glühend, nahm Nägel und den Hammer und beschlug sie und setzte sie dann dem Pferd wieder an. Der Schmied stand inzwischen da und sah das mit an. „Du bist aber kein so schlechter Schmied!“ sagte er. „Meinst du?“ fragte der Herr Christus.

Ein wenig danach kam die Mutter des Meisters in die Schmiede und bat den Schmied, er möchte zu Hause kommen und sein Mittag essen; sie war schon sehr alt, hatte einen krummen Rücken und Runzeln im Gesicht und konnte nur mit genauer Not noch gehen. „Gib jetzt acht, was du siehst!“ sagte der Herr, nahm die Frau, legte sie in die Esse und schmiedete eine junge, schöne Jungfrau aus ihr. „Ich sage, wie ich gesagt habe, du bist gar kein so schlechter Schmied,“ sagte der Schmied, „es steht zwar über meiner Thür: ‚Hier wohnt der Meister aller Meister,‘ aber gleichwohl sag’ ich, man lernt so lange man lebt,“ und damit ging er ins Haus und aß sein Mittag.

Als er wieder zurück in die Schmiede gekommen war, kam ein Mann geritten, der wollte sein Pferd beschlagen lassen. „Das soll bald gemacht sein!“ sagte der Schmied, „ich habe jetzt eben eine neue Methode zu beschlagen gelernt, die ist gut, wenn die Tage kurz sind,“ und damit fing er an, dem Pferd die Beine abzubrechen und schnitt und brach so lange, bis er sie alle ab hatte; „denn,“ sagte er, „ich weiß nicht, wozu es soll, immer mit einem und einem zu bruddeln.“ Die Beine legte er in die Esse, so wie er es gesehen hatte, daß der andre es gemacht, legte dann brav Kohlen zu und ließ die Schmiedejungen frisch den Blasebalg ziehen. Aber es ging, wie man sich’s wohl denken kann: Die Beine verbrannten, und der Schmied mußte das Pferd bezahlen. Das wollte ihm nun gar nicht gefallen. Als aber ein altes armes Weib vorüber ging, dachte

er: Gelingt nicht das eine, so gelingt wohl das andre, nahm das Weib und legte es in die Esse, und wie sehr sie auch weinen und um ihr Leben bitten mochte, es half ihr nichts. „Du siehst gar nicht deinen eigenen Vorteil ein,“ sagte der Schmied, „nun sollst du im Augenblick wieder eine schöne Jungfrau werden, und will doch für meine Mühe keinen Schilling von dir nehmen.“ Es ging aber mit dem armen Weibe nicht besser, als mit dem Pferd. „Das war nicht gut gemacht!“ sagte der Herr Christus. „Oh, es wird wohl nicht viel von ihr die Rede sein,“ sagte der Schmied, „aber schändlich ist es von dem Teufel, daß er nicht besser sein Wort hält, wie's über der Tür steht.“ — „Wenn ich dir nun drei Wünsche gewährte,“ sagte der Herr, „was wolltest du dir dann wohl wünschen?“ — „Versuch' es,“ sagte der Schmied, „dann wirst du's erfahren.“ Da gab der Herr Christus ihm drei Wünsche, und nun sagte der Schmied: „Zu allererst wünsche ich, daß der, welchen ich auf jenen Birnbaum klettern heiße, so lange drauf sitzen bleibe, bis es mir gefällt, ihn wieder herunter zu lassen; fürs zweite wünsche ich, daß der, welchen ich in meinen Lehnstuhl sich niedersetzen heiße, so lange drin sitzen bleibe, bis ich ihm wieder aufzustehen erlaube; und endlich wünsche ich, daß der, welcher in den stählernen Geldbeutel kriecht, den ich in meiner Tasche habe, so lange drin bleibe, bis ich ihm Erlaubnis gebe, wieder herauszukriechen.“ — „Du hast gewünscht wie ein törichter Mann,“ sagte St. Petrus, „zuerst und vornehmlich hättest du dir Gottes Gnade und Freundschaft wünschen sollen.“ — „Ich durfte nicht so hoch hinaus,“ sagte der Schmied. Hierauf nahmen unser Herr Christus und St. Petrus Abschied von ihm und gingen weiter.

Die Zeit verstrich allmählich, und endlich war die Frist um, und der Teufel kam und wollte den Schmied holen, so wie im Kontrakte stand. „Bist du fertig?“ fragte der Teufel und steckte den Kopf zur Tür hinein. „Ach,“ sagte der Schmied, „ich muß notwendig noch erst einen Kopf an diesen Nagel schlagen; steige du indessen auf den Birnbaum und pflücke dir eine Birne; denn du bist wohl hungrig und durstig von der Reise.“ Der Teufel dankte für gutes Anerbieten und kletterte auf den Birnbaum. „Ja, wenn ich's recht bedenke,“ sagte der Schmied, „so krieg' ich in den ersten

vier Jahren den Kopf noch gar nicht an dem Nagel zurecht geschlagen; denn das Eisen ist so verteufelt hart. Herunter darfst du aber in dieser Zeit nicht, sondern kannst so lange da sitzen bleiben und dich ausruhen.“ Der Teufel bat und bettelte, „so dünn wie ein Blechpfennig“, der Schmied möchte ihn doch wieder herunter lassen; aber all sein Bitten und Betteln half ihm nichts. Zuletzt mußte er dem Schmied versprechen, er wolle nicht eher wieder kommen, als bis die vier Jahre um wären, und da durfte er denn wieder herunter.

Als nun die Zeit verstrichen war, kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Nun hast du wohl endlich den Kopf an dem Nagel fertig,“ sagte er. „Ja, den Kopf hab' ich fertig,“ versetzte der Schmied, „aber dennoch kommst du mir ein ganz klein wenig zu früh, denn ich habe noch die Spitze nicht geschärft; so verdammt hartes Eisen hab' ich noch nie zuvor geschmiedet. Während ich nun die Spitze an den Nagel schärfe, kannst du dich ein wenig in meinen Lehnstuhl niederlassen und dich ausruhen; denn du bist wohl müde von der Reise, kann ich mir denken.“ — „Ich danke für gutes Anerbieten,“ sagte der Teufel und setzte sich in den Lehnstuhl. Kaum aber hatte er sich niedergesetzt, so sagte der Schmied: „Wenn ich's nun recht bedenke, so krieg' ich die Spitze in den ersten vier Jahren noch gar nicht geschärft.“ Der Teufel bat anfangs sehr höflich, der Schmied möchte ihn doch wieder frei lassen, und da alles Bitten nichts half, fing er an zu drohen. Aber der Schmied entschuldigte sich und sagte, das Eisen wäre an allem schuld, denn es wäre so verdammt hart. Übrigens tröstete er den Teufel und sagte, er säße in seinem Stuhl ja bequem und gemächlich, er solle sich die Zeit nicht lang werden lassen, denn um vier Jahre solle er auf die Minute wieder frei werden. Es war nun kein anderer Rat: Der Teufel mußte ihm versprechen, ihn nicht eher holen zu wollen, als bis die vier Jahre um wären. Als er ihm das versprochen hatte, sagte der Schmied: „So magst du denn wieder aufstehen.“ Der Teufel — hast du mich nicht gesehen — auf und davon.

Nach vier Jahren kam der Teufel abermals, um den Schmied zu holen. „Nun bist du wohl endlich fertig,“ sagte er, indem er den Kopf zur Thür hereinsteckte. „Fix und fertig!“ antwortete der



Schmied, „und jetzt kann's losgehen, wann du willst. Aber,“ sagte er, „da ist eins, worüber ich mir oft den Kopf zerbrochen habe; sage mir doch, ist es wahr, was die Leute sagen, daß der Teufel sich so klein machen kann, als er will?“ — „Freilich ist es wahr!“ versetzte der Teufel. „Oh, dann könntest du mir wohl den Gefallen tun und in diesen stählernen Beutel hineinkriechen und zusehen, ob im Boden kein Loch ist,“ sagte der Schmied, „ich bin so bange, daß ich mein Reisegeld daraus verliere.“ — „Recht gern,“ sagte der Teufel, machte sich ganz klein und kroch in den Beutel. Kaum aber war er hinein, so machte der Schmied den Beutel zu. „Er ist überall ganz und dicht,“ sagte der Teufel drinnen. „Na, das ist nur gut,“ sagte der Schmied, „aber besser ist's, vorbedacht als klug nachher; darum will ich sicherheits halber den Beutel lieber ein wenig schweißen,“ und damit legte er den Beutel in die Esse und machte ihn glühend. „Au! au! Bist du denn toll?“ rief der Teufel, „weißt du nicht, daß ich drinnen bin?“ — „Ich kann dir nicht helfen,“ sagte der Schmied, „ein altes Sprichwort sagt: Man muß das Eisen schmieden, während es warm ist,“ und damit nahm er seinen großen Hammer, legte den Beutel auf den Amboss und schlug zu all was er konnte. „Au! au!“ schrie der Teufel im Beutel, „laß mich bloß hinaus, ich will auch nun und nimmermehr wiederkommen.“ — „Ja, ich glaube, jetzt ist er gut geschweißt,“ sagte der Schmied, „so magst du denn wieder herauskriechen.“ Damit machte er den Beutel auf, und der Teufel heraus und auf und davon in solcher Hast, daß er sich auch nicht einmal umsah.

Als aber eine Zeit vergangen war, da dachte der Schmied, er hätte doch wohl unrecht getan, sich den Teufel zum Unfreund zu machen; „denn,“ dachte er, „sollte ich nicht in den Himmel kommen, so könnte ich riskieren, keine Herberge zu finden, weil ich mich mit dem, der das Regiment in der Hölle hat, überworfen habe; darum ist's besser, ich versuche, je eher, je lieber, entweder in die Hölle oder in den Himmel zu kommen, damit ich doch weiß, woran ich bin,“ und damit nahm er seinen Hammer auf den Nacken und machte sich auf den Weg. Als er ein gutes Ende gegangen war, kam er zu einem Kreuzweg, wo die Straße zum Himmel und die Straße zur Hölle sich teilen. Da traf er mit einem Schneider-

gesellen zusammen, der mit seinem Bügeleisen in der Hand dahin trippelte. „Guten Tag!“ sagte der Schmied, „wo geht die Reise hin?“ — „Nach dem Himmel,“ sagte der Schneider, „wenn ich bloß hineinschlüpfen könnte — und du?“ — „Wir gehen dann wohl nicht zusammen,“ sagte der Schmied, „ich habe gedacht, es erst in der Hölle zu versuchen; denn ich habe ein wenig Bekanntschaft mit dem Teufel von früher her.“ Darauf nahmen sie voneinander Abschied, und jeder zog seine Straße. Aber der Schmied war ein starker, kräftiger Mann und ging weit schneller als der Schneider, und da dauerte es nicht lange, so stand er vor der Höllenspforte. Er ließ sich von der Wache anmelden und sagen, es stände jemand draußen vor der Hölle, der wolle gern ein Wort mit dem Teufel sprechen. „Geh’ hinaus und frage, wer es ist,“ sagte der Teufel zu der Wache, und die Wache ging hinaus. „Grüße nur den Teufel von mir,“ war die Antwort, „und sage ihm, es sei der Schmied, der den Beutel hätte — er wüßte wohl, und dann bitt’ ihn, daß er mich nur gleich hinein lasse; denn erstlich hab’ ich heut’ den ganzen Vormittag geschmiedet, und dann hab’ ich einen langen Weg gemacht.“ Als der Teufel diesen Bescheid erhielt, befahl er der Wache, alle neun Schösser an der Höllenspforte zu machen und noch ein großes Hängeschloß vorzulegen, „denn,“ sagte er, „kommt er herein, so richtet er lauter Unfug in der Hölle an.“ — „Hier ist also kein Quartier für dich!“ sagte der Schmied bei sich selbst, als er hörte, wie man drinnen die Pforte verrammte, „ich muß es darum wohl im Himmel versuchen,“ und damit machte er Kehrum, ging zurück nach dem Kreuzweg und schlug die Straße ein, die der Schneider gegangen war. Weil es ihn nun verdross, daß er den langen Weg hin und zurück hatte gehen müssen ohne Nutzen, holte er aus, was er nur konnte, und kam eben bei der Himmelspforte an, als St. Petrus sie ein wenig öffnete, um den Schneider hinein zu lassen. Der Schmied war wohl noch sechs bis sieben Schritte davon. „Jetzt ist es am besten, daß ich mich spute,“ dachte er, griff nach seinem Hammer und warf ihn in die Türriße, als eben der Schneider hinein schlüpfte. Kam der Schmied aber nicht durch die Öffnung hinein, so weiß ich nicht, wo er geblieben ist.

## Der Hahn und die Henne\*).



ie Henne: Du versprichst mir Schuh' jahraus, jahrein, und ich krieg' nimmer keine Schuh' nicht.

Der Hahn: Kannst du warten, so kriegst du wohl Schuh'.

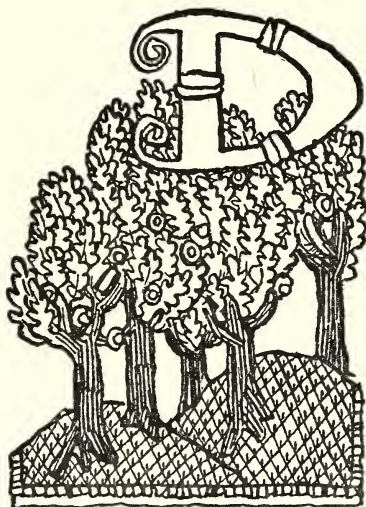
Die Henne: Ich lege Eier und tu was ich kann, und doch geh' ich barfuß allezeit.

Der Hahn: So nimm deine Eier und reise nach der Stadt und kauf' dir Schuh' und geh' nicht länger barfuß.

\*) Bei diesem Märchen kommt alles auf die Betonung an, indem man nämlich die Stimme des Hahns und der Henne nachzuahmen sucht.

Anmerkung des Verfassers.

## Der Hahn, der Kuckuck und der Auerhahn.



Der Hahn, der Kuckuck und der Auerhahn hatten einmal eine Kuh zusammen gekauft. Da es nun nicht anging, sie zu teilen, und sie sich auch nicht um die Ausbezahlung vergleichen konnten, kamen sie dahin überein, daß der, welcher am Morgen zuerst erwachte, die Kuh haben sollte. Darauf erwachte der Hahn zuerst:

„Mein ist die Kuh!  
Mein ist die Kuh!“

rief der Hahn. Während der Hahn noch krächte, erwachte der Kuckuck:

„Halb Kuh!  
Halb Kuh!“

rief der Kuckuck. Während der Kuckuck noch rief, erwachte der Auerhahn:

„Teilt, meine Brüder,  
Wie recht und billig —  
Recht und billig!  
Tschio! Tschio!“

rief der Auerhahn. Kannst du mir nun sagen, wer jetzt die Kuh haben sollte?

## Lillefort\*).



Es waren einmal ein paar Eheleute, die wohnten in einer elenden Hütte, worin nichts war, als die liebe Armut; denn sie hatten weder zu beißen noch zu brocken. Hatten sie aber sonst nichts, so hatten sie doch einen Gottesseggen an Kindern, und jedes Jahr bekamen sie noch mehr. Nun war es eben um die Zeit, daß sie wieder eins erwarteten. Darüber war der Mann sehr verdrießlich und murrte und brummte den ganzen Tag und sagte, nachgerade könne es

doch wohl einmal genug sein von diesen Gaben Gottes. Und als die Zeit kam, da die Frau gebären sollte, ging er fort ins Holz, weil er, wie er sagte, den neuen Schreihals nicht hören wollte; denn er bekäme ihn doch noch früh genug zu hören, sagte er, wenn er nachher nach Essen gröhlte.

Als der Mann gegangen war, gebar die Frau einen allerliebsten Knaben, der sah sich in der Stube rings um, tat den Mund auf und sprach: „Liebe Mutter, gib mir nur ein paar alte Kleider von meinen Brüdern und einen Schnappsack mit Essen auf ein paar Tage; dann will ich hinauswandern in die Welt und mein Glück versuchen; denn du hast, wie ich wohl sehe, doch noch Kinder genug zu ernähren.“

\*) Lille bedeutet: Klein; fort: Kurz.

„Ach, Gott helfe mir, mein Sohn!“ sagte die Mutter: „Du bist ja noch viel zu klein, um schon in die Welt auszuwandern; das kann ich nimmermehr zugeben.“ Aber der Knabe bat so lange, bis die Mutter ihm zuletzt einige alte Lappen zusammensuchte und ihm etwas Essen in ein Tuch knüpfte, und damit schritt er froh und fröhlich hinaus in die Welt. Kaum aber war er gegangen, so gebar die Frau noch einen Knaben, der sah auch um sich her und sagte darauf: „Ach, liebe Mutter, gib mir nur ein paar alte Kleider von meinen Brüdern und auf ein paar Tage zu essen, dann will ich hinauswandern in die Welt und meinen Zwillingsbruder auffuchen; denn du hast, wie ich wohl sehe, doch noch Kinder genug zu ernähren.“ — „Ach, Gott helf' mir! Du bist ja noch viel zu klein, du armer Wicht!“ sagte die Frau, „das kann ich nimmermehr zugeben.“ Aber der Knabe bat so lange, bis sie ihm denn einige alte Lappen zusammensuchte und ihm etwas Essen in ein Tuch knüpfte, und damit wanderte er so mannhaft in die Welt hinaus, um seinen Zwillingsbruder aufzusuchen. Als er nun eine Zeitlang fort gewandert war, wurde er seinen Bruder ansichtig. „Holla, heda!“ rief er ihm zu, „du legst ja los, als ob's für Geld ginge. Du hättest doch erst ein wenig warten und dich nach deinem jüngern Bruder umsehen sollen, eh' du so pagig in die Welt hinausmarschierst.“ Der älteste Bruder stand still und sah sich nach ihm um, und als nun der Jüngste zu ihm gekommen war und ihm erzählt hatte, wie die Sache zusammenhing, und daß er sein Bruder sei, sagte er: „Aber jetzt wollen wir uns hier niedersetzen und mal zusehen, was unsre Mutter uns zum Mundschmack mitgegeben hat,“ und darauf setzten sie sich nieder und erfrischten sich.

Wie sie nun etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu einem Bach, der durch ein grünes Feld floß. Da sagte der jüngste: „Hier wollen wir einander einen Namen geben, da man uns zu Hause doch nicht getauft hat, weil wir so schnell ausgewandert sind.“ — „Wie willst du denn heißen?“ fragte der älteste. „Ich will Lillefort heißen,“ erwiderte der andre, „und du?“ — „Ich will König Lavring heißen,“ sagte der älteste. Nun taufsten sie einander und gingen dann weiter. Endlich kamen sie zu einem Kreuzweg,

und nun wurden sie darüber einig, daß jeder seine eigne Straße ziehen sollte. Sie trennten sich daher; aber sie waren noch nicht sehr weit gegangen, so trafen sie wieder zusammen. Sie trennten sich darauf abermals, und jeder zog seine Straße; aber ehe sie sich's versahen, waren sie wieder beisammen, und so geschah es auch zum drittenmal. Da verabredeten sie, daß jeder nach einer besonderen Richtung, nämlich der eine nach Osten, und der andre nach Westen, gehen sollte. „Kommst du aber einmal in Not und große Gefahr,“ sagte der älteste, „dann rufe mich nur dreimal laut beim Namen, alsdann werde ich dir zu Hilfe kommen; aber du mußt mich ja nicht rufen, eh' du nicht in der äußersten Not bist.“ — „Dann wird's wohl lange dauern, eh' wir uns wiedersehen,“ versetzte Lillefort. Darauf sagten sie einander Lebewohl, und jeder zog seines Weges, Lillefort nach Osten und König Lavring nach Westen.

Als nun Lillefort eine gute Weile gewandert hatte, begegnete ihm ein altes, krummbuckliges Weib, das nur ein Auge hatte; das stahl Lillefort ihr. „Au! Au!“ rief das Weib, „wo ist mein Auge geblieben?“ „Was gibst du mir, wenn ich's dir wieder gebe?“ sagte Lillefort. „Ich gebe dir ein Schwert, womit du eine ganze Kriegsmacht niedermeßeln kannst, und wenn sie auch noch so groß wäre,“ antwortete das Weib. „Ja, gib her!“ sagte Lillefort. Das Weib gab ihm darauf das Schwert und erhielt dafür ihr Auge zurück. Nun ging Lillefort weiter und nach einer Weile begegnete ihm wieder ein altes, krummbuckliges Weib mit einem Auge, das stahl Lillefort ihr, eh' sie wußte, wie ihr geschah. „Au, au, wo ist mein Auge geblieben,“ rief sie. „Was gibst du mir, wenn ich dir's wieder gebe?“ sagte Lillefort. „Ein Schiff, das über Süß- und Salzwasser, über Berg' und tiefe Täler geht,“ antwortete das Weib. „Ja, gib her!“ sagte Lillefort. Das Weib gab ihm darauf ein ganz kleines Schiff, so klein, daß man's in die Tasche stecken konnte, und dafür erhielt sie ihr Auge zurück, und jeder ging seines Weges. Als Lillefort nun wieder eine gute Strecke gewandert war, begegnete ihm zum drittenmal ein altes, krummbuckliges Weib mit einem Auge; das stahl Lillefort ebenfalls, und als das Weib schrie und sich gebärdete und fragte, wo ihr Auge geblieben sei, sagte Lillefort:

„Was gibst du mir, wenn ich's dir wieder gebe?“ — „Ich lehre dir die Kunst, hundert Lasten Malz auf einmal zu verbrauen,“ sagte sie. Für diese Kunst erhielt nun das Weib ihr Auge zurück, und jeder zog seines Weges.

Als nun Lillefort ein kleines Ende gegangen war, wollte er einmal das Schiff probieren. Er nahm es daher aus der Tasche und steckte den einen Fuß hinein; da ward das Schiff weit größer; und als er nun auch den anderen Fuß nachzog, ward es so groß, wie die Schiffe, die in der See gehen. Da sprach Lillefort: „Fahr hin über Salzwasser und Süßwasser, über Berg' und tiefe Täler, bis das du kommst zu des Königs Schloß!“ — Und fort sauste das Schiff wie ein Vogel durch die Luft, bis daß es zum Königsschloß kam, da stand es still. Drinnen im Schloß aber hatten die Leute von den Fenstern aus gesehen, wie Lillefort daher gefegelt kam. Darüber waren nun alle sehr verwundert und liefen hinunter, um zu sehen, was das für einer wäre, der so auf einem Schiff durch die Luft gefahren kam. Während sie aber hinunter liefen, war Lillefort schon aus seinem Schiff herausgestiegen und hatte es wieder in die Tasche gesteckt; denn so wie er nur mit den Füßen heraustrat, ward es wieder so klein, als er es von der Alten bekommen hatte. Die Leute vom Königsschloß sahen nun nichts anderes, als einen kleinen in Lumpen gehüllten Knaben, der da am Ufer stand. Der König fragte ihn, wo er her wäre. Der Knabe aber sagte, das wüßte er nicht, und ebensowenig wußte er zu sagen, auf welche Weise er hergekommen sei, bat aber inständig um einen Dienst auf dem Schloß und sagte, wenn sie nichts anderes für ihn zu tun hätten, so könne er ja der Köchin Holz und Wasser zutragen. Diese Bitte ward ihm denn auch gewährt. Als Lillefort aber auf das Schloß kam, sah er, daß alles, sowohl inwendig als auswendig, selbst die Wände und das Dach, mit Schwarz bezogen war. Er fragte deshalb die Köchin, was das zu bedeuten hätte. „Das will ich dir sagen,“ antwortete die Köchin, „die Königstochter ist schon vor langer Zeit an drei Trollen versprochen worden, und am nächsten Donnerstag Abend wird der eine kommen und sie abholen. Der Ritter Röd hat sich zwar verbürgt, sie zu befreien, aber Gott mag wissen, ob



er's kann, und darum ist hier alles so voll Sorge und Betrübniß, wie du wohl denken kannst."

Als es nun am Donnerstag Abend um die Zeit war, führte der Ritter Röd die Prinzessin hinaus ans Meerufer — denn da war es, wo der Troll sie abholen wollte — und da sollte nun der Ritter Röd sie in Schutz nehmen; aber er tat dem Trollen eben keinen großen Schaden, will ich glauben; denn kaum hatte die Prinzessin sich am Ufer niedergesetzt, so kroch der Ritter auf einen großen Baum, welcher da stand, und verbarg sich zwischen die Zweige, so gut er konnte. Die Prinzessin weinte und bat ihn so flehentlich, er möchte sie doch nicht verlassen; aber der Ritter Röd achtete nicht auf ihr Bitten, sondern sagte: „Es ist besser, daß einer das Leben verliert, als daß zwei umkommen.“

Inzwischen bat Lillefort die Köchin um Erlaubniß, ein wenig an den Strand zu gehen. „Oh, was willst du da?“ sagte die Köchin. „Du hast da nichts zu tun.“ — „Ach ja, liebe Köchin, laß mich nur hingehen,“ sagte Lillefort, „ich wollte so gern mit den andern Kindern ein wenig spielen.“ — „Na, geh denn,“ sagte die Köchin, „aber daß du nur nicht länger ausbleibst, als bis der Kessel zum Abendessen übers Feuer gehängt und der Braten an den Spieß gesteckt wird; und bring' dann einen tüchtigen Arm voll Holz mit in die Küche!“ Ja, das wollte Lillefort nicht vergessen, und damit lief er fort ans Ufer.

Als er dort ankam, wo die Königstochter saß, kam auch schon der Troll dahergesaußt, er war so groß und so dick, daß er ganz abscheulich aussah, und fünf Köpfe hatte er. „Feuer!“ schrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ sagte Lillefort. „Kannst du fechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, so kann ich's lernen,“ sagte Lillefort. Darauf schlug der Troll mit einer dicken eisernen Stange, die er in der Faust hielt, nach ihm, so daß die Erde ihm fünf Ellen hoch über den Kopf flog.

„Twi!“ sagte Lillefort, „das war auch was rechtes! Nun sollst du aber einen Schlag von mir sehen!“ Und damit ergriff er sein Schwert, das er von dem alten, krummbuckligen Weibe bekommen hatte, und hieb damit nach dem Trollen, so daß alle fünf Köpfe

über den Sand hinsflogen. Als die Prinzessin sich nun befreit sah, war sie so froh, daß sie sich vor Freude gar nicht zu lassen mußte. „Schlaf nun ein Stündchen auf meinem Schoß!“ sagte sie zu Lillefort, und während er nun auf ihrem Schoß lag und schlief, zog sie ihm ein goldenes Kleid an.

Nun dauerte es nicht lange, so kroch der Ritter Röd wieder vom Baum herunter, weil er sah, daß jetzt keine Gefahr mehr für ihn vorhanden war. Er brachte die Prinzessin durch Drohungen dahin, daß sie sagen mußte, er sei es, der sie befreit habe, und wenn sie das nicht sagte, wollte er ihr das Leben nehmen. Darauf schnitt er dem Trollen die Lungen aus dem Leib und die Zungen aus den Köpfen und führte dann die Prinzessin wieder zurück nach dem Königsschloß. Und hatte man dem Ritter zuvor keine Ehre angetan, so tat man es jetzt; der König wußte gar nicht, was er alles ersinnen sollte, um ihn zu ehren, und immer mußte der Ritter Röd bei Tafel ihm zur Seite sitzen. Lillefort aber begab sich auf das Trollschiff, nahm eine ganze Menge goldene und silberne Faßreifen, und damit kehrte er zurück nach dem Schloß. Als die Köchin all das Gold und Silber sah, das er brachte, war sie ganz erstaunt darüber und sagte: „Mein lieber kleiner Lillefort, wo hast du denn all die schönen Sachen herbekommen?“ Denn sie befürchtete, er möchte nicht auf eine ehrliche Weise dazu gekommen sein. „Oh,“ sagte Lillefort, „ich bin zu Hause gewesen und da waren diese Reifen von einem Eimer abgefallen, und da hab’ ich sie für dich mitgenommen.“ Als die Köchin hörte, daß sie die Reifen haben solle, fragte sie nicht weiter, sondern bedankte sich bei Lillefort, und damit war alles gut.

Den andern Donnerstag Abend ging es wieder ebenso. Alle waren voll Sorge und Betrübniß; allein der Ritter Röd sagte, hätte er die Königstochter von dem einen Trollen befreit, so würde er sie jetzt auch wohl von dem zweiten befreien, und damit geleitete er sie noch so kecklich wieder hinaus ans Meerufer. Aber er tat auch diesmal dem Trollen eben keinen großen Schaden; denn als es um die Zeit war, daß man den Trollen erwartete, sagte er wieder wie das vorige Mal: „Es ist besser, daß einer das Leben verliert, als daß zwei umkommen, und damit kroch er wieder auf den Baum.

Lillefort aber bat die Köchin wieder um Erlaubnis, ein wenig an den Strand zu gehen. „Oh, was willst du da?“ sagte die Köchin. „Ja, liebe Köchin, laß mich nur gehen,“ sagte Lillefort, „ich wollte gern mit den andern Kindern ein wenig spielen.“ Da gab sie ihm denn auch diesmal Erlaubnis; aber das mußte er ihr versprechen, daß er zurück sein wollte, wenn der Braten gewendet werden sollte, und dann mußte er einen guten Arm voll Holz mitbringen.

Raum war Lillefort am Ufer angelangt, so kam auch schon der Troll daher, daß es nur so sauste; er war noch einmal so groß, als der vorige und hatte zehn Köpfe. „Feuer!“ schrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ sagte Lillefort. „Kannst du fechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, so kann ich's lernen,“ sagte Lillefort. Darauf schlug der Troll mit seiner eisernen Stange nach ihm — die war noch einmal so groß, als die des ersten Trollen — so daß die Erde ihm zehn Ellen hoch über den Kopf flog. „Zwi!“ sagte Lillefort, „das war auch was rechtes! Nun sollst du einen Schlag von mir sehen!“ Und damit ergriff er sein Schwert und hieb nach dem Trollen, so daß alle zehn Köpfe über den Sand hintanzten.

Darauf sagte die Königstochter wieder zu ihm: „Schlaf jetzt ein Stündchen auf meinem Schoß!“ Und während Lillefort nun auf ihrem Schoß lag und schlief, zog sie ihm ein silbernes Kleid an. Sobald der Ritter Röd merkte, daß keine Gefahr mehr vorhanden war, kroch er wieder vom Baum herunter und zwang die Prinzessin abermals durch Drohungen, zu sagen, daß er es sei, der sie befreit habe. Darauf nahm er die Zungen und die Lungen des Trollen, knüpfte sie in sein Taschentuch und geleitete die Königstochter wieder zurück nach dem Schloß. Hier war nun lauter Freude und Jubel, wie man sich wohl denken kann, und der König wußte gar nicht, was er alles angeben sollte, um dem Ritter Röd genugsam Ehre und Achtung zu erweisen.

Lillefort aber ging auf das Trollschiff und nahm einen ganzen Arm voll Gold und Silberreifen mit sich. Als er zurück auf das Schloß kam, schlug die Köchin die Hände über den Kopf zusammen, und konnte sich nicht genug wundern über all das Gold und Silber, das er mitbrachte. Aber Lillefort sagte, er wäre zu Hause bei seiner

Mutter gewesen und da hätte er die Reifen gesammelt, die von den Eimern abgefallen wären, um sie der Köchin zu bringen.

Als nun der dritte Donnerstag Abend kam, ging es wieder ebenso, wie die beiden vorigen Male, das ganze Schloß war aus- und inwendig mit Schwarz behängt, und alle waren voll Sorge und Betrübniß. Aber der Ritter Röd sagte, sie hätten eben nicht nötig in Furcht zu sein; denn hätte er die Prinzessin von zwei Trollen befreit, so könnte er sie auch wohl von dem dritten befreien. Darauf führte er die Prinzessin hinaus ans Ufer. Als es aber um die Zeit war, daß der Troll kommen sollte, kroch der Ritter Röd wieder auf den Baum und verbarg sich. Die Prinzessin weinte und bat, aber es half alles nichts; er blieb bei dem Alten, es sei besser, das einer das Leben verlöre, als daß zwei umkämen.

Lillekort bat wieder um Erlaubniß, an den Strand hinauszugehen. „Ach, was willst du da?“ sagte die Köchin; aber er bat so lange, bis sie es ihm denn zuletzt erlaubte; doch mußte er versprechen, daß er wieder zu Hause sein wollte, wenn der Braten gewendet werden sollte. Kaum aber war er darauf ans Ufer gekommen, so kam auch schon der Troll angelaufen; er war noch weit größer, als der vorige, und hatte fünfzehn Köpfe. „Feuer!“ schrie der Troll. „Feuer gleichfalls!“ sagte Lillekort. „Kannst du fechten?“ rief der Troll. „Kann ich's nicht, so kann ich's lernen,“ sagte Lillekort. „Ich will dich belernen!“ rief der Troll und holte mit seiner eisernen Stange aus, daß die Erde fünfzehn Ellen hoch in die Luft fuhr. „Lwi!“ sagte Lillekort, „das war auch was Rechtes! Nun sollst du aber einen Schlag von mir sehen!“ und damit ergriff er sein Schwert und hieb nach dem Trollen, daß alle fünfzehn Köpfe über den Sand hintanzten.

Da war nun die Prinzessin erlöst; sie dankte Lillekort für ihre Rettung und sagte dann wieder: „Schlaf jetzt ein Stündchen auf meinem Schoß!“ und während Lillekort nun da lag und schlief, zog ihm die Prinzessin ein Kleid von Messing an. Als er aufwachte, fragte sie ihn: „Wie soll es aber an den Tag kommen, daß du es bist, der mich erlöst hat?“ — „Das will ich dir sagen,“ versetzte Lillekort, „wenn nun der Ritter Röd dich wieder nach Hause geleitet

und sich für den ausgibt, der dich erlöst hat, dann weißt du wohl, soll er dich und das halbe Reich haben. Wenn man dich aber dann am Hochzeitstage fragt, wen du zum Mundschenken haben willst, dann sollst du sagen: ‚Ich will den kleinen Buben haben, der in der Küche ist und der Köchin Holz und Wasser zuträgt‘. Wenn ich dir dann den Wein einschenke, werde ich einen Tropfen auf dem Ritter seinen Teller verschütten, aber nicht auf deinen; dann wird er wohl böse werden und mich schlagen, und das wiederholt sich dreimal. Das drittemal aber sollst du sagen: ‚Schande über dich, daß du meinen Herzgeliebten schlägst, denn er hat mich befreit und ihn will ich haben.‘“ Nachdem Lillefort mit der Prinzessin diese Verabredung getroffen, begab er sich wieder aufs Schloß; zuvor aber nahm er aus dem Trollschiff noch eine ganze Menge Gold und Silber und andre Kostbarkeiten mit, und der Köchin brachte er wieder einen ganzen Arm voll Gold- und Silberreifen.

Kaum sah der Ritter Rdd, daß alle Gefahr vorbei war, als er von dem Baum herunter kroch und die Königstochter wieder durch Drohungen dahin vermochte, zu sagen, er sei es, der sie befreit habe. Darauf geleitete er sie zurück nach dem Schloß; und hatte man ihm zuvor noch nicht Ehre genug angetan, so tat man es jetzt. Der König sann und dachte auf nichts anders, als wie er ihn gebührend dafür belohnen sollte, daß er seine Tochter von den drei Trollen befreit hatte, und es dünkte ihm jetzt das Allergeringste, wenn er ihm die Prinzessin und das halbe Reich gäbe. Am Hochzeitstage aber bat die Prinzessin, daß man ihr den kleinen Buben, der in der Küche sei und der Köchin Holz und Wasser zutrüge, zum Mundschenken bei der Hochzeitstafel geben möchte. „Ach, was willst du mit dem schmutzigen Lumpenjungen?“ sagte der Ritter Rdd. Aber die Prinzessin sagte, daß sie ihn zum Mundschenken haben wolle, und keinen andern; und da mußte man ihr denn nachgeben.

Hierauf ging alles so, wie es zwischen Lillefort und der Königstochter verabredet war. Lillefort verschüttete dreimal einen Tropfen Wein auf den Teller des Ritters Rdd, und jedesmal ward der Ritter zornig und schlug ihn. Beim ersten Schlag fiel dem Knaben das Lumpenkleid ab, das er in der Küche trug; beim zweiten Schlag fiel

ihm das Kleid von Messing ab, und beim dritten Schlag das silberne Kleid, so daß er nun da stand in seinem goldnen Kleide, so blank und prächtig, daß es nur so glitzerte. Da sagte die Königstochter: „Schande über dich, daß du meinen Herzgeliebten schlägst; denn er hat mich befreit, und ihn will ich haben!“ Der Ritter Röd schwur und fluchte, daß er es sei, der sie befreit hätte und kein anderer. Da sprach der König: „Wer meine Tochter befreit hat, der kann wohl auch die Wahrzeichen aufweisen.“ Da lief der Ritter Röd hin und holte sein Tuch mit den Lungen und Zungen; Lillefort aber holte das Gold und Silber und alle die Kostbarkeiten, die er aus dem Trollschiff mitgenommen hatte, und jeder legte das seinige vor den König hin. Da sprach der König: „Wer solche kostbare Sachen von Gold und Silber und Diamanten aufzuweisen hat, der muß auch wohl die Trollen getödet haben; denn dergleichen findet man nicht bei andern.“ Und darauf wurde der Ritter Röd in die Schlangengrube geworfen, und Lillefort sollte jetzt die Prinzessin und das halbe Reich haben.

Als nun der König eines Tages mit Lillefort spazieren ging, fragte dieser ihn, ob er nicht noch mehr Kinder hätte. „Ja,“ sagte der König, „ich habe noch eine Tochter gehabt; aber die hat mir ein Troll genommen, weil hier niemand war, der sie befreien konnte. Kannst du sie aber befreien, so sollst du auch sie und das andere halbe Reich dazu haben.“ — „Ich will's versuchen,“ sagte Lillefort, „dann muß ich aber eine eiserne Kette haben, fünfhundert Ellen lang, und fünfhundert Mann muß ich mit haben und Proviant für sie auf fünfzehn Wochen; denn ich muß weit zur See fort.“ Ja, das sollte er alles bekommen; nur befürchtete der König, er möchte kein Schiff haben, welches groß genug wäre, das alles zu tragen. „Ich habe selbst ein Schiff,“ sagte Lillefort und nahm aus seiner Tasche das Schiff hervor, welches das alte Weib ihm gegeben hatte. Der König lachte und meinte, es wäre bloß sein Scherz; aber Lillefort sagte, man solle ihm nur alles geben, was er verlangt hätte, dann solle der König nachher schon sehen. Man brachte hierauf alle die Sachen zusammen, und nun wollte Lillefort, daß man zuerst die eiserne Kette ins Schiff legen sollte; aber da war kein einziger, der sie auf-

zuheben vermochte, und viele konnten nicht auf einmal Platz um das kleine Schiff bekommen. Da nahm Lillefort selbst die Kette an dem einen Ende und legte einige Ringe davon ins Schiff, und wie er sie nach und nach weiter hineinbrachte, ward das Schiff immer größer und zuletzt ward es so groß, daß sowohl die Kette, als die fünfshundert Mann nebst dem Proviant und Lillefort sehr gut Platz darin hatten. Da sprach Lillefort: „Fahr hin über Süßwasser und Salzwasser, über Berg und tiefe Täler, bis daß du kommst, wo des Königs Tochter ist!“ und sogleich fuhr das Schiff davon, daß es zischte und brauste, über Land und über Wasser. — Als sie nun eine lange, lange Zeit gefegelt hatten, stand das Schiff eines Tages plötzlich auf der See still. „Ja, nun sind wir glücklich an Ort und Stelle gekommen,“ sagte Lillefort, „aber wie wir wieder fortkommen werden, das steht noch dahin.“ Darauf nahm er die eiserne Kette und band sich das eine Ende um den Leib. „Setz muß ich zu Boden,“ sagte er, „wenn ich aber nachher wieder herauf will und einen starken Ruck an der Kette tu’, dann müßt ihr alle auf einmal anziehen für einen Mann, sonst kostet es mir und euch das Leben,“ und damit sprang er ins Wasser, daß die Wellen über ihn zusammenschlugen. Er sank tiefer und immer tiefer, und endlich kam er auf den Grund. Dort sah er einen Berg, worin eine Tür war, und da ging er hinein. In dem Berge nun fand er die Prinzessin, welche eben mit ihrem Nähzeug beschäftigt war. „Ach, Gott sei Lob!“ rief sie, als sie Lillefort erblickte, und klatschte in die Hände, „noch habe ich keine Menschenseele gesehen, so lange ich hier bin.“ Lillefort sagte ihr, daß er gekommen sei, um sie wieder zu ihrem Vater zurückzubringen. „Ach, mich bekommst du nicht mit,“ sagte sie, „das wird dir nicht gelingen; denn bekommt der Troll dich zu sehen, kostet es dir das Leben.“ — „Gut, daß du von ihm sprichst,“ sagte Lillefort, „wo ist er? Es könnte spaßhaft sein, ihn zu sehen.“ Die Königstochter erzählte ihm darauf, daß der Troll ausgegangen wäre und jemanden suchte, der hundert Lasten Malz auf einmal zu Bier brauen könne; denn der Troll wollte ein Gastmahl geben, und dabei verschlug keine geringere Qualität. „Das kann ich,“ sagte Lillefort. „Wenn nur der Troll nicht so jähzornig wäre, daß ich ihm sagen

könnte, eh' er dich erblickt," versetzte die Prinzessin, „aber er ist so wütend, daß er dich den Augenblick in Stücke zerreißt, wenn er dich gewahr wird. Indessen verbirg dich nur hier so lange in den Bettverschlag, dann will ich sehen, was zu tun ist.“ Das tat denn Lillefort, und kaum war er in seinem Versteck, so kam auch schon der Troll an. „Houf! Es riecht hier so nach Menschenfleisch!“ rief er. „Ja, es flog hier ein Vogel übers Dach mit einem Menschenknochen im Schnabel, den ließ er durch den Schornstein fallen,“ versetzte die Königstochter, „ich habe mich zwar beeilt, ihn hinwegzuschaffen, aber es muß wohl noch der Geruch davon zurückgeblieben sein.“ — „Ja, das ist's wohl!“ sagte der Troll. Darauf fragte die Prinzessin ihn, ob er jemanden gefunden habe, der hundert Lasten Malz auf einmal zu Bier brauen könne. „Nein, da ist keiner, der das kann,“ sagte der Troll. „Vor einer Weile war einer hier, der sagte, er könnte es,“ versetzte die Königstochter. „Du bist nun immer so klug,“ sagte der Troll, „warum ließeßt du ihn denn gehen? Du wußtest doch, daß ich eben einen solchen suche.“ — „Ich hab' ihn auch nicht gehen lassen,“ versetzte die Königstochter, „aber du bist nun gleich immer so jachmütig, darum verbarg ich ihn derweil in den Bettverschlag. Wenn du also noch keinen tüchtigen Brauer gefunden hast, so kannst du's ja mit ihm versuchen.“ — „Ja, laß ihn kommen!“ sagte der Troll. Als Lillefort nun hervor kam, fragte der Troll ihn, ob es wahr sei, daß er hundert Lasten Malz auf einmal zu Bier brauen könne. „Ja, das ist wahr,“ antwortete Lillefort. „So ist's gut, daß ich dich bekam,“ sagte der Troll, „mach dich nur gleich an die Arbeit! Aber Gnade dir Gott, wenn du das Bier nicht stark genug brauist.“ — „Es soll schon Geschmack kriegen,“ sagte Lillefort und stellte sogleich das Geschirr zurecht. „Ich muß aber mehr Männer zum Zutragen haben,“ sagte er, „denn die paar, die ich bekommen habe, können nicht viel ausrichten.“ Er erhielt nun noch mehr Leute, so viele, daß es von ihnen wimmelte, und darauf ging das Brauen los. Als nun die Würze fertig war, wollten alle sie kosten, zuerst der Troll selbst, und nachher die andern. Aber Lillefort hatte die Würze so stark gebraut, daß sie tot umfielen, wie die Fliegen, sowie sie davon tranken. Zuletzt war niemand mehr übrig,



als ein altes kümmerliches Weib, das hinter dem Ofen lag. „Ach, du Arme!“ sagte Lillekort, „du mußt doch auch meine Würze kosten,“ und damit ging er hin und füllte mit der Wütte auf, was noch am Boden übrig geblieben, und gab es ihr. Da war er sie alle insgesamt quitt.

Als er nun da stand und sich umsah, ward er eine große Kiste gewahr, die nahm Lillekort und packte sie voll Gold und Silber, umschlang dann sich und die Prinzessin und die Kiste mit der eisernen Kette und tat einen Ruck daran aus allen Kräften. Da zogen die Leute auf dem Schiff alle auf einmal an und brachten sie gesund und behalten wieder herauf. Nun sprach Lillekort: „Fahr hin über Süßwasser und Salzwasser, über Berg und tiefe Täler, bis daß du kommst zu des Königs Schloß.“ — Und sogleich fuhr das Schiff davon, daß der Schaum zu beiden Seiten stand. Als die, welche auf dem Schloß waren, das Schiff ankommen sahen, zogen sie alsbald hinaus mit Gesang und Spiel und empfingen Lillekort mit großer Freude. Am frohesten von allen aber war der König, der jetzt seine Tochter wiederbekommen hatte.

Nun war aber Lillekort in Verlegenheit wegen der Prinzessinnen, denn beide wollten ihn haben, und er wollte nur die haben, welche er zuerst befreit hatte, und das war die jüngste. Er sann und dachte lange darüber nach, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen sollte; denn die jüngste wollte er nicht fahren lassen, und der andern wollte er auch nicht gern zuwider sein. Da fiel es ihm ein, wenn jetzt sein Bruder, König Lavring, da wäre, der ihm so ähnlich sah, daß keiner sie voneinander zu unterscheiden vermochte, so könnte der die andre Prinzessin und das halbe Reich bekommen; denn er selbst wollte sich gern mit der einen Hälfte begnügen. Wie gedacht, so gethan, er ging vors Schloß und rief laut den König Lavring beim Namen, aber es kam niemand. Da rief er noch lauter; aber es fand sich diesmal keiner ein. Zuletzt rief er aus allen Kräften — und da stand plötzlich sein Bruder vor ihm. „Ich sagte dir ja, du solltest mich nicht eher rufen, als bist du in der äußersten Not wärest,“ sprach er, „und hier ist ja keine Mücke, die dir was zuleide tun kann,“ und damit schlug er auf ihn zu, daß Lillekort über

die Wiese hinpurzelte. „Schande über dich, daß du mich so schlägst!“ sagte Lillekort, „erst hab’ ich die eine Königstochter und das halbe Reich gewonnen, und nachher die andre Königstochter und das andre halbe Reich dazu, und nun wollte ich mit dir teilen und dir die eine Prinzessin und die Hälfte des Königreichs abgeben. Däucht es dir denn recht, mich also zu schlagen?“ Als König Lavring das hörte, bat er seinen Bruder um Verzeihung, und da vertrugen sie sich alsbald und waren wieder gute Freunde. Darauf sprach Lillekort: „Du weißt, daß wir einander so ähnlich sehen, daß niemand uns zu unterscheiden vermag; darum tausche du jetzt deine Kleider mit mir und geh’ hinauf auf das Schloß; dann werden die Prinzessinnen glauben, daß ich es bin, und die, welche dich dann zuerst küßt, die nimmst du, und die andre behalt ich.“ Also sprach Lillekort; denn er wußte wohl, daß die älteste Königstochter auch die stärkste war, und konnte sich daher wohl denken, wie’s kommen würde. König Lavring war sogleich bereit, zu tun, wie sein Bruder ihm gesagt hatte, er tauschte mit ihm seine Kleider und ging aufs Schloß. Als er nun zu den Prinzessinnen eintrat, glaubten sie, es sei Lillekort, und liefen beide sogleich auf ihn zu. Aber die älteste, welche die größte und stärkste war, schob die jüngere Schwester beiseite, faßte König Lavring um den Hals und küßte ihn. Und so bekam denn König Lavring die älteste, und Lillekort die jüngste Prinzessin. Da kann sich’s denn wohl ereignet haben, daß eine Hochzeit ward, wovon man sich in sieben Königreichen zu erzählen wußte.]

## Die Puppe im Grase.



Es war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne. Als diese groß waren, sagte er zu ihnen, sie sollten fort reisen in die Welt und sich jeder eine Frau suchen, aber die sollte spinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können, sonst wollte er sie nicht zur Schwiegertochter haben. Jedem von ihnen gab er ein Pferd und eine ganz neue Rüstung; und darauf reisten die Söhne fort in die Welt, um sich eine Frau zu suchen. Als sie aber eine Strecke Weges gereist waren, sagten sie, Aschenbrödel wollten sie nicht mit haben; denn er tauge doch zu nichts. Aschenbrödel mußte nun zurückbleiben und wußte gar nicht, wie er's anfangen sollte. Da ward er sehr niedergeschlagen, stieg von seinem Pferd herunter und setzte sich ins Gras hin und weinte. Als er aber eine Weile gegessen hatte, bewegte sich der eine Grashülsen und es kam daraus eine kleine weiße Gestalt hervor; und als sie näher kam, sah Aschenbrödel, daß es ein niedliches kleines Mädchen war, aber ganz, ganz klein. Diese trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er nicht die Puppe im Grase besuchen wolle. Ja, das wollte Aschenbrödel gern und ging mit ihr.

Als er hinunter kam, saß die Puppe im Grase auf einem Stuhl und war so schön und so gepuzt; sie fragte Aschenbrödel, wo er hin wolle, und in welchem Geschäft er reise.

Er erzählte ihr nun, daß sie ihrer zwölf Brüder wären, und daß der König, ihr Vater, jedem von ihnen ein Pferd und eine Rüstung gegeben und zu ihnen gesagt hätte, sie sollten in die Welt reisen und sich eine Frau suchen, die solle spinnen und weben und ein Hemd in einem Tag fertig nähen können. „Wenn du nun das kannst und meine Frau werden willst,“ sagte Aschenbrödel, „dann will ich nicht weiter reisen.“ Ja, das wollte sie gern und machte sich sogleich an die Arbeit, fing an zu spinnen und zu weben und nähte das Hemd in einem Tag fertig; aber es ward so klein, so klein, nicht länger als — so lang.

Damit reiste Aschenbrödel nach Hause. Als er aber das Hemd hervor nahm, um es seinem Vater zu zeigen, war er ganz beschämt, weil es so klein war. Der König aber sagte, es machte nichts, er solle das kleine Mädchen heiraten; und darauf reiste Aschenbrödel froh und vergnügt zurück, um seine kleine Braut abzuholen. Wie er nun bei der Puppe im Grase ankam, wollte er sie zu sich auf sein Pferd nehmen, aber das wollte sie nicht, sondern sagte, sie wolle in einem silbernen Löffel fahren mit zwei kleinen Schimmeln davor. So reisten sie nun fort, er auf seinem Pferd, und sie in dem silbernen Löffel; die beiden Schimmel aber, die sie zogen, waren zwei kleine weiße Mäuse. Aschenbrödel hielt sich immer auf der andern Seite des Weges, damit sein Pferd nicht auf seine Braut treten sollte, denn sie war so klein. Als sie eine Strecke Weges gereist waren, kamen sie zu einem großen Wasser; da ward Aschenbrödels Pferd scheu, sprang hinüber auf die andre Seite des Weges und schlug den Löffel um, so daß die Puppe im Grase ins Wasser fiel. Da ward Aschenbrödel sehr betrübt und wußte gar nicht, wie er sie erretten sollte. Es dauerte aber nicht lange, so tauchte ein Meeremann mit ihr auf, und nun war sie so groß geworden, wie ein andres erwachsenes Frauenzimmer, und noch weit schöner als zuvor. Da nahm Aschenbrödel sie vor sich auf sein Pferd und ritt mit ihr nach Hause.

Als er dort ankam, waren auch schon seine andern Brüder, jeder mit seiner Braut, eingetroffen; aber die waren so häßlich und so böse, daß sie sich schon unterwegs mit ihren Brautmännern

gezaust hatten. Auf dem Kopfe trugen sie Hüte, die waren mit Leer und Ruß bestrichen, das war ihnen ins Gesicht herabgetröpfelt, so daß sie davon noch weit häßlicher und abscheulicher aussehn. Als nun die Brüder dagegen Aschenbrödel's Braut erblickten, wurden sie alle neidisch auf ihn. Der König aber freute sich so sehr über die beiden, daß er alle die andern davon jagte. Darauf hielt Aschenbrödel mit der Puppe im Grase Hochzeit und lebte mit ihr vergnügt und zufrieden eine lange, lange Zeit; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

## Das Käzchen auf Dovre.



Es war einmal ein Mann oben in Finnmarken, der hatte einen großen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König von Dänemark bringen. Nun traf es sich so, daß er gerade am Weihnachtsabend zum Dovrefjeld kam, und da ging er in ein Haus wo ein Mann wohnte, der Halvor hieß; den bat er um Nachtquartier für sich und seinen Bären.

„Ach, Gott helf mir!“ sagte der Mann, „wie sollt’ ich wohl jemandem Nachtquartier geben können! Jeden Weihnachtsabend kommen hier so viel Trollen, daß ich mit den Meinigen ausziehen muß und selber nicht einmal ein Dach über dem Kopf habe.“

„Oh, ihr könnt mich deswegen immer beherbergen,“ sagte der Mann, „denn mein Bär kann hier hinter dem Ofen liegen, und ich lege mich in den Bettverschlag.“

Halvor hatte nichts dagegen, zog aber selbst mit seinen Leuten aus, nach dem er zuvor gehdrig für die Trollen hatte zurichten lassen: Die Tische waren besetzt mit Reißbrot, Stockfischen, Wurst und was sonst zu einem herrlichen Gastschmaus gehört.

Bald darauf kamen die Trollen an; einige waren groß, andre klein, einige langgeschwänzt, andre ohne Schwanz; und einige hatten ungeheuer lange Nasen, und alle aßen und tranken und waren guter

Dinge. Da erblickte einer von den jungen Trollen den Bären, der unter dem Ofen lag, steckte ein Stückchen Wurst an die Gabel und hielt es dem Bären vor die Nase. „Kätzchen, magst auch Wurst?“ sagte er. Da fuhr der Bär auf, fing fürchterlich an zu brummen und jagte sie alle, groß und klein, aus dem Hause.

Das Jahr darauf war Halvor eines Nachmittags so gegen Weihnachten hin im Wald und haute Holz für den Heiligen; denn er erwartete wieder die Trollen. Da hörte er es plötzlich im Wald rufen: „Halvor! Halvor!“ — „Ja!“ sagte Halvor. „Hast du noch die große Katze?“ rief's. „Ja,“ sagte Halvor, „jetzt hat sie sieben Junge bekommen, die sind noch weit größer und böser, als sie.“ — „So kommen wir niemals wieder zu dir!“ rief der Troll im Walde. Und von der Zeit an haben die Trollen nie wieder den Weihnachtsbrei bei Halvor auf Dovre gegessen.

## Soria-Moria-Schloß.



Es waren einmal ein Paar Eheleute, die hatten einen Sohn, der hieß Halvor. Von seiner Kindheit an aber wollte der Knabe durchaus nichts tun, sondern saß immer da und wühlte in der Asche. Die Eltern taten ihn in die Lehre bei verschiedenen Meistern; aber Halvor hielt es nirgends aus, sondern, wenn er ein paar Tage bei einem Meister gewesen war, lief er wieder aus der Lehre, kehrte heim und setzte sich auf

den Feuerherd hin und wühlte in der Asche. Da geschah es einmal, daß ein Schiffer zu seinen Eltern kam, der sah Halvor und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, zur See zu fahren und fremde Länder zu sehen. Ja, dazu hatte Halvor große Lust und ging sogleich mit dem Schiffer zur See.

Nun weiß ich nicht recht, wie lange sie schon gefegelt hatten, aber zuletzt erhob sich ein heftiger Sturm, und als der vorüber war und es wieder ruhig ward, da wußten die Schiffsleute nicht mehr, wo sie sich befanden; sie waren an eine fremde Küste getrieben, die keiner von ihnen kannte.

Weil nun gar kein Wind wehte und sie still liegen bleiben mußten, bat Halvor den Schiffer um Erlaubnis, ans Land zu gehen, um sich dort umzusehen; denn er konnte es nicht aushalten, immer



still zu liegen und zu schlafen. „Denkst du, daß du dich vor den Leuten kannst sehen lassen?“ sagte der Schiffer; „du hast ja keine andre Kleider, als die Lumpen, worin du gehst und stehst.“ Halvor aber bat so lange, bis der Schiffer ihm endlich die Erlaubnis gab; nur mußte er ihm versprechen, daß er wieder zurückkehren wollte, wenn es anfang zu wehen. Darauf ging er ans Land. Hier waren überall große schöne Ebenen und Wiesen, aber nirgends war eine Spur von Menschen. Bald darauf fing es an zu wehen; aber Halvor wollte noch gern mehr von dem Lande sehen und schritt daher weiter fort, in der Hoffnung, daß er auch Menschen dort antreffen würde. Nach einer Weile gelangte er auf einen großen breiten Weg, der war so flach und so eben, daß man ein Ei darauf fortrollen konnte. Halvor verfolgte beständig diesen Weg, bis er endlich gegen Abend ein großes schimmerndes Schloß in der Ferne erblickte. Weil er aber den ganzen Tag gegangen war und keinen Mundvorrat mitgenommen hatte, war er entsetzlich hungrig, und je näher er dem Schloß kam, desto unheimlicher ward ihm zu Mute.

Als er endlich das Schloß erreicht hatte, trat er hinein und kam zuerst in die Küche, wo ein helles Feuer auf dem Herd brannte. In der Küche war alles so schön und prachtvoll, wie er es nie zuvor in einer Küche gesehen hatte; da standen Gefäße von Gold und Silber, aber Leute waren nicht da. Als nun Halvor eine Zeitlang gewartet hatte, und niemand kam, öffnete er eine Thür und trat in ein großes Zimmer. Dort saß eine Prinzessin, die spann an einem Rocken. „Wie!“ rief sie, „darf denn eine Christenseele hierher kommen? Aber am besten ist es, du machst nur, daß du gleich wieder fort kommst, wenn dich der Troll nicht verschlingen soll; denn hier wohnt ein abscheulicher Troll mit drei Köpfen.“

„Mir sollt's recht sein, wenn er vier hätte,“ sagte der Bursch, „ich habe große Lust den Kerl zu sehen; aber ich gehe nicht, denn ich habe nichts Böses getan. Erst aber mußt du mir etwas zu essen geben; denn ich bin verdammt hungrig.“ Als nun Halvor sich satt gegessen hatte, sagte die Prinzessin zu ihm, er solle versuchen, ob er das Schwert zu schwingen vermöchte, das an der Wand hing. Aber er konnte es nicht schwingen, ja er konnt' es nicht einmal aufheben.

„So mußt du einen Trunk aus der Flasche tun, die daneben hängt,“ sagte die Prinzessin, „denn das tut der Troll immer, wenn er es gebrauchen will.“ Halvor tat darauf einen guten Trunk aus der Flasche, und da konnte er das Schwert in der Hand schwingen wie gar nichts. Nun, meinte er, sollt's für den Trollen früh genug sein, wenn er käme. Es dauerte auch nicht lange, so kam dieser dahergesauft. Halvor hinter die Tür. „Hutetu! Hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ sagte der Troll, indem er den Kopf zur Tür herein steckte. — „Ja, das sollst du gewahr werden!“ sagte Halvor und hieb ihm alle Köpfe auf einmal herunter. Da ward die Prinzessin so froh, daß sie sang und sprang; aber wie sie nun an ihre Schwestern dachte, sagte sie: „Ach, wären doch meine Schwestern auch erlöst!“ — „Wo sind die?“ fragte Halvor. Da erzählte sie ihm, daß die eine von einem Trollen auf einem Schloß festgehalten würde, das sechs Meilen von da entfernt wäre, und die andre auf einem Schloß, das noch neun Meilen weiter davon läge.

„Aber jetzt,“ sagte sie, „mußt du mir erst helfen, diesen Kumpf hinaus zu schaffen.“

Dazu war Halvor sogleich bereit; er warf den Kumpf hinaus und machte alles rein und sauber drinnen, und darauf lebten sie lustig und vergnügt. Den nächsten Morgen aber machte Halvor sich auf, sobald es dämmerte; er gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, sondern ging und lief den ganzen Tag. Als er aber endlich das Schloß vor sich sah, ward ihm doch wieder etwas unheimlich zu Mute; es war noch weit schöner und prächtiger als das vorige; aber auch hier war keine Menschenseele zu sehen. Halvor trat zuerst in die Küche und ging von da gerade aus ins Zimmer. „Wie? Darf denn eine Christenseele hierher kommen?“ rief die Prinzessin. „Ich weiß nicht, wie lange ich nun schon hier bin,“ sagte sie, „aber in all der Zeit habe ich noch nie einen Menschen hier gesehen. Es ist aber wohl am besten für dich, du siehst zu, daß du wieder fort kommst, denn es wohnt hier ein Troll, der hat sechs Köpfe.“ — „Nein, ich gehe nicht,“ sagte Halvor, „und wenn er noch sechs dazu hätte.“ — „Er nimmt dich und frißt dich lebendig,“ sagte die Prinzessin. Aber es half nichts, Halvor wollte nicht wieder fort gehen,

denn er war nicht bange vor dem Trollen; aber zu essen und zu trinken wollte er haben, weil er so entsetzlich hungrig war von der Reise. Ja, das bekam er, so viel er nur mochte. Danach aber wollte die Prinzessin wieder, daß er gehen sollte. „Nein,“ sagte Halvor, „ich gehe nicht, denn ich habe nichts Böses getan und brauche mich nicht zu fürchten.“ Als nun Halvor durchaus nicht gehen wollte, sagte die Prinzessin zu ihm: „Versuche denn, ob du das Schwert zu schwingen vermagst, das dort an der Wand hängt, und das der Troll immer im Kriege gebraucht.“ Halvor konnte aber das Schwert nicht schwingen. Da sagte sie zu ihm, er solle einen Trunk aus der Flasche tun, die daneben hänge; und als Halvor das getan hatte, konnte er das Schwert ohne Mühe schwingen.

Nun dauerte es nicht lange, so kam der Troll an; er war so groß und breit, daß er seitwärts durch die Thür gehen mußte. Als er den ersten Kopf herein steckte, rief er: „Hutetu! Es riecht hier so nach Menschenfleisch!“ In demselben Augenblick aber hieb Halvor ihm den Kopf ab, und danach alle die andern dazu. Da ward die Prinzessin über alle Maßen froh. Als sie aber an ihre Schwestern dachte, äußerte sie den Wunsch, daß auch die erlöst sein möchten. Halvor meinte, dazu könne schon Rat werden und wollte sogleich wieder fort; aber erst mußte er der Prinzessin den Rumpf des Trollen hinaus schaffen helfen, und danach begab er sich früh am andern Morgen auf den Weg. Er hatte aber eine weite Reise zu machen, und er ging und lief abwechselnd, damit er noch zu guter Zeit ankäme. Gegen Abend erblickte er endlich das Schloß, das noch weit schöner und prachtvoller war, als die beiden ersten. Nun fürchtete er sich nicht im geringsten mehr, sondern schritt gerade durch die Küche fort ins Zimmer. Hier saß eine Prinzessin, die war so schön, daß es gar nicht zu beschreiben ist; die sagte nun ebenso, wie die andern, daß sie noch keine Menschenseele gesehen hätte, so lange sie bei dem Trollen sei, und bat ihn, nur sogleich wieder zu gehen, denn sonst fräße der Troll, der neun Köpfe hätte, ihn lebendig auf, sagte sie. „Und wenn er noch neun dazu hätte, so gehe ich doch nicht,“ sagte Halvor und stellte sich an den Ofen hin. Die Prinzessin bat ihn so flehentlich, er möchte doch wieder

fort gehen, damit der Troll ihn nicht auffresse; aber Halvor sagte: „Mag er nur kommen, wenn es ihm gefällt.“ Da gab die Prinzessin ihm das Trollschild und ließ ihn einen Trunk aus der Flasche tun, so daß er's schwingen konnte.

Nun dauerte es nicht gar lange, so kam der Troll dahergesauft, der war aber noch weit größer und breiter, als die beiden andern und mußte ebenfalls seitwärts durch die Thür gehen. Als er den ersten Kopf hereinsteckte, sagte er ebenso, wie die andern: „Hutetu! Hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ Im selben Augenblick aber hieb Halvor ihm den Kopf herunter, und nachher auch alle die andern, aber der letzte war der allerzäheste; den abzuhaueu war die schwerste Arbeit, die Halvor je verrichtet hatte, obgleich er doch meinte, daß er Kräfte habe.

Als Halvor nun auch den dritten Trollen getödet hatte, kamen alle Prinzessinnen auf dem Schloß zusammen und waren so heiter und vergnügt, wie sie es noch nie in ihrem Leben gewesen; alle aber waren sie in Halvor verliebt, und er durfte nur diejenige von ihnen wählen, die er am liebsten mochte; die jüngste Prinzessin hielt jedoch am meisten von ihm. Halvor aber stand da ganz still und betrübt. Da fragte die jüngste Prinzessin ihn, warum er so traurig wäre, und ob es ihm nicht bei ihnen gefiele. Ja, sagte Halvor, es gefiele ihm sehr wohl bei ihnen, denn sie hätten ja genug zu leben, und er hätte gute Tage; aber er trüge so großes Verlangen nach Hause, denn er hätte noch Eltern am Leben, und die möchte er so gern einmal wiedersehen. Die Prinzessinnen meinten, das ließe sich wohl machen, und sagten zu ihm: „Du sollst unbeschädigt hin- und zurückkommen, wenn du nur genau unsern Rat befolgen willst.“ Ja, Halvor wollte ihn genau befolgen. Da taten sie ihm herrliche Kleider an, daß er ausah, wie ein Königssohn, und steckten an seinen Finger einen Ring, der hatte die Eigenschaft, daß er sich damit hin und wieder zurück wünschen konnte. Die Prinzessinnen warnten ihn aber, ja den Ring nicht zu verlieren und nicht ihren Namen zu nennen, denn alsdann wäre es aus mit der ganzen Herrlichkeit, sagten sie, und er würde sie dann nie wiedersehen.

„Wäre ich jetzt zu Hause, wollte ich froh sein!“ sagte Halvor;

und wie er das gewünscht hatte, ging es sogleich in Erfüllung. Halvor stand plöglich vor dem Hause seiner Eltern. Es war eben um die Schubstunde, und da seine Eltern einen so vornehmen, stattlichen Herrn eintreten sahen, waren sie ganz erschrocken und bückten und verneigten sich. Halvor fragte, ob er nicht Nachtherberge bei ihnen bekommen könne. Nein, das könne er ganz und gar nicht. „Wir sind nicht so eingerichtet,“ sagten sie, „denn wir haben weder das eine, noch das andre, womit einem solchen Herrn gedient sein kann,“ und rieten ihm, aufs Schloß zu gehen, wovon er da den Schornstein sähe, da hätten sie alles vollauf, sagten sie. Halvor aber gefiel das gar nicht, er wollte durchaus bei ihnen Herberge haben; aber die Leute blieben dabei, er solle aufs Schloß gehen, da könne er sowohl zu essen, als zu trinken bekommen, während sie nicht einmal einen Stuhl ihm anzubieten hätten. „Nein,“ sagte Halvor, „aufs Schloß will ich nicht eher, als morgen früh; laßt mich nur die Nacht bei euch bleiben, ich kann mich ja auf den Herd hinsetzen.“ Dagegen konnten sie denn nichts einwenden, und Halvor setzte sich nun auf den Herd und fing an, in der Asche zu wühlen, wie er ehemals zu tun pflegte, da er noch zu Hause faulenzte.

Sie sprachen nun von mancherlei, und Halvor erzählte von diesem und jenem, und endlich fragte er sie, ob sie niemals Kinder gehabt hätten. Ja, sagten sie, sie hätten einen Burschen gehabt, der Halvor geheißnen, der sei aber fortgewandert und sie wüßten nicht, ob er noch am Leben sei, oder schon tot wäre. „Könnst' ich es wohl nicht sein?“ sagte Halvor. — „Nein, das weiß ich gewiß,“ sagte die Frau, „der Halvor war immer so faul und träge, daß er nie das geringste tun mochte, und dann ging er so lumpig in seinen Kleidern, daß ein Lappen immer auf den andern schlug; aus ihm hätte nie ein solcher Herr werden können, wie Ihr seid!“

Als aber die Frau die Glut auf dem Herd anschürte, und der helle Schein davon auf Halvor fiel, da erkannte sie ihn wieder.

„Ja, wahrhaftig, bist du es, Halvor!“ rief sie, und es kam eine solche Freude über die alten Eltern, daß es gar nicht zu sagen ist; und Halvor mußte ihnen nun erzählen, wie es ihm ergangen war, und seine Mutter wollte durchaus, er solle sogleich aufs Schloß

gehen und sich den Dienstdirnen zeigen, die immer so stolz getan hatten; sie lief selber voraus und erzählte ihnen, daß Halvor zu Hause gekommen sei, und jetzt sollten sie nur sehen, wie stattlich er wäre; er sähe aus wie ein Prinz, sagte sie.

„Das muß wahr sein!“ sagten die Dirnen und warfen den Nacken, „er ist wohl derselbe Lump, der er immer gewesen ist.“ Im selben Augenblick aber trat Halvor ein, und da erschrafen die Dirnen so gewaltig, daß sie das Feuer im Herd im Stich ließen und vor Schreck im bloßen Unterrock auf und davon liefen. Als sie zurückkamen, waren sie so beschämt, daß sie es gar nicht wagten, Halvor anzusehen, gegen den sie früher immer so stolz und übermütig gewesen waren. „Ihr habt euch nun immer für so fein und so hübsch gehalten,“ sagte Halvor, „und glaubt, es gäbe gar nicht mehr euresgleichen; ihr solltet aber nur die älteste Prinzessin sehen, die ich befreit habe, gegen die seht ihr aus wie wahre Viehmägde, und die zweite ist noch schöner, aber die jüngste, die meine Braut ist, die ist schöner als Sonne und Mond. Ich wollte nur, sie wären hier, so solltet ihr sehen!“ sagte Halvor.

Raum aber hatte er das gesagt, so standen die Prinzessinnen vor ihm; das betrückte ihn sehr; denn er gedachte nun an die Worte, die sie gesprochen. — Auf dem Schloß wurde ein herrliches Gastmahl für die Prinzessinnen angerichtet und großer Aufwand gemacht. Aber sie blieben da nicht lange. „Wir wollen zu deinen Eltern gehen,“ sagten sie, „und uns ein wenig die Umgegend besehen.“ Sie gingen darauf fort und kamen nicht weit vom Schloß zu einem großen Wasser, worin so viele Fische waren, daß es davon wimmelte, die aber niemals gefangen wurden. Dicht beim Wasser war ein schöner grüner Hügel. Da wollten die Prinzessinnen sich niederlegen und sich ein Weilchen ausruhen; denn die Aussicht über das Wasser gefiel ihnen so schön, sagten sie.

Als sie nun eine Weile da gegessen hatten, sagte die jüngste Prinzessin: „Komm, Halvorich, will dir den Kopf krauen!“ Halvor legte seinen Kopf auf ihren Schoß und es dauerte nicht lange, so schlief er ein. Da zog die Prinzessin ihm den Ring vom Finger und steckte ihm einen andern daran. Danach sprach sie: „Haltet euch

nun alle fest an mir!“ — und: „Wären wir jetzt auf Soria-Moria-Schloß!“

Als Halvor erwachte und sah, daß die Prinzessinnen verschwunden waren, fing er bitterlich an zu weinen und war so betrübt, daß sie ihn gar nicht wieder beruhigen konnten. Wie sehr auch die Eltern ihn trösteten und ihn baten, bei ihnen zu bleiben, so konnte doch nichts ihn zurückhalten, sondern er nahm Abschied von ihnen und sagte, er würde sie wohl nie wiedersehen, denn fände er die Prinzessinnen nicht wieder, schiene es ihm nicht wert, länger zu leben, sagte er.

Dreihundert Taler hatte er noch übrig, die steckte er in die Tasche und begab sich damit auf den Weg. Als er ein Ende gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einem Pferd, das wollte Halvor ihm gern abkaufen und akkordierte mit dem Manne. „Es war freilich nicht meine Absicht es zu verkaufen,“ sagte der Mann, „aber wenn wir des Handels einig werden können, mag es drum sein.“ Halvor fragte ihn, was er denn für das Pferd haben wolle. „Viel habe ich nicht dafür gegeben, und viel ist es auch nicht wert,“ sagte der Mann, „es ist aber ein braves Pferd zum Reiten, obwohl es zum Ziehen eigentlich nicht taugt, doch so viel vermag es immer, daß es Euern Eßranzen trägt und Euch dazu, wenn Ihr mitunter mal wieder ein Ende geht.“ Sie wurden nun um den Preis einig, und als Halvor das Pferd bekommen hatte, legte er seinen Ranzen darauf und ging und ritt abwechselnd. Gegen Abend kam er zu einem grünen Hügel, worauf ein großer Baum stand. Da nahm er seinen Eßranzen vom Pferde, ließ diesem die Zügel und legte sich unter den Baum schlafen. Sobald es Tag wurde, machte er sich wieder auf den Weg; denn er hatte durchaus keine Ruhe. Er ging und ritt den ganzen Tag durch einen großen Wald, worin viele grüne Plätze waren, die herrlich zwischen den Bäumen hindurchschimmerten. Halvor wußte nicht mehr, wo er war, und wohin der Wege führte; aber er ließ sich keine Zeit, auszuruhen, außer wenn er dem Pferd etwas zu essen gab und er selber auf einem der grünen Plätze seinen Ranzen aufschnürte. Er ging und ritt immerfort, und der Wald schien niemals ein Ende nehmen zu wollen.

Aber am andern Morgen, als es dämmerte, sah er, daß es zwischen den Bäumen lichter ward. „Ich wollte, ich käme jetzt zu Leuten, wo ich mich ein wenig wärmen und etwas zu essen bekommen könnte!“ dachte Halvor; und als er noch einige Schritte gegangen war, kam er zu einer armseligen Hütte und sah drinnen durch die Fensterscheiben ein paar alte Leute; sie waren schon sehr alt und hatten einen ganz grauen Kopf, so grau, wie Tauben, und die Frau hatte eine Nase, die war so lang, daß sie sie statt Feuergabel auf dem Herd gebrauchte. „Guten Abend!“ sagte Halvor, als er eintrat. „Guten Abend!“ sagte die Frau: „Was führt Euch den hierher? Über hundert Jahre sind es jetzt, daß keine Menschenseele hier gewesen ist.“ Halvor erzählte ihnen, daß er nach Soria-Moria-Schloß wolle, und fragte, ob sie nicht den Weg dahin wüßten. „Nein,“ sagte die Frau, „den weiß ich nicht, aber nun kommt gleich der Mond, den will ich fragen; denn der scheint auf alles und sieht alles, der mag es wohl wissen.“ Als nun der Mond hell und klar über den Bäumen stand, ging die Frau hinaus und rief: „Du, Mond, du, Mond! Kannst du mir nicht den Weg nach Soria-Moria-Schloß sagen?“ — „Nein,“ sagte der Mond, „das kann ich nicht; denn als ich in der Gegend schien, stand eine Wolke davor.“ — „Warte nur ein wenig,“ sagte die Frau zu Halvor, „nun kommt bald der Westwind, der weiß es gewiß; denn der weht und bläst in jeden Winkel.“ „Ei! Hast du auch ein Pferd?“ rief sie darauf, als sie Halvors Pferd erblickte, „laß doch das arme Tier ein wenig in die Koppel hinaus, und hier nicht bei der Thür stehen und hungern!“ „Aber willst du es mir nicht vertauschen?“ sagte sie, „ich habe hier ein Paar alte Stiefeln stehen, womit du sieben Meilen in einem Schritt machen kannst, die will ich dir für dein Pferd geben; dann kannst du um so viel eher nach Soria-Moria-Schloß kommen.“ Das war Halvor schon recht, und die Alte freute sich so sehr über das Pferd, daß sie tanzte und sprang. Nun kann ich doch, wenn ich will, zur Kirche reiten!“ sagte sie. Halvor, der keine Ruhe hatte, wollte sogleich mit den Stiefeln fort; aber die Alte sagte, „es hat nicht so große Eile; lege dich nur erst ein wenig auf die Bank hin und schlafe, denn ein Bett habe ich dir nicht anzubieten; indes will ich aufpassen, wenn der Westwind kommt.“



Als nun Halvor ein wenig geschlafen hatte, kam der Westwind daher gesaußt, daß die alte Hütte krachte. Die Alte sprang hinaus. „Du, Westwind! du, Westwind!“ rief sie, „weißt du nicht den Weg nach Soria-Moria-Schloß. Hier ist einer, der will gern hin.“ — „Ja, den weiß ich sehr gut,“ sagte der Westwind, „ich soll eben jetzt dahin und die Kleider zur Hochzeit trocknen. Ist er rasch zu Fuß, so kann er mit mir reißen.“ Halvor ging hinaus. „Du mußt schnell sein, wenn du mit willst,“ sagte der Westwind, und fort ging's über Busch und Busch, über Hügel und Thal, so daß Halvor genug zu tun hatte, um Schritt zu halten. Endlich sagte der Westwind: „Jetzt kann ich nicht weiter mit dir reisen; denn ich muß dort noch erst ein Stück Tannenwald umreißen, eh' ich zur Bleiche komme und die Kleider trockne; wenn du aber längs der Bergseite fortgehst, so kommst du zu einigen Dirnen, die dort stehen und Zeug waschen, und von da ist es nicht mehr weit nach Soria-Moria-Schloß.“

Um eine Weile kam Halvor zu den Dirnen, die da standen und wuschen; sie fragten ihn, ob er nicht den Westwind gesehen hätte, der sollte kommen und das Zeug zur Hochzeit trocknen. „Ja,“ sagte Halvor, „er ist nur hin und reißt ein Stück Tannenwald um; es wird aber nicht lange dauern, so ist er da,“ und nun befragte er sie um den Weg nach Soria-Moria-Schloß. Sie zeigten ihn darauf zurecht, und als er ans Schloß kam, war es da so voll Menschen und Pferden, daß es wimmelte. Halvor aber war so zerlumpt und zerrissen, weil er dem Westwind über Busch und Busch und Stock und Stein gefolgt war, daß er sich gar nicht sehen lassen mochte, sondern sich abseits hielt; erst den letzten Tag trat er hervor, da eben die Gäste sich zur Tafel setzten. Als sie nun, wie es Sitte und Gebrauch ist, die Gesundheit des Bräutigams und der Braut tranken und ihnen Glück wünschten, und der Mundschenk allen, sowohl Rittern als Knappen, zutrank, da kam der Becher auch zu Halvor. Er brachte nun ebenfalls die Gesundheit des Brautpaares aus, danach ließ er den Ring, den die Prinzessin ihm an den Finger gesteckt hatte, als er an dem Wasser eingeschlafen war, in den Becher fallen und sagte zu dem Mundschenken, er solle

die Braut von ihm grüßen und ihr den Becher reichen. Wie nun die Prinzessin ihren Ring erblickte, stand sie sogleich vom Tische auf und sprach: „Wer hat es wohl am ersten verdient, eine von uns zur Gemahlin zu haben, der, welcher uns befreit hat, oder der, welcher hier als Bräutigam sitzt?“ Natürlich der erste, sagten alle, darüber könnten durchaus nicht zwei Meinungen sein. Und als Halvor das hörte, säumte er nicht, seine Lumpen abzuwerfen und sich als Bräutigam zu schmücken. „Ja, das ist der Rechte!“ rief die Prinzessin, als sie ihn erblickte, ließ den andern mit einer langen Nase abziehen und hielt Hochzeit mit Halvor.

## Der Herr Peter.



Es war einmal ein Paar arme Eheleute, die hatten drei Söhne. Wie die beiden ältesten hießen, weiß ich nicht; aber der jüngste hieß Peter. Als die Eltern gestorben waren, und die Kinder sich in die Erbschaft teilen wollten, war nichts da, als ein Grapen, eine Brotplatte und eine Kaze. Der älteste, welcher das beste haben sollte, nahm den Grapen. „Wenn ich den ausleihe, bleibt noch immer etwas für mich auszuschrapen drin,“ sagte er. Der zweite nahm die Brotplatte. „Wenn

ich die ausleihe, bleibt doch immer etwas für mich abzufragen dran,“ sagte er. Für den jüngsten blieb nichts anders übrig, als die Kaze. „Wenn ich die ausleihe, bekomm’ ich nichts dafür,“ sagte er, „gibt man ihr auch ein wenig Milch, so schleckt sie sie selbst.“ Gleichwohl nahm er doch die Kaze; denn es jammerte ihn, sie untkommen zu lassen.

Hierauf wanderten die Brüder fort in die Welt, um ihr Glück zu versuchen, und jeder zog seine Straße. Als der jüngste eine Weile fort gegangen war, sagte die Kaze: „Es soll dir nicht leid sein, daß du mich nicht in der alten Hütte hast untkommen lassen, sondern mich mit dir genommen. Ich werde in den Wald gehen und allerlei Getier greifen, das sollst du zu dem König auf das Schloß tragen, das du dort siehst, und sagen, du brächtest ihm ein

kleines Geschenk. Wenn er dich dann fragt, von wem das ist, sollst du sagen: „Das ist von dem Herrn Peter.“ Hierauf lief die Kage in den Wald, und kam bald mit einem lebendigen Renntier zurück; dem war sie auf den Kopf gesprungen, hatte sich zwischen die Hörner gesetzt und gesagt: „Gehst du nicht geradeswegs zu des Königs Schloß, so frage ich dir die Augen aus,“ darum wagte das Renntier auch nicht, anders zu tun, als die Kage ihm gesagt hatte. Wie Peter nun zum Schloß kam, ging er mit seinem Tier in die Küche und sagte: „Ich komme, um dem König ein kleines Geschenk zu überbringen, wenn er es nicht verschmähen wollte.“ Als man dem König das anmeldete, kam er sogleich in die Küche, und wie er das große schöne Renntier erblickte, war er darüber außerordentlich erfreut. „Mein lieber Freund,“ sagte er zu Peter, „wer ist es, der mir ein so schönes Geschenk sendet?“ — „Oh, das ist der Herr Peter,“ sagte der Bursch. „Der Herr Peter?“ sagte der König, „wo wohnt er doch noch, dieser Herr Peter?“ Denn es dünkte ihm eine Schande, daß er einen solchen Mann nicht kennen sollte. Aber der Bursch wollt' es ihm nicht sagen; er dürfe es nicht wegen seines Herrn, sagte er. Darauf gab der König ihm ein gutes Trinkgeld und bat ihn, seinen Herrn von ihm zu grüßen, und er ließe sich auch vielmal bedanken.

Am andern Tag lief die Kage wieder in den Wald, sprang einem Hirsch auf den Kopf, setzte sich ihm zwischen die Augen und nötigte ihn ebenfalls durch Drohungen, nach des Königs Schloß zu gehen. Als Peter in die Küche eintrat, sagte er wieder, er käme, um dem König ein kleines Geschenk zu überbringen, wenn er es nicht verschmähen wolle. Der König freute sich über den Hirsch noch mehr, als über das Renntier, und fragte, wer es denn wäre, der ihm ein so schönes Geschenk sende. „Das ist der Herr Peter,“ sagte der Bursch. Als aber der König wissen wollte, wo der Herr Peter wohne, bekam er wieder dieselbe Antwort, wie den vorigen Tag, und diesmal gab er Peter ein noch größeres Trinkgeld.

Den dritten Tag kam die Kage mit einem Elentier an. Als Peter in die Küche auf dem Schloß trat und sagte, er brächte dem König ein kleines Geschenk, ward es dem König sogleich angesagt.

Wie dieser nun heraus kam und das große schöne Elentier erblickte, war er darüber so voller Freude, daß er nicht wußte, „auf welchem Bein er stehen wollte“, und dieses Mal gab er Peter ein noch weit größeres Trinkgeld, es waren gewiß hundert Taler. Nun wollte aber der König durchaus wissen, wo der Herr Peter wohnte, und forschte und fragte auf alle mögliche Weise; aber Peter sagte, er dürfe es nicht sagen von wegen seines Herrn, denn er hätte es ihm so strenge verboten. „So sage denn dem Herrn Peter, ich ließe ihn bitten, mich zu besuchen,“ sagte der König. Ja, sagte der Bursch, er wollt's wohl bestellen. Als Peter darauf zu der Kaze kam, sagte er: „Na, du hast mich in eine schöne Patsche gebracht! Nun will der König, ich soll ihn besuchen, und ich habe ja nichts anders auf den Leib zu ziehen, als die Lumpen, worin ich gehe und stehe.“ — „Oh, sei deswegen nicht bekümmert!“ sagte die Kaze, „um drei Tage sollst du Pferde und Wagen und so schöne Kleider bekommen, daß das Gold heruntertröpfelt; dann kannst du den König besuchen. Aber was du auch beim König siehst, so mußt du immer sagen, du hättest es noch weit schöner und prächtiger zu Hause; das mußt du nicht vergessen.“ Nein, Peter wollt's nicht vergessen. — Als nun die drei Tage um waren, kam die Kaze mit Wagen und Pferden und Kleidern und allem, was Peter gebraucht. Das alles aber war so prächtig, wie niemand dergleichen noch gesehen hatte. Nun fuhr Peter nach dem Schloß, und die Kaze lief hinterher. Der König empfing den Burschen sehr freundlich, aber was er ihm auch zeigen und anbieten mochte, so sagte Peter immer, ja, das wäre alles recht gut, aber er hätt's doch noch weit schöner und prächtiger zu Hause. Das wollte nun dem König gar nicht anstehen, aber Peter blieb immer beim alten. Zuletzt ward der König so verdrießlich, daß er sich nicht länger halten konnte. „Nun will ich mit dir reisen,“ sagte er, „und sehen ob es wahr ist, daß du alles so viel besser und schöner hast, als ich. Aber gnade dir Gott, wenn du lügst! Ich sage nicht mehr.“ — „Ja, nun hast du mich schön in die Tinte gebracht!“ sagte Peter zu der Kaze, „nun will der König mit mir reisen nach meinem Hause, aber das ist wohl nicht gut zu finden.“ — „Laß dich das nicht kümmern!“ sagte

die Kaze, „ich werde voran laufen, und folge du mir dann nur immer nach.“ Darauf reisten sie fort. Die Kaze voran, danach Peter, welcher hinter ihr fuhr, und dann der König mit seinem ganzen Hofstaat.

Als sie nun ein gutes Ende gefahren waren, kamen sie zu einer großen Herde Schafe, die hatten Wolle, so lang, daß sie an der Erde schleppte. „Willst du sagen, daß diese Schafherde dem Herrn Peter gehört, so gebe ich dir diesen silbernen Löffel,“ sagte die Kaze zum Hirten — den Löffel aber hatte sie mit aus dem Königsschloß genommen. — Ja, das wollte der Hirte wohl sagen. Als nun der König gefahren kam, rief er: „Ei, ei! hab' ich doch nie eine so große, schöne Schafherde gesehen! Wem gehört die, mein kleiner Bursch?“ — „Die gehört dem Herrn Peter,“ sagte der Bursche.

Nach einer Weile kamen sie zu einer schönen, großen Herde scheckiger Kühe, die waren so fett, daß sie glänzten. „Willst du sagen, daß diese Herde dem Herrn Peter gehört, wenn der König dich fragt, so gebe ich dir diesen silbernen Handzuber,“ sagte die Kaze zu der Dirn, die das Vieh trieb — den Zuber aber hatte sie auch aus dem Schloß mitgenommen. „Ja, recht gern!“ sagte die Dirn. Als nun der König gefahren kam, wunderte er sich sehr über die große, schöne Herde; eine so schöne Viehherde, meinte er, hätte er noch nie gesehen; und als er die Dirn fragte, wem das Vieh gehöre, sagte sie: „Oh, das gehört alles dem Herrn Peter.“

Ein Ende weiter hin trafen sie eine große, schöne Koppel Pferde an, es waren die schönsten Pferde, die man sehen konnte; alle waren sie groß und fett, und von jeder Farbe waren sechs: Rote, fahle und blaue. „Willst du sagen, daß diese Pferdetrift dem Herrn Peter gehört, wenn der König dich fragt, so geb' ich dir diesen silbernen Abguß,“ sagte die Kaze zum Hirten — den Abguß hatte sie auch aus dem Schloß mitgenommen. — Ja, der Bursche wollt's wohl sagen. Als nun der König ankam, war er ganz verwundert über die große, schöne Pferdetrift; denn solche Pferde hätte er noch nie gesehen, sagte er, und als er den Burschen fragte, wem alle die roten und fahlen und blauen Pferde gehörten, sagte der: „Die gehören alle dem Herrn Peter.“







Als sie nun ein gutes Ende weiter gereist waren, kamen sie zu einem Schloß. Die erste Pforte war von Messing, die zweite von Silber, und die dritte von Gold. Das Schloß selbst war von Silber und so blank, daß es einem in den Augen weh tat, wenn man es ansah; denn es schien gerade die Sonne darauf, wie sie ankamen. Die Kage hatte die Gelegenheit ersehen, dem Burschen unbemerkt ins Ohr zu flüstern, er solle sagen, das wäre sein Schloß. Drinnen im Schloß aber war's noch viel prächtiger als außen. Alles war hier von Gold, sowohl die Stühle, als die Tische und die Bänke. Als nun der König rings umhergegangen war und alles genau betrachtet hatte von unten und von oben, da ward er ganz beschämt. „Ja, der Herr Peter hat alles weit prächtiger als ich,“ sagte er, „es hilft nicht, daß man es leugnet,“ und damit wollte er wieder fortreisen. Aber Peter bat ihn, er möchte doch bleiben und bei ihm zu Abend essen. Na, das tat denn der König auch; aber sauer sah er die ganze Zeit. — Während sie nun bei Tische saßen, kam der Troll gegangen, dem das Schloß gehörte, und klopfte an die Pforte. „Wer ist es, der mein Essen verzehrt und meinen Met trinkt, als wären Schweine drinnen?“ rief er. Als die Kage das hörte, lief sie sogleich hinaus, trat an die Pforte und sprach: „Wart' einmal! Ich will dir erzählen, wie der Bauer es mit dem Winterkorn macht,“ und darauf erzählte sie dem Trollen sehr weitläufig vom Winterkorn: Wie zuerst der Bauer seinen Acker pflüge, danach ihn dünge, und dann wieder pflüge usw., bis plötzlich die Sonne aufging\*). „Sieh dich mal um, dann wirst du hinter dir die schöne herrliche Jungfrau erblicken!“ sagte die Kage zum Trollen. Da sah dieser sich um, erblickte die Sonne und barst mitten voneinander\*\*).

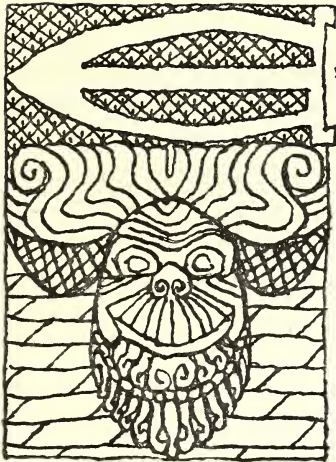
„Nun gehört alles dir,“ sagte darauf die Kage zu Peter. „Jetzt aber sollst du mir den Kopf abschlagen, das ist der einzige Lohn, den ich für die Dienste verlange, die ich dir getan habe.“ Das wollte aber Peter durchaus nicht. „Wenn du es nicht tust,“

\*) Bekanntlich sind in Norwegen die Nächte um die Mitte des Sommers nur sehr kurz, so daß die Sonne fast beständig am Himmel steht.

\*\*\*) In der nordischen Mythologie heißt es sonst von den Schwarzelfen, daß sie in Stein verwandelt werden, sobald die Sonne sie bescheint.

sagte die Kage, „so frage ich dir die Augen aus.“ Da konnte Peter nicht anders, sondern mußte tun, wie die Kage wollte, so sauer es ihm auch ankam; mit einem Streich hatte er ihr den Kopf vom Rumpf abgehauen. Da stand aber plötzlich vor ihm die schönste Prinzessin, die man je gesehen hat, und Peter wurde augenblicklich ganz in sie verliebt. „Alle diese Herrlichkeit gehörte früher mir,“ sagte die Prinzessin, „aber der Troll hatte mich bezaubert, so daß ich als Kage in dem Hause deiner Eltern sein mußte. Nun kannst du tun, was du willst, mich zu deiner Gemahlin nehmen oder nicht; denn nun bist du der König über das ganze Reich.“ — Der nicht nein sagte, das war Peter, und es ward eine Hochzeit gehalten und ein Gastmahl, das dauerte ganze acht Tage lang. Nun war ich aber nicht länger bei dem Herrn Peter und der jungen Königin.

## Der Bursch und der Teufel.



Es war einmal ein Bursch, der ging auf einem Wege und knackte Nüsse; da fand er eine, die war wurmstichig, und im selben Augenblick begegnete ihm der Teufel. „Ist es wahr,“ sagte der Bursch, „was man sagt, daß der Teufel sich so klein machen kann, als er will, und sich durch ein Nadelohr zwingen?“ — „Ja,“ antwortete der Teufel. „Oh, laß mich einmal sehen und kriech in diese Nuß!“ sagte der Bursch wieder; und das tat der Teufel. Als er durch

das Loch gekrochen war, schlug der Bursch einen Pflock hinein. „Nun hab' ich dich!“ sagte er und steckte die Nuß in die Tasche. Wie er nun ein Ende gegangen war, kam er zu einer Schmiede, da ging er hinein und bat den Schmied, er möchte ihm doch die Nuß entzwei schlagen. „Ja, das soll leicht getan sein,“ antwortete der Schmied und nahm seinen kleinsten Hammer, legte die Nuß auf den Amboss und schlug zu; aber sie wollte nicht entzwei. Da nahm er einen etwas größeren Hammer, aber der war auch noch nicht schwer genug; er nahm nun einen noch größeren, aber der tat's auch noch nicht. Da wurde der Schmied verdrießlich und nahm den großen Hammer. „Ich werde dich gleichwohl entzwei kriegen,“ sagte er und schlug zu, all was er konnte. Da zerplatzte die Nuß, daß das ganze Schmiededach abflog, und es krachte, als ob die Hütte umstürzen wollte. „Ich glaube der Teufel war in der Nuß!“ sagte der Schmied. „Ja, er war drin,“ sagte der Bursch.

## Die sieben Füllen.



Es war einmal ein Paar arme Leute, die wohnten in einer elenden Hütte, weit weg in einem Walde, und hatten nicht mehr, als aus der Hand in den Mund, und kaum einmal das; aber drei Söhne hatten sie, und der jüngste von ihnen war Aschenbrödel, denn er tat nichts andres, als in der Asche wühlen.

Eines Tages sagte der älteste Bursch, er wolle fort und sich einen Dienst suchen; dagegen hatten die Eltern nichts einzuwenden, und er wanderte hinaus in die Welt. Er ging den ganzen Tag, und als es Abend ward, kam er zu einem Königsschloß. Da stand der König draußen auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle. „Oh, ich suche mir nur einen Dienst,“ sagte der Bursch. „Willst du bei mir dienen und meine sieben Füllen hüten?“ fragte ihn der König. „Wenn du sie einen ganzen Tag hüten kannst und mir am Abend sagen, was sie essen und was sie trinken, so sollst du die Prinzessin und das halbe Reich haben,“ sagte er, „kannst du es aber nicht, so schneide ich dir drei rote Riemen aus deinem Rücken.“ Ja, das, meinte der Bursch, wär' eine leichte Arbeit, damit wollt' er schon fertig werden.

Am Morgen, als es Tag wurde, ließ der Stallmeister die sieben Füllen aus; diese fort, und der Bursch hinter ihnen her, und darauf ging's über Berg und Thal, durch Rusch und durch Busch. Als der Bursch eine gute Weile gelaufen hatte, fing er an, müde zu werden,

und als er's noch einige Zeitlang ausgehalten, da hatte er das Hüten völlig satt. Er stand eben vor einer Bergschlucht, wo ein altes Weib saß und die Spindel drehte, als die den Burschen erblickte, der hinter den Füllen herlief, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, rief sie: „Komm her, mein schmucker Bursch! Ich will dir den Kopf krauen.“ Das war dem Burschen schon recht; er setzte sich zu dem alten Weib in der Bergschlucht und legte seinen Kopf auf ihren Schoß, und nun kraute sie ihn den ganzen Tag, während er da lag und sich runkste. Als es Abend wurde, wollte der Bursch fort. „Es ist wohl am besten, ich gehe nun wieder heim zu meinen Eltern,“ sagte er, „denn daß ich aufs Schloß zurückkehre, kann doch nichts nützen.“ — „Warte nur, bis es dunkel geworden ist,“ sagte das Weib, „dann kommen die Füllen hier wieder vorbei, und dann kannst du mit ihnen zurücklaufen; denn es weiß niemand, daß du hier den ganzen Tag auf meinem Schoß gelegen hast, anstatt sie zu hüten.“ Als nun die Füllen ankamen, gab das Weib dem Burschen eine Flasche mit Wasser und einen Büschel Moos, das sollte er dem König zeigen und sagen, das wäre das, was die sieben Füllen aßen und tranken.

„Hast du nun die Füllen den ganzen Tag treu gehütet?“ fragte ihn der König, als er am Abend ankam. „Ja, das hab' ich,“ sagte der Bursch. „Kannst du mir denn sagen, was sie essen und was sie trinken?“ fragte der König. Da zeigte der Bursch ihm die Flasche mit Wasser und den Büschel Moos, was er von der Alten bekommen hatte. „Da siehst du, was sie essen, und da siehst du, was sie trinken,“ sagte er. Da wußte nun der König gleich, wie er sie gehütet hatte, und er wurde so zornig, daß er seinen Leuten befahl, sie sollten ihn sogleich aus dem Hause jagen, erst aber sollten sie ihm drei rote Riemen aus seinem Rücken schneiden und Salz hineinstreuen. Als darauf der Bursch zu Hause kam, so kannst du dir wohl vorstellen, wie ihm zu Mute war. Einmal wäre er ausgegangen, um zu dienen, sagte er, aber er tät's nicht zum zweiten Mal.

Den Tag darauf sagte der zweite Sohn, nun wolle er auch einmal in die Welt und sein Glück versuchen. Die Eltern aber sagten nein, und er möchte nur den Rücken seines Bruders betrachten,

aber der Sohn bat so lange, bis sie ihn denn zuletzt reifen ließen. Wie er nun einen ganzen Tag gewandert hatte, kam er auch zu dem Königschloß. Da stand der König auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle; und als der Bursch sagte, er wolle sich nach einem Dienst umhören, sagte der König, er könne bei ihm in Dienst kommen, wenn er seine sieben Füllen hüten wolle, setzte ihm aber dieselbe Strafe und denselben Lohn aus, wie er beides seinem Bruder ausgesetzt hatte. Ja, dem Burschen war das recht, und er nahm ohne weiteres Bedenken den Dienst an, denn er meinte, er wolle die Füllen schon hüten und dem König sagen, was sie äßen und was sie tranken.

Sobald es Tag war, ließ der Stallmeister die sieben Füllen hinaus, diese fort über Berg und Thal und der Bursch hinter ihnen her. Aber es ging ihm nicht besser, als dem Bruder. Als er so lange hinter den Füllen hergelaufen war, bis er ganz müde geworden und über und über mit Schweiß bedeckt war, kam er ebenfalls an die Bergschlucht, wo das alte Weib saß und die Spindel drehte. „Komm her, mein schmucker Bursch! Ich will dir den Kopf krauen,“ rief sie. Das däuchte dem Burschen ganz gut; er ließ die Füllen laufen, wohin sie wollten, setzte sich zu dem Weib in die Bergschlucht, und da lag er nun und runkte sich den ganzen Tag.

Als die Füllen am Abend zurück kamen, gab das alte Weib ihm auch eine Flasche mit Wasser und einen Büschel Moos, welches er dem König zeigen sollte. Als aber darauf der König den Burschen fragte, ob er ihm sagen könne, was die sieben Füllen äßen und was sie tranken, und dieser ihm die Wasserflasche und den Moosbüschel hin hielt und sagte: „Da siehst du, was sie essen, und da siehst du, was sie trinken,“ war der König so zornig, daß er befahl, ihm drei rote Riemen aus seinem Rücken zu schneiden und Salz hinein zu streuen und ihn dann augenblicklich fort zu jagen. Wie nun der Bursch zu Hause kam, erzählte er ebenfalls, wie's ihm ergangen war, und sagte, einmal wäre er ausgegangen, um zu dienen, aber er tät's nicht zum zweiten Mal.

Den dritten Tag wollte Aichenbrödel sich aufmachen. Er hätte große Lust, sagte er, auch mal zu versuchen, die sieben Füllen zu

hüten. Die andern aber lachten und hatten ihn zum Besten. „Wenn es uns so gegangen ist,“ sagten sie, „so sollst du wohl was ausrichten, du, der nie etwas andres getan hat, als auf dem Herd liegen und in der Asche wühlen.“ — „Einerlei,“ sagte Aschenbrödel, „ich will aber fort; denn ich hab’s mir einmal in den Kopf gesetzt,“ — und wie sehr die Brüder ihn auch auslachten und die Eltern ihn bitten mochten, es half alles nichts: Aschenbrödel mußte fort. Als er nun den ganzen Tag marschiert hatte, kam er endlich gegen Abend auch zu dem Königschloß. Der König stand wieder draußen auf der Treppe und fragte ihn, wo er hin wolle. „Ich wollte mich nur nach einem Dienst umhören,“ sagte Aschenbrödel. „Wo bist du her!“ fragte ihn der König, denn er wollte sich erst etwas näher erkundigen, eh’ er wieder jemanden in Dienst nahm. Aschenbrödel erzählte ihm nun, wo er her sei, und daß er der Bruder von den Zweien wäre, die vor ihm die Füllen gehütet hätten, und fragte, ob er den nächsten Tag nicht auch versuchen dürfte, sie zu hüten. „Twi,“ sagte der König und geriet ganz in Zorn, „bist du der Bruder von den Zweien, so taugst du auch wohl nicht viel mehr, als sie; von solchen Leuten habe ich schon genug gehabt.“ — „Was schadt’s?“ sagte Aschenbrödel, „da ich doch einmal hier bin, so könnt’ ich’s ja auch mal versuchen.“ — „Nun ja, wenn du denn durchaus deinen Rücken geschunden haben willst, dann meinestwegen“ sagte der König. „Ich möchte weit lieber die Prinzessin haben,“ sagte Aschenbrödel.

Am Morgen, als es Tag wurde, ließ der Stallmeister die sieben Füllen hinaus; diese fort über Berg und über Thal, durch Busch und durch Wald, und Aschenbrödel immer hinter ihnen her. Als er ihnen eine gute Weile nachgelaufen war, kam er auch zu der Bergschlucht; da saß wieder das alte Weib mit ihrer Spindel und rief Aschenbrödel zu: „Komm her, mein schmucker Bursch! Ich will dir den Kopf krauen!“ — „Kuß mich hinten!“ sagte Aschenbrödel, hielt sich fest an dem Schweif des jüngsten Füllen und sprang fort. Als sie die Bergschlucht hinter sich hatten, sagte das Füllen zu ihm: „Setz dich auf meinen Rücken, denn wir haben noch einen weiten Weg,“ und das tat Aschenbrödel.

Nun ging's noch ein weites Ende fort. „Siehst du etwas?“ sagte das Füllen. „Nein,“ sagte Aschenbrödel. Damit ging's noch ein gutes Ende weiter. „Siehst du jetzt etwas?“ fragte das Füllen wieder. „Nein,“ sagte der Bursch. Als sie nun eine weite, weite Strecke zurückgelegt hatten, fragte das Füllen wieder: „Siehst du jetzt etwas?“ — „Ja, nun seh' ich etwas Weißes schimmern,“ sagte Aschenbrödel, „es sieht aus wie ein großer dicker Birkenstamm.“ — „Da müssen wir hin,“ sagte das Füllen. Als sie nun hin kamen, riß das älteste Füllen den Stamm aus und warf ihn beiseite. Da öffnete sich an der Stelle, wo der Stamm gestanden hatte, eine Thür, — drinnen war ein kleines Zimmer, und in dem Zimmer war nichts anders, als ein kleiner Herd und ein paar Bänke; und hinter der Thür hing ein altes rostiges Schwert, eine Flasche und ein Krug. „Kannst du das Schwert schwingen?“ fragte das Füllen. Aschenbrödel machte einen Versuch, aber er konnt's nicht schwingen. Da mußte er einen Trunk aus der Flasche tun, erst einmal, dann noch einmal, und dann noch einmal, und da konnt' er es schwingen wie gar nichts. „Jetzt mußt du das Schwert mit dir nehmen,“ sagte das Füllen, „und an deinem Hochzeitstage mußt du uns allen sieben damit den Kopf abhauen, dann werden wir wieder zu Prinzen, wie wir ehemals waren; denn wir sind die Brüder der Prinzessin, die du heiraten sollst, wenn du dem König sagen kannst, was wir essen und was wir trinken; — ein böser Troll hatte diese Ham's\*) auf uns geworfen. Wenn du uns aber dann den Kopf abgehauen hast, mußt du vorsichtig jeden Kopf beim Schwanz desjenigen Rumpfes hinlegen, auf dem er gefessen; alsdann hat der Zauber keine Macht mehr über uns.“ Aschenbrödel versprach, alles genau zu tun, wie das Füllen ihm gesagt hatte, und darauf ging es wieder fort.

Als sie nun eine lange Strecke Weges zurückgelegt hatten, fragte das Füllen: „Siehst du etwas?“ — „Nein,“ sagte Aschenbrödel. Als sie darauf ein gutes Ende weiter gekommen waren, fragte das

---

\*) Ham bezeichnet in der nordischen Mythologie eine zauberkräftige Haut irgend eines Thiers mit den daran befindlichen Haaren oder Federn, wodurch derjenige, auf welchen diese Haut geworfen ward, augenblicklich in ein solches Tier verwandelt wurde.







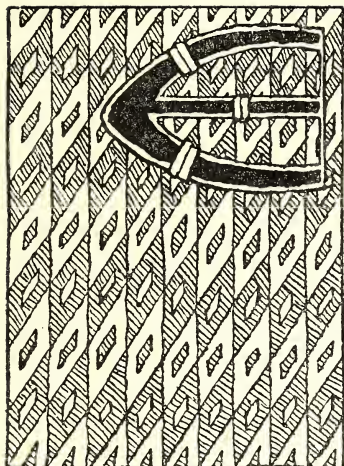
Füllen wieder: „Siehst du jetzt etwas?“ — „Nein, ich sehe nichts,“ sagte Aschenbrödel. Nun ging es viele, viele Meilen weit über Berge und über Täler. Endlich fragte das Füllen wieder: „Siehst du jetzt etwas?“ — „Ja, nun seh' ich einen blauen Streifen weit, weit in der Ferne,“ sagte Aschenbrödel. „Das ist ein Fluß,“ sagte das Füllen, „da müssen wir hinüber.“ Über den Fluß aber führte eine lange schöne Brücke und als sie auf die andre Seite gekommen waren, ging es wieder eine lange Strecke weiter. Endlich fragte das Füllen wieder, ob Aschenbrödel nichts sähe. Ja, da sah' er weit in der Ferne etwas Schwarzes, das sah aus wie ein Kirchturm. „Da müssen wir hinein,“ sagte das Füllen.

Als die Füllen auf den Kirchhof kamen, wurden sie wieder in Menschen verwandelt; sie sahen nun aus wie Königsöhne und hatten so prächtige Kleider an, daß es glitzerte und blitzerte. Darauf gingen sie in die Kirche und empfingen von dem Priester, der vor dem Altar stand, Brot und Wein. Aschenbrödel ging auch mit hinein; und als der Priester die Hände auf die Prinzen gelegt und sie gesegnet hatte, gingen sie wieder hinaus, und Aschenbrödel folgte ihnen nach; zuvor aber steckte er eine Flasche mit Wein und ein Altarbrod zu sich. Sowie die Prinzen den Kirchhof verlassen hatten, waren sie wieder in Füllen verwandelt, und nun ging es wieder desselben Weges zurück, den sie gekommen waren, aber noch viel schneller, als vorher. Erst kamen sie über die Brücke, dann kamen sie zu dem Birkenstamm, und dann zu dem alten Weib, das in der Bergschlucht saß und spann. Es ging aber so schnell, daß Aschenbrödel nicht hören konnte, was das alte Weib, das hinter ihm her schrie, sagte; so viel verstand er jedoch, daß sie ganz bitterböse war.

Es war beinahe dunkel geworden, als er am Schloß ankam, und der König stand auf der Treppe und wartete auf ihn. „Hast du nun die Füllen den ganzen Tag treu gehütet?“ fragte er Aschenbrödel. „Ich habe mein Bestes getan,“ antwortete dieser. „So kannst du mir denn wohl sagen, was sie essen und was sie trinken,“ versetzte der König. Da nahm Aschenbrödel die Flasche mit Wein und das Altarbrod hervor und sprach: „Da siehst du, was sie essen, und da siehst du, was sie trinken.“ — „Ja, du hast sie treu ge-

hütet," sagte der König, „und nun sollst du die Prinzessin und das halbe Reich haben.“ Da wurde denn alsbald eine Hochzeit gefeiert, daß man sich weit und breit davon zu erzählen hatte. Als sie aber bei Tafel saßen, stand der Bräutigam von der Bank auf und ging hinunter in den Stall, um, wie er sagte, noch etwas zu holen, das er dort vergessen hätte. Er tat nun, wie die Füllen ihm gesagt hatten, und haute ihnen alle sieben den Kopf ab, zuerst dem ältesten, und dann den übrigen, sowie sie aufeinander folgten; jeden Kopf aber legte er sorgfältig bei dem Schwanz desjenigen Rumpfes hin, auf dem er gegessen hatte, und sowie er das tat, wurden alle die Füllen wieder in Prinzen verwandelt. Als er nun mit den sieben Prinzen in den Hochzeitsaal eintrat, war der König so erfreut, daß er ihn umarmte und ihn küßte; und seine Braut hielt noch mehr von ihm, als sie schon vorher von ihm gehalten hatte. „Das halbe Reich gehört jetzt dir," sagte der König, „und die andre Hälfte sollst du nach meinem Tode haben; denn meine Söhne können sich jetzt, da sie wieder Prinzen geworden sind, selber Land und Reich erwerben.“ Nun war die Freude und der Jubel erst recht groß bei der Hochzeit. Ich war auch mit dabei; aber es hatte niemand Zeit an mich zu denken, ich bekam nichts anders, als ein Butterbrot, das legte ich auf den Ofen, und das Brot verbrannte, und die Butter schmolz, und nie habe ich wieder das allergeringste bekommen.

## Gidske.



Es war einmal ein Wittmann, der hatte eine Haushälterin, namens Gidske, die wollte ihn gern zum Mann haben und lag ihm immer in den Ohren, daß er sie heiraten sollte. Zuletzt wurde der Mann es überdrüssig, aber er wußte nicht, wie er's anfangen sollte, um sie los zu werden. Nun war es eben um die Zeit, daß der Hanf geschnitten werden sollte, und weil Gidske sich immer für so tüchtig und flink hielt, fing sie an, den Hanf zu schneiden und schnitt so lange, bis sie schwindlig im

Kopf ward von dem strengen Geruch und umfiel und auf dem Hanffelde liegen blieb. Während sie nun da lag und schlief, kam der Mann mit einer Schere und schnitt ihr den Rock ganz kurz ab; danach beschmierte er sie erst mit Talg und dann mit Ruß, so daß sie ärger aussah, als der lebendige Teufel. Als Gidske erwachte und sah, wie häßlich sie war, kannte sie sich selbst nicht mehr. „Bin ich's, oder bin ich's nicht?“ sagte sie, „nein, ich kann's nicht sein; denn so häßlich bin ich ja mein Lebtag nicht gewesen; es muß der Teufel sein.“ Um nun hierüber ins Reine zu kommen, ging sie hin und öffnete ein klein wenig die Tür zu der Stube ihres Herrn und fragte: „Ist Eure Gidske zu Hause?“ — „Ei, freilich ist sie zu Hause?“ sagte der Mann, weil er sie gern quitt sein wollte. „So kann ich also nicht Gidske sein,“ dachte sie und sockte fort, und der sich freute, das war der Mann. Als sie nun ein gutes Ende ge-

gangen war, kam sie in einen großen Wald; da begegneten ihr zwei Spitzbuben. „Mit denen will ich mich ins Geleit geben,“ dachte Gidske, „denn weil ich doch einmal der Teufel bin, so ist das eben für mich die rechte Gesellschaft.“ Die Diebe dachten aber nicht so, sondern als sie Gidske erblickten, schwangen sie die Fersen und machten sich aus dem Staube, so schnell sie nur konnten; denn sie glaubten der Leibhaftige wäre hinter ihnen her und wollte sie holen; aber es half ihnen nicht viel; denn Gidske war langbeinig und schnell zu Fuß, und eh' sie sich's versahen, hatte sie sie eingeholt.

„Wollt Ihr aufs Stehlen aus, so will ich mit Euch und Euch helfen,“ sagte Gidske, „denn ich weiß hier in der Gegend gut Bescheid.“ Als die Diebe das hörten, meinten sie, das wäre eine gute Gesellschaft, und waren nun nicht länger bange.

Sie wollten gern hin und ein Schaf stehlen, sagten sie, aber sie wußten nicht, wo wohl eins zu holen wäre. „Ach, das ist eine Kleinigkeit,“ sagte Gidske, „ich habe lange bei einem Bauern hier im Wald gedient und kann den Schafstall mitten in der Nacht finden.“ Das dächte den Spitzbuben ganz herrlich, und als sie zu dem Schafstall kamen, sollte Gidske hinein gehen und heraus schicken, und sie wollten's draußen in Empfang nehmen. Der Schafstall lag aber dicht an der Stube, wo der Mann schlief; darum ging Gidske ganz leise und behutsam hinein; als sie aber drinnen war, schrie sie zu den Dieben hinaus: „Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Hier ist von allen!“ — „Scht, scht!“ sagten die Diebe, „nimm bloß einen, der brav fett ist!“ — „Ja, aber wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Denn hier ist genug von allen!“ schrie Gidske. „So schweig' doch still!“ sagten die Diebe, „nimm bloß einen, der brav fett ist, dann ist's einerlei, ob's ein Bock oder ein Schaf ist.“ — „Ja, aber wollt Ihr einen Bock, oder ein Schaf? Wollt Ihr einen Bock oder ein Schaf? Hier ist genug von allen!“ dabei blieb Gidske. „So halt doch dein Maul und nimm bloß einen, der brav fett ist, ob's dann ein Bock oder ein Schaf ist,“ sagten die Diebe. Indem kam der Mann, der über den Lärm erwacht war, heraus im bloßen Hemd, und wollte sehen, was da los war. Die Diebe liefen davon, und

Gidske hinter sie drein, so daß sie den Mann über den Haufen lief. „So wartet doch! So wartet doch!“ schrie sie. Der Mann, der bloß das schwarze Ungeheuer gesehen hatte, war so erschrocken, daß er anfangs gar nicht wagte, wieder aufzustehen; denn er glaubte, es sei der Teufel selber, der aus seinem Schafstall gefahren kam. Zuletzt ging er wieder ins Haus, weckte alle seine Leute auf und fing mit ihnen an, zu lesen und zu beten; denn er hatte gehört, daß man dadurch den Teufel fortbannen könne.

Den andern Abend wollten die Diebe eine fette Gans stehlen, und Gidske sollte ihnen den Weg zeigen. Als sie nun zum Gänsestall kamen, sollte Gidske hinein steigen und herauschicken sie wollten's in Empfang nehmen. „Wollt Ihr eine Gans oder einen Gänserich? Hier ist genug von allen!“ schrie Gidske, als sie in den Stall gekommen war. „Scht, scht! nimm bloß einen, der brav fett ist!“ sagten die Diebe. „Ja, aber wollt Ihr eine Gans oder einen Gänserich? Hier ist genug von allen!“ schrie Gidske. „Still, still! nimm bloß einen, der brav fett ist, so ist's einerlei, ob's eine Gans oder ein Gänserich ist, und dann halt dein Maul!“ sagten die Diebe. Während nun Gidske rief, und die Diebe sie tuschten, fing eine Gans an zu schreien, dann eine zweite, und endlich schrien sie alle miteinander, aus vollem Halse. Da sprang der Mann heraus und wollte sehen, was es gab — die Diebe auf und davon, so schnell sie nur konnten, und Gidske hinter sie drei wie ein Unwetter, so daß der Bauer glaubte, es sei der lebendige Teufel; denn langbeinig war sie, und die Röcke hielten sie nicht auf. „So wartet doch!“ rief Gidske, „Ihr könnt ja bekommen, was Ihr wollt, ob's denn eine Gans oder ein Gänserich ist.“ Aber die Spitzbuben hatten keine Zeit, und der Bauer mit seinen Leuten fing an zu lesen und zu beten; denn sie glaubten alle nicht anders, als daß der Teufel in dem Gänsestall gewesen sei.

Den dritten Tag waren die Diebe und samt Gidske so hungrig, das ihnen der Magen pfiß, und sie beschloßen daher, bei einem reichen Bauern, der am Wald wohnte, aufs Stabur\*) zu gehen und

\*) Vorratskammer.

sich etwas zu essen zu stehlen. Gegen Abend gingen sie hin; die Diebe aber wagten sich nicht hinauf, sondern Gidske sollte auf Stabur gehen und herunter schicken, und sie wollten's in Empfang nehmen. Als Gidske hinauf kam, war da vollauf von allem, Fleisch und Speck und Wurst und Erbsenbrot. Die Diebe tuschten sie und sagten, sie solle nur einige Lebensmittel herauswerfen und nicht viel Gerede machen; denn sie wüßte wohl, wie's ihnen die beiden vorigen Male gegangen wäre. Aber Gidske schrie wieder, daß es nur so schallte: „Wollt Ihr Fleisch, oder Speck, oder Wurst, oder Erbsenbrot? Herrliches Erbsenbrot? Ihr könnt kriegen, was Ihr wollt; denn hier ist genug von allem!“ Der Mann auf dem Gehöft, der über das Geräusch erwachte, kam heraus und wollte sehen, was es gab. Die Diebe davon, so schnell sie konnten, und Gidske ihnen nach in einer Höllenfahrt. Als der Mann das Ungetüm erblickte, glaubte er ebenfalls, der Teufel sei los, denn er hatte gehört, was sich die beiden Abende vorher zugetragen, und er fing an zu lesen und zu beten, und mit ihm alle Leute auf dem ganzen Gehöft, damit sie den Teufel fort bannten.

Am Samstag abend wollten die Diebe sich einen fetten Bock zum Sonntag stehlen; sie konnten's auch wohl nötig haben, denn sie hatten schon viele Tage gehungert; aber Gidske wollten sie das Mal nicht mit haben, denn sie richte doch bloß Unheil mit ihrem Maul an, sagten sie. Als aber am Sonntag morgen die Spitzbuben noch nicht zurückgekehrt waren, fühlte Gidske einen entsetzlichen Hunger — denn sie hatte in drei Tagen fast nicht das geringste genossen — und ging daher ins Rübenfeld, gnitschte und gnatschte und zog sich eine Rübe nach der andern aus. Indes kam der Mann gegangen, dem das Rübenfeld gehörte; wie der das schwarze Ungetüm sah, das in seinen Rüben ging und gnatschte, glaubte er ebenfalls, es sei der Lebendige. Er auf und davon nach Hause, so schnell er nur konnte und erzählte, daß der Teufel in seinem Rübenfeld wäre. Als die Leute auf dem Gehöft das hörten, erschrafen sie gewaltig und glaubten, es wäre am besten, nach dem Pfarrer zu schicken, damit er den Teufel festmache. „Nein, das geht nicht an, daß wir nach dem Pfarrer schicken,“ sagte die Hausfrau, „denn es



ist ja Sonntag morgen, und da ist er noch nicht aufgestanden, und wenn er auch schon aufgestanden ist, so kommt er doch nicht, denn er muß auf seinen Text studieren.“

„Oh, ich verspreche ihm ein fettes Mastkalb, dann wird er schon kommen,“ sagte der Mann und machte sich auf zum Pfarrhof. Als er aber dort ankam, war der Pfarrer noch nicht aufgestanden. Das Dienstmädchen hieß den Mann eintreten, und ging hinauf zum Pfarrer und sagte, es wäre unten ein Mann, der wäre so und so und wollte gern ein Wort mit dem Herrn Pfarrer sprechen. Als der Pfarrer hörte, daß es ein so braver Mann war, der ihn sprechen wollte, stand er sogleich auf und kam herunter in Pantoffeln und mit der Nachtmüze.

Der Mann erzählte ihm nun sein Anliegen und sagte, der Teufel wäre los in seinem Rübenfeld, und wenn der Herr Pfarrer helfen wollte, ihn festzumachen, so wollte er ihm auch ein fettes Mastkalb schicken. Ja, der Pfarrer war sogleich bereit und wollte nur seinen Burschen rufen, daß er dem Pferd den Sattel auflege, während er sich ankleide. „Nein, Gevatter, das geht nicht,“ sagte der Mann, „denn der Teufel läßt nicht auf sich warten, und hat er sich erst wieder aus dem Staub gemacht, so hält's schwer ihn wieder zu attrapieren; Ihr müßt darum sogleich mit, wie Ihr geht und steht.“ Der Pfarrer mußte nun fort in seinen Pantoffeln und mit der Nachtmüze, als sie aber ins Erlenbruch kamen, war der Boden so locker, daß der Pfarrer in den Pantoffeln nicht fort konnte. Da lud der Mann ihn auf den Rücken und trug ihn huckepack, indem er ganz vorsichtig immer von einem Bülden auf den andern trat. Als sie nun ungefähr bis in die Mitte gekommen waren, bemerkte Gidske die beiden und glaubte, es wären die Diebe, welche mit dem Bock kämen. „Ist er brav fett? Ist er brav fett?“ schrie sie, daß es ins Holz schallte. „Ich weiß den Teufel, ob er fett ist, oder mager,“ sagte der Mann, „willst du's aber wissen, so komm selber und sieh zu!“ Und damit warf er den Pfarrer mitten in die Plampe und lief davon. Und ist der Pfarrer nicht wieder aufgestanden, so liegt er wohl noch da.

## Der Meisterdieb.



Es war einmal ein Ratenmann, der hatte drei Söhne; er hatte ihnen aber kein Erbe zu geben und war so arm, daß er sie nicht einmal ein Gewerbe konnte lernen lassen. Da sagte er eines Tages zu ihnen, sie müßten selber zusehen, wie sie fort kämen, und könnten lernen, wozu sie Lust hätten, und reisen, wohin sie wollten, er wolle sie gern noch eine Strecke auf den Weg begleiten. Und das tat er denn auch, er begleitete sie bis da, wo drei Wege sich teilten; da nahmen die Söhne von dem Vater Abschied, und jeder zog seine Straße. Wo die beiden ältesten geblieben sind, habe ich nie erfahren können; aber der jüngste marschierte tapfer drauf zu und kam weit hinaus in die Welt.

Eines Nachts, als er durch einen großen Wald marschierte, kam ein gewaltiges Unwetter über ihn; es wehte und stöberte so heftig, daß er fast die Augen im Kopf nicht offen halten konnte, und eh' er sich recht besann, war er in die Irre gekommen und konnte weder Weg noch Steg mehr finden. Zuletzt erblickte er weithin im Walde einen Lichtschimmer; er ging grade darauf zu und kam endlich zu einem großen Gebäude, in welchem ein helles Feuer auf dem Herd brannte, woraus er schließen konnte, daß die Leute noch nicht zu Bett gegangen waren. Er trat hinein, und drinnen war eine alte Frau, die puttelte da herum.

„Guten Abend!“ sagte der Bursch. „Guten Abend!“ sagte die Frau. „Hütetu! es ist so böses Wetter draußen die Nacht!“ sagte der Bursch. „Das ist wahr,“ sagte die Frau. „Kann ich hier keine Herberge die Nacht kriegen!“ fragte der Bursch. „Hier ist keine gute Herberge für dich,“ sagte die Frau, „denn kommen die Leute zu Hause und finden dich hier, so töten sie dich und mich dazu.“ — „Was sind es denn für Leute, die hier wohnen?“ fragte der Bursch. „Ach, es sind lauter Räuber und Spizbuben,“ sagte die Frau, „mich haben sie geraubt, als ich noch ganz klein war, und nun muß ich ihnen die Wirtschaft führen.“ — „Ich glaube, ich nehme hier gleichwohl Quartier,“ sagte der Bursch, „es mag gehen, wie es will; denn hinaus will ich nicht wieder bei Nachtzeit in solchem Unwetter.“ — „Am schlimmsten ist das immer für dich selbst,“ sagte die Frau.

Der Bursch legte sich darauf in ein Bett, das da stand, aber er hütete sich wohl, daß er einschliefe. Bald danach kamen die Räuber an, und das alte Weib erzählte ihnen sogleich, es wär' ein fremder Kerl ins Haus gekommen, der hätte nicht wieder fort wollen.

„Hast du nicht gesehen, ob er Geld bei sich hatte?“ fragten die Räuber. „Ja, der und Geld, der Lump!“ sagte die Frau, „er hat kaum Kleider auf dem Leibe.“ Die Räuber flüsterten nun mit einander, was wohl mit ihm anzufangen wäre, ob sie ihn töten sollten, oder was sie sonst mit ihm anfangen sollten. Indessen stand der Bursch auf und fragte sie, ob sie nicht einen Knecht gebrauchen könnten, denn er hätte große Lust bei ihnen zu dienen. „Ja,“ sagten sie, „wenn du Lust hast und das Handwerk treiben willst, das wir treiben, so kannst du bei uns in Dienst kommen.“ — „Ja, es ist ganz einerlei, was es für ein Handwerk ist,“ sagte der Bursch, „denn als ich von Hause abreiste, sagte mein Vater zu mir, ich könnte lernen, was ich selber wollte.“ — „Hast du denn Lust, das Stehlen zu lernen?“ sagten die Räuber. „Ja,“ sagte der Bursch, „das Handwerk möcht' ich wohl lernen.“

Nun wohnte nicht weit davon ein Mann, der hatte drei Ochsen; einen davon wollte er zur Stadt bringen und ihn verkaufen, und das hatten die Räuber ausspioniert. Da sagten sie zu dem Burschen,

wenn er imstande wäre, dem Mann unterwegs den Ochsen zu stehlen, so daß er's nicht gewahr würde, und ohne daß er ihm was zuleide täte, so wollten sie ihn in Dienst nehmen, sonst nicht. Der Bursch sagte, er wollt's versuchen, und nahm mit sich einen schön gearbeiteten Schuh mit silberner Schnalle, welchen er da vorfand, den setzte er in den Weg hin, wo der Mann mit der Kuh kommen sollte, ging dann etwas tiefer in den Wald hinein und verbarg sich unter einen Strauch. Es dauerte nicht lange, so kam der Mann an. „Das wäre ja ein ganz hübscher Schuh!“ sagte er, „hätte ich bloß den andern dazu, so wollt' ich beide mit nach Hause nehmen, dann glaub' ich würde meine Altsche wohl einmal gutes Sinnes,“ denn er hatte eine sehr böse und schlimme Frau, und zwischen Schläge und Prügel, die er von ihr bekam, war immer keine lange Zeit. Nun meinte er aber, könne er mit dem einen Schuh doch nichts anfangen, wenn er nicht den andern dazu hätte, darum ließ er ihn stehen und ging weiter. Da nahm der Bursch den Schuh und eilte, daß er den Mann voraus kam, indem er durch den Wald lief, so daß jener ihn nicht sehen konnte, und setzte den Schuh wieder vor ihm in den Weg hin. Als der Mann mit seinem Ochsen ankam und den Schuh sah, war er so verdrießlich, daß er so dumm gewesen war und vorhin den andern Schuh nicht mitgenommen hatte. „Ich muß wohl nur zurücklaufen und den andern nachholen,“ sagte er bei sich selbst und band den Ochsen an einen Zaun fest, „so krieg' ich doch mal ein paar gute Schuh für meine Altsche, vielleicht, daß sie dann gutes Sinnes wird.“

Er ging nun zurück und suchte nach dem Schuh die Länge und Breite; aber all sein Suchen war umsonst; zuletzt mußte er denn mit dem einen Schuh zurückgehen. Indessen hatte sich aber der Bursch mit dem Ochsen davon gemacht. Als der Mann zurück kam und sah, daß der Ochse fort war, fing er an zu weinen und zu lamentieren, denn er war so bange vor seiner Frau und fürchtete, sie möchte ihn totschlagen, wenn sie erführe, daß der Ochse fort war. Da fiel es ihm aber ein, daß er noch zwei andre Ochsen im Stall hatte, und er ging zurück nach Hause, nahm den einen Ochsen und machte sich damit auf nach der Stadt, ohne daß die Frau etwas

davon gewahr ward. Das hatten aber die Räuber wieder ausespioniert und sagten daher zu dem Burschen, wenn er dem Mann auch den zweiten Dachsen stehlen könnte, ohne daß er es merkte, und ohne daß er ihm was zuleide täte, so sollte er Ihresgleichen sein. Ja, meinte der Bursch, das wäre eben nicht schwer.

Diesmal aber nahm er einen Strick mit und hängte sich mitten auf dem Wege, wo der Mann vorbei mußte, unter den Armen auf. Als nun der Mann mit seinem Dachsen ankam und ihn da hängen sah, ward er ein wenig verdutzt und sagte: „Dir muß schwer zu Sinn gewesen sein, guter Freund, daß du dich da aufgeknüpft hast; meinetwegen magst du da hängen, so lange du willst; denn ich kann dir doch kein Leben wieder einblasen,“ und damit ging er weiter mit seinem Dachsen. Als er fort war, sprang der Bursch wieder herunter vom Baum, lief einen Nichtsteig, so daß er dem Mann voraus kam und hängte sich wieder mitten im Wege auf. „Ob dir wirklich so schwer zu Sinn gewesen ist, daß du dich da aufgeknüpft hast, oder ob es bloß bei mir spukt?“ sagte der Mann, „meinetwegen aber magst du da hängen, so lange du willst, ob du nun ein Gespenst bist, oder was du sonst sein magst,“ und damit ging er weiter mit seinem Dachsen. Der Bursch machte es wieder ebenso, wie das vorige Mal, hüpfte herunter vom Baum, lief den Nichtsteig durch den Wald und hängte sich wieder mitten im Wege auf. Als der Mann ihn gewahr ward, sagte er bei sich selbst: „Das ist ja eine gräßliche Geschichte! Sollte ihnen denn so schwer zu Sinn gewesen sein, daß sie sich alle drei aufgeknüpft haben? Ich kann's aber nicht mal glauben, es spukt wohl bloß bei mir.“ „Nun will ich aber Gewißheit haben,“ sagte er, „hängen die andern beiden noch da, dann ist's wirklich so; hängen sie aber nicht da, so ist's nichts anders, als Spuk,“ und damit band er seinen Dachsen fest und lief zurück, um zu sehen, ob sie noch da hingen. Während er nun nach allen Bäumen hinauf guckte, sprang der Bursch wieder herunter, nahm den Dachsen und machte sich damit aus dem Staube. Als der Mann zurück kam und sah, daß der Dachs fort war, da war's Päckchen wieder fertig; er fing an zu weinen und zu lamentieren; endlich aber gab er sich doch zufrieden, denn er dachte bei sich selbst:

„Da ist kein anderer Rat, ich muß wieder nach Hause und den dritten Ochsen auch holen, ohne daß meine Frau es gewahr wird, und muß dann versuchen, ihm soviel besser zu verhandeln, damit ich wieder zu meinem Schaden komme.“ Er ging nun zurück und holte sich auch den dritten Ochsen, ohne daß seine Frau es gewahr ward. Die Räuber wußten aber wieder sehr gut Bescheid, und sagten zu dem Burschen, wenn er ihm nun auch diesmal den Ochsen stehlen könnte, ohne daß der Mann es merkte, und ohne daß er ihm was zuleide täte, so sollte er Meister sein über sie alle zusammen.

Der Bursch machte sich wieder auf und lief in den Wald; und als der Mann mit dem Ochsen daher kam, fing er an zu brüllen wie ein anderer großer Ochs. Als der Mann das hörte, ward er froh, denn er meinte, seinen Mastochsen an der Stimme zu erkennen, und glaubte, nun würde er sie alle beide wieder bekommen, band den dritten Ochsen fest und lief abseits in den Wald und suchte da herum. Währenddessen aber machte der Bursch sich auch mit dem dritten Ochsen davon. Als der Mann zurück kam und sah, daß der auch fort war, ward ihm ganz hütlich zu Mute; er weinte und lamentierte und ließ sich in vielen Tagen nicht wieder zu Hause sehen; denn er war bange, seine Frau möchte ihn rein totschiagen. Den Räubern aber wollte es gar nicht behagen, daß sie nun den Burschen als Meister über sich alle zusammen anerkennen sollten.

Nun gedachten sie einmal einen Streich auszuführen, den der Bursch ihnen nicht sollte nachmachen können; sie reisten daher alle miteinander fort und ließen ihn allein zurück.

Das erste, was der Bursch tat, als die andern das Haus verlassen hatten, war, daß er alle die drei Ochsen hinausjagte, worauf diese wieder nach dem Stall des Mannes, dem er sie genommen hatte, zurückliefen, und daß der Mann sich freute, kannst du glauben. Darauf nahm er alle Pferde, welche die Räuber hatten, und belud sie mit dem Besten, was er vorfand, mit Gold und Silber und Kleidern und andern prächtigen Sachen, und sagte zu der Frau, sie solle die Räuber nur von ihm grüßen, er ließe sich vielmal bedanken, und er reise jetzt fort; aber es sollte ihnen schwer fallen, ihn wieder einzuholen, und damit reiste er ab.

Wie er nun eine lange Zeit gereist hatte, kam er wieder auf den Weg, von wo er zuerst in den Wald zu den Räubern gekommen war, und diesen verfolgte er so lange, bis er wieder in das Dorf kam, wo sein Vater wohnte. Zuvor aber zog er sich eine Montierung an, die gerade wie für einen General gemacht war, die hatte er unter den Sachen gefunden, die er von den Räubern mit genommen, und damit fuhr er auf den Hof wie ein großer Herr. Dort stieg er ab und ging ins Haus zu seinem Vater und fragte ihn, ob er keine Herberge bei ihm bekommen könne. Nein, das könne er ganz und gar nicht. „Wie sollte ich wohl Herberge haben für einen so großen Herrn?“ sagte der Mann, „ich habe kaum Betten, worauf ich selbst liegen kann, und die sind noch dazu schlecht genug.“ — „Du bist immer ein harter Mann gewesen, und das bist du auch noch,“ sagte der Bursch, „da du deinem eignen Sohn nicht einmal Herberge geben willst.“ — „Bist du denn mein Sohn?“ fragte der Mann. „Kennst du mich denn nicht mehr?“ sagte der Bursch. Ja, da erkannte er ihn wieder. „Aber, was hast du denn gelernt, daß du in der Geschwindigkeit ein solcher Kerl geworden bist?“ fragte ihn der Vater. „Das will ich dir sagen,“ versetzte der Bursch, „du sagtest ja, ich könnte lernen, wozu ich Lust hätte, und da gab ich mich denn bei Räubern und Spitzbuben in die Lehre und nun hab’ ich meine Lehrzeit ausgestanden und bin Meisterdieb geworden.“

Nun wohnte dicht neben seinem Vater der Amtmann, der hatte ein großes, herrliches Schloß und soviel Geld, daß er’s nicht zählen konnte, und dann hatte er auch eine Tochter, die war von außerordentlicher Schönheit; die wollte nun der Meisterdieb gern haben und sagte zu seinem Vater, er solle zum Amtmann gehen und seine Tochter für ihn begehren. „Wenn er dich fragen sollte, was für ein Handwerk ich treibe, so kannst du nur sagen, ich sei Meisterdieb,“ sagte er. „Ich glaube, du bist toll und verrückt,“ sagte der Mann, „denn klug kannst du unmöglich sein, wenn du solche Narrheit im Kopf hast.“ Ja, er solle und müsse zum Amtmann gehen und um seine Tochter bitten, es wäre kein andrer Rat, sagte der Bursch. „Das tu’ ich wahrhaftig nicht!“ sagte der Vater, „wie kann ich wohl

zum Amtmann gehen, der so reich ist und so viel Geld hat, und für dich um seine Tochter bitten? Das geht mein Lebtag nicht an!" Es half aber nichts, er sollte und mußte hin, und wenn er nicht mit Gutem wollte, so sollte er mit Gewalt, sagte der Meisterdieb. Da ging der Mann fort und kam weinend und heulend zum Amtmann. „Was fehlt dir," fragte ihn der Amtmann. Da erzählte ihm der Mann, daß er drei Söhne hätte, welche eines Tages fort gereist wären, und er hätte ihnen erlaubt, zu reisen, wohin sie wollten, und zu lernen, wozu sie Lust hätten; „und nun ist der jüngste zurück gekommen und will mit aller Gewalt, ich soll zu dir gehen und deine Tochter für ihn begehren und sollte sagen, er wäre Meisterdieb," sagte der Mann und weinte und lamentierte ganz jämmerlich. „Gib dich nur zufrieden," sagte der Amtmann und lachte, „und grüße deinen Sohn nur von mir und sage ihm, er mußte erst Proben von seiner Geschicklichkeit ablegen; wenn er daher am Sonntag den Braten vom Spieß in meiner Küche stehlen könnte, während alle meine Leute darauf acht hätten, so sollte er meine Tochter bekommen." Mit diesem Bescheid kam der Vater zu seinem Sohn zurück; der aber meinte, das solle ihm ein Leichtes sein. Er sah nun zu, daß er drei lebendige Hasen bekam, die steckte er in einen Sack, behängte sich mit einigen Lumpen, so daß er ganz armselig und jämmerlich aussah, und dann schlich er sich am Sonntag vormittag, wie so ein andrer Betteljunge, mit seinem Sack auf die Diele des Amtmanns. Der Amtmann selbst und alle Leute im Hause waren in der Küche und wollten auf den Braten acht geben. Da ließ der Bursch einen Hasen aus dem Sack schlüpfen, der — hast du mich nicht gesehen — fort und auf dem Hof herum, daß es eine Höhlenwirtschaft war. „Seht einmal den Hasen da," sagten die Leute in der Küche und wollten hinaus und ihn fangen. Der Amtmann sah ihn auch. „Oh, laßt ihn laufen!" sagte er, „es nützt nichts, einen Hasen im Sprunge fangen zu wollen." Es dauerte nicht lange, so ließ der Bursch den zweiten Hasen hinaus, den sahen die Leute in der Küche ebenfalls und glaubten, es wäre noch derselbe, nun wollten sie hinaus und ihn fangen; aber der Amtmann sagte wieder, es könne nichts nützen. Nach einer Weile ließ der Bursch



den dritten Hasen hinaus, der wieder fort und auf dem Hof herum die Kreuz und die Quer. Als die Leute den sahen, glaubten sie, es sei noch immer der erste, und nun wollten sie wieder hinaus, und ihn fangen. „Das ist doch auch ein schnurriger Hase!“ sagte der Amtmann, „kommt, Jungens, und laßt uns mal sehen, ob wir ihn erwischen können!“ Er hinaus, und die andern ihm nach, und der Hase voran, und sie alle hinterher, daß es ein Nordspektakel war. Mittlerweile aber nahm der Meisterdieb den Braten vom Spieß und lief damit fort, — und wo da der Amtmann einen Braten zum Mittag her bekam, weiß ich nicht; so viel aber weiß ich wohl, daß er das Mal keinen Hasenbraten bekam, obwohl er gelaufen hatte, daß ihm der Schweiß von der Stirn troff.

Am Mittag kam der Pfarrer aufs Schloß und als der Amtmann ihm erzählte, was der Meisterdieb ihm für einen Streich gespielt hatte, machte dieser sich über ihn lustig und wollte sich immer tot lachen. „Ich weiß nicht, wie ich mich von einem solchen Kerl sollte foppen lassen,“ sagte der Pfarrer. „Ja, nimm dich nur in acht,“ sagte der Amtmann, „vielleicht ist er bei dir, eh’ du dir’s versiehst.“ Der Pfarrer aber machte sich fortwährend über den Amtmann lustig, weil dieser sich hatte bei der Nase herum führen lassen.

Am Nachmittag kam der Meisterdieb und wollte die Tochter des Amtmanns haben, wie dieser ihm versprochen hatte. „Du mußt erst noch mehr Proben ablegen,“ sagte der Amtmann, und gab ihm gute Worte, „denn das Kunststück, daß du heute gemacht hast, war eben nicht der Rede wert. Sieh’ mal zu, ob du nicht dem Pfarrer einen Poffen spielen kannst; denn der sitzt da drinnen und macht sich über mich lustig, weil ich mich von einem Kerl, wie du bist, bei der Nase habe herum führen lassen.“ Der Meisterdieb meinte, das sollte eben nicht schwer sein, und ging sogleich fort und traf seine Anstalten. Er verkleidete sich in einen Vogel, hängte sich ein großes weißes Laken um, brach einer Gans die Flügel ab und machte sie sich am Rücken fest, und dann kroch er auf einen großen Ahornbaum, der in dem Garten des Pfarrers stand. Als am Abend der Pfarrer nach Hause kam, rief der Bursch vom Baum herunter:

„Herr Lars! Herr Lars!“ Denn der Pfarrer hieß Herr Lars. „Wer ruft mich?“ fragte der Pfarrer. „Ich bin ein Engel vom Himmel, der ausgesandt ist vom lieben Gott, um dir zu verkündigen, daß du lebendig ins Himmelreich kommen sollst von wegen deiner Frömmigkeit,“ sagte der Meisterdieb, „den nächsten Montag mußt du dich reisefertig halten; denn alsdann komme ich und hole dich ab in einem Sack, und all dein Gold und dein Silber und was du sonst von den Eitelkeiten dieser Welt besitzest, mußt du auf einen Haufen in deiner großen Stube zusammen legen.“ Herr Lars fiel auf seine Knie und dankte dem Engel, und am Sonntag Morgen, als er auf die Kanzel stieg, predigte er vor den Leuten, daß ihn ein Engel vom Himmel erschienen wäre auf dem großen Ahornbaum in seinem Garten, der hätte ihm verkündigt, daß er sollte lebendig ins Himmelreich kommen von wegen seiner Frömmigkeit, und er predigte und deutete ihnen das Wort Gottes, daß alle Leute, die in der Kirche waren, darüber weinen mußten.

Am Montag kam der Meisterdieb wieder in der Gestalt eines Engels, und der Pfarrer fiel auf die Knie und betete und dankte ihm, bevor er in den Sack gesteckt wurde, und als er hinein war, nahm der Meisterdieb den Sack und schleppte ihn an der Erde mit sich fort, über Stock und über Stein. „Au, Au!“ schrie der Pfarrer im Sack, „wo bin ich?“ — „Du bist auf dem engen Wege, der in das Himmelreich führt,“ sagte der Meisterdieb und schleppte den Sack immer weiter, so daß dem Pfarrer die Rippen im Leibe frachten; zuletzt warf er ihn in den Gänsestall des Amtmanns. Da flogen die Gänse auf ihn und fingen an zu zischen und ihn zu beißen, und der Pfarrer war in seinem Sack mehr tot als lebendig. „Au, au! Wo bin ich jetzt?“ rief er. „Jetzt bist du im Fegefeuer, um gereinigt und geläutert zu werden für das ewige Leben,“ sagte der Meisterdieb, ging fort und holte sich all das Gold und das Silber und die kostbaren Sachen, die der Pfarrer in seiner großen Stube sammelhäuft hatte.

Am Morgen, als das Gänsemädchen kam und die Gänse aus dem Stall lassen wollte, hörte sie den Pfarrer drinnen im Sack jammern. „Sagt mir um Gottes willen, wer seid Ihr und was

fehlt Euch?“ sagte das Mädchen. „Ach,“ rief der Pfarrer, „bist du ein Engel vom Himmel, so laß mich hinaus und schicke mich wieder zurück auf die Erde, denn hier ist's noch viel schlimmer, als in der Hölle; tausend Teufel zwicken mich überall mit ihren Zangen.“ — „Ich bin, Gott bess're es, kein Engel,“ sagte das Mädchen und half dem Pfarrer aus dem Sack. „Ich hüte bloß die Gänse des Amtmanns, und das sind wohl auch die Teufel, die Euch gezwickt haben, Gevatter,“ sagte sie. „Ach, das hat der Meisterdieb getan, ach, mein Gold und mein Silber und meine schönen Kleider!“ schrie der Pfarrer und jammerte und lamentierte und lief fort nach Hause, so daß das Mädchen glaubte, er habe rein den Verstand verloren.

Als der Amtmann die Geschichte erfuhr und hörte, wie der Pfarrer sowohl auf dem engen Wege, als im Fegefeuer gewesen war, wollte er sich beinahe totlachen. Als aber der Meisterdieb kam und seine Tochter haben wollte, schwagte er ihm wieder süß vor und sagte: „Du mußt erst eine Probe ablegen, die noch besser ist, damit ich recht erfahre, wozu du taugst. Ich habe zwölf Pferde in meinem Stall stehen, auf die will ich zwölf Knechte setzen, einen auf jedes. Bist du nun imstande, ihnen die Pferde unter dem Hosenleder wegzustehlen, so will ich sehen, was ich für dich tun kann.“ — „Das ließe sich schon machen,“ sagte der Meisterdieb. „Bekomme ich dann aber auch ganz gewiß deine Tochter?“ — „Ja, kannst du das, so will ich mein Bestes tun,“ sagte der Amtmann.

Der Meisterdieb begab sich jetzt zu einem Krämer und kaufte sich zwei Flaschen Branntwein, aber in die eine goß er einen Schlaftrunk; dann bestellte er sich elf Knechte, die mußten sich in der Nacht hinter die Scheune des Amtmanns verstecken. Für Geld und gute Worte bekam er auch von einer alten Frau einen lumpigen Weiberrock und eine Jacke, womit er sich wie ein altes Weib verkleidete; darauf nahm er einen Stock in die Hand und einen Beutel auf den Nacken, und als es Abend wurde, hinkte er fort nach dem Stall des Amtmanns. Als er dort ankam, tränkten die Leute eben die Pferde zur Nacht und hatten dabei alle Hände voll zu tun. „Was Teufel, willst du denn hier?“ sagte einer von den Stallknechten zu dem vermeintlichen Weibe. „Hutetu! es ist so kalt draußen!“ sagte

das Weib und klapperte mit den Zähnen, „laßt mich ein wenig bei euch in den Stall friechen.“ — „Wo dich der Teufel nicht plagt! Pack dich fort!“ sagte der eine von den Knechten, „denn friegt der Amtmann dich hier zu sehen, so läßt er uns tanzen.“ — „Ach, das alte kümmerliche Weib!“ sagte ein anderer, der Mitleid mit ihr zu haben schien, „laßt nur die Alte sich in den Stall hinsetzen, sie tut gewiß keinem was zu nah.“ Die andern aber sagten, daraus könne nichts werden, und während sie sich hierüber zankten und die Pferde tränkten, kroch der Meisterdieb immer weiter nach dem Stall zu, und endlich schlüpfte er hinter die Thür, wo ihn nachher weiter keiner bemerkte.

Auf die Nacht hin kam es den Leuten ein wenig kalt an, so still und unbeweglich auf den Pferden zu sitzen. „Hutetu! es ist kalt wie der Teufel!“ sagte der eine und schlug die Arme um den Leib. „Wer nur ein bißchen Tabak hätte!“ sagte ein anderer. Ein Dritter hatte denn ein Päckchen, und das teilten sie, es war zwar nicht viel für jeden, aber sie kauten und spuckten, und das half ein wenig. Bald danach waren sie wieder gleich schlimm daran. „Hutetu!“ sagte der eine und schüttelte sich. „Hutetu!“ sagte das Weib und klapperte mit den Zähnen, nahm die Flasche mit Branntwein hervor und zitterte so heftig mit der Hand, daß es schwappte in der Flasche, und trank dann, daß es ihr Kluck im Halse sagte. „Was hast du da in der Flasche?“ sagte einer von den Stallknechten. „Ach, es ist nur ein Tröpfchen Branntwein,“ sagte sie. „Was? Branntwein? Gib mal her! Gib mal her!“ schrien sie alle zugleich. „Ach, ich habe nur so wenig,“ sagte sie, „ihr werdet nicht einmal naß davon im Mund.“ Aber es half nichts, sie wollten durchaus einen Schluck haben. Da nahm die Alte die Flasche mit dem Schlaftrunk, hielt sie jedem vor den Mund und ließ ihn davon trinken, so viel er brauchte, und der Zwölfte hatte noch nicht getrunken, als der Erste schon da saß und schnarchte. Darauf warf der Meisterdieb seine Lumpen ab und nahm den einen Kerl nach dem andern und setzte sie vor quer auf die Balken, rief dann seine elf Leute — und fort jagte er mit allen zwölf Pferden.

Als der Amtmann am Morgen heraus kam, und nach seinen Knechten sehen wollte, wachten diese eben auf und singen an, mit

den Sporen in die Balken zu hauen, daß die Splitter davon flogen, andre blieben hangen, und die andern saßen da wie Narren. „Ja, ich kann's mir schon denken, wer hier gewesen ist,“ sagte der Amtmann, „ihr seid aber doch ganz elende Kerls, daß ihr hier sitzt und euch von dem Meisterdieb die Pferde unterm Hosenleder wegstehlen laßt,“ und damit bekamen sie ihre gehörige Schmiere.

Später am Tage kam der Meisterdieb selbst und erzählte alle Umstände und wollte jetzt die Tochter des Amtmanns haben, so wie dieser ihm versprochen hatte. Der Amtmann aber gab ihm hundert Taler und sagte, er müsse erst einen Streich ausführen, der noch besser wäre. „Meinst du, daß du wohl das Pferd unter mir selbst stehlen könntest, wenn ich darauf reite?“ sagte der Amtmann. „Das ließe sich schon machen,“ sagte der Meisterdieb, „bekäme ich dann nur eben so gewiß deine Tochter.“ Ja, er wollte seh'n, was er tun könnte, sagte der Amtmann und bestimmte einen Tag, an welchem er zu einem großen Exerzierplatz hinausreiten wollte.

Der Meisterdieb erhandelte sich eine alte, abgelebte Schindmähre, flocht sich einen Sielen aus Weiden und Besenreisern, kaufte einen alten Karren und ein großes Faß und sagte dann zu einem alten zahnlösen Weib, er wolle ihr zehn Taler geben, wenn sie in das Faß kriechen und über dem Zapfenloch gaffen wolle, er würde dann den Finger hineinstecken. — Leides sollte ihr nicht geschehen — sie sollte bloß ein wenig fahren — und wenn er den Finger öfters als einmal herauszöge, so sollte sie noch zehn Taler dazu haben. Darauf zog er einige alte Lumpen an, machte sich im Gesicht unkenntlich mit Ruß, setzte sich eine Perücke auf und heftete sich einen Bart von Ziegenhaaren an, so daß keiner ihn wieder erkennen konnte, und damit karjuckelte er nach dem Exerzierplatz, wo der Amtmann schon eine Weile geritten hatte.

Es ging aber so langsam und so traurig, daß er fast nicht vom Fleck kam; er dusselte und dusselte; dann stand das Fuhrwerk ganz still; dann ging es wieder ein wenig, aber so traurig, daß der Amtmann nimmer darauf verfallen konnte, daß das der Meisterdieb sein könne; er ritt daher gerade auf ihn zu und fragte ihn, ob er

nicht jemanden dort im Walde hätte herumschleichen sehen. Nein, sagte der Mann, er hätte keinen gesehen. „Höre,“ sagte der Amtmann, „reite doch einmal in den Wald und sieh zu, ob nicht einer da herumschleicht; ich will dir so lange mein Pferd leihen, und dir auch ein gutes Trinkgeld geben.“ — „Nein,“ sagte der Mann, „das kann ich nicht, denn ich soll dieses Metfaß zu einer Hochzeit fahren; nun ist mir aber unterwegs der Zapfen herausgefallen, und darum muß ich beständig den Finger ins Loch halten.“ — „Reite du nur hin!“ sagte der Amtmann, „ich werde schon derweile auf dein Pferd und auf das Faß acht geben.“ Ja, dann sollte der Amtmann geschwind den Finger ins Loch stecken, wenn er seinen herauszöge. Das tat denn der Amtmann auch, und der Meisterdieb setzte sich aufs Pferd. Die Zeit aber verstrich, und es kam niemand zurück. Zuletzt ward's der Amtmann überdrüssig, immer den Finger ins Loch zu halten, und er zog ihn heraus. „Nun krieg ich noch zehn Taler dazu!“ schrie das Weib drinnen im Faß. Da erschrak der Amtmann, denn er merkte nun wohl, wie die Sache sich verhielt, und begab sich schnell auf den Heimweg. Unterweges brachten sie ihm schon sein Pferd entgegen, daß der Meisterdieb bereits zu Hause bei ihm abgeliefert hatte.

Tags darauf kam der Bursch zum Amtmann und wollte seine Tochter haben, so wie dieser ihm versprochen hatte. Der Amtmann schwazte ihm wieder allerlei vor, gab ihm zweihundert Taler und sagte, er müßte noch ein Probestück machen, könnte er das, dann sollte er auch ganz gewiß seine Tochter haben. „Laß mich hören, was es ist,“ sagte der Meisterdieb. „Kannst du mir denn wohl das Laken aus meinem Bett stehlen und meiner Frau das Hemd vom Leibe?“ sagte der Amtmann. „Das sollte sich schon machen lassen,“ sagte der Meisterdieb, „hätte ich nur eben so gewiß deine Tochter.“

Als es nun Nacht geworden war, ging der Meisterdieb zum Galgen und schnitt einen armen Sünder los, nahm ihn auf den Nacken und trug ihn fort; danach holte er sich eine große Leiter, die stellte er an das Kammerfenster des Amtmanns, stieg dann hinauf und bewegte den Toten auf und ab, grade als wenn einer

von außen ins Fenster guckte. „Das ist der Meisterdieb, Frau!“ sagte der Amtmann und stieß sie in die Seite. „Jetzt schieß ich ihn!“ sagte er und nahm die Büchse, die er vor sein Bett hingelegt hatte. „Nein, tu das nicht, Mann!“ sagte die Frau, „du hast ihn ja selber herbestellt.“ — „Ja, ich schieß ihn, dann bin ich ihn quitt,“ sagte der Amtmann und fing an zu zielen. Bald aber war der Kopf oben, bald war er wieder unten; endlich aber bekam der Amtmann ihn doch aufs Korn, knallte los, und der Tote humpfte zur Erde nieder. Der Meisterdieb herunter von der Leiter, so schnell er nur konnte.

„Ich bin nun zwar selbst die hohe Obrigkeit,“ sagte der Amtmann, „ich möchte aber doch nicht gern, daß die Leute etwas zu reden hätten; darum ist's am besten, ich stehe auf und begrabe den Toten.“ — „Ja, tu, wie es dir gut dünkt, Mann,“ sagte die Frau. Da stand der Amtmann auf und ging hinunter, den Toten zu begraben; während er aber zur Thür hinaus ging, schlüpfte der Meisterdieb zum Fenster hinein. „Nun, Mann,“ sagte die Frau — denn sie glaubte, es wäre der Amtmann — „bist du schon fertig?“ — „Ja,“ sagte der Meisterdieb, „ich steckte ihn bloß in ein Loch und scharfte etwas Erde darüber, und soweit ist er nun verwahrt. Es ist so ein abscheuliches Wetter draußen, ich will's schon ein andermal besser machen. Gib mir aber das Laken,“ sagte er, „damit ich mich abtrockne, denn ich habe mich über und über mit Blut besudelt.“ Die Frau gab ihm das Laken. „Du mußt mir auch noch dein Hemd geben,“ sagte er, „denn das Laken verschlägt nicht, merke ich.“ Sie gab ihm nun auch noch ihr Hemd. Da fiel es ihm ein, daß er vergessen hatte, die Thür zuzumachen, und das mußte er erst, eh' er sich wieder zu Bett legte — und fort ging er mit dem Laken und mit dem Hemde. Eine Weile danach kam der rechte Amtmann. „Nein, wie lange Zeit du gebraucht hast, um die Thür zuzumachen,“ sagte die Frau, „wo hast du aber nun das Laken und mein Hemd gelassen?“ — „Was sagst du?“ rief der Amtmann, „ist er nun damit auch fort?“

Am Tage kam der Meisterdieb wieder und verlangte die Tochter des Amtmanns, wie dieser ihm versprochen hatte, und

da durfte nun der Amtmann nicht anders, sondern gab sie ihm und noch viel Geld dazu; denn er fürchtete, der Meisterdieb möchte ihm zuletzt noch die Augen aus dem Kopf stehlen, und daß er gar zu sehr ins Gerede käme. Der Meisterdieb lebte nun mit der Tochter des Amtmanns lustig und vergnügt. Ob er nach dieser Zeit noch wieder stahl, kann ich nicht mit Gewißheit sagen; tat er es aber, so geschah es wohl nur zu seinem eignen Vergnügen.



## Die drei Schwestern im Berge.



Es war einmal eine alte Witfrau, die wohnte mit ihren drei Töchtern weit vom Dorfe unten an einem Berg. Sie war aber so arm, daß sie weiter nichts besaß, als nur ein Huhn, und das hatte sie so lieb, wie ihren Augapfel; sie tickerte damit herum und warf ihm Körner zu früh und spät. Eines Tages aber war das Huhn fort. Die Frau ging überall um das Haus herum und suchte und lockte, aber das Huhn war fort und blieb fort. Da sagte sie zu ihrer ältesten Tochter: „Du mußt hingehen und zusehen, daß du das Huhn wieder findest; denn her muß es wieder, und sollten wir es auch aus dem Berg holen.“ Die Tochter ging fort und suchte und lockte überall; aber kein Huhn war zu finden. Da schallte es auf einmal aus der Bergwand:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!  
Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das Mädchen ging hin und wollte zusehen. Da öffnete sich aber plötzlich unter ihr eine Falltür, und sie fiel tief hinab in ein Gewölbe unter der Erde. Als sie darin weiter ging, kam sie durch viele schöne Zimmer, das eine noch immer prächtiger als das andre. In dem innersten Zimmer aber kam ein großer Bergmann auf sie zu, der fragte sie: „Willst du meine Braut sein?“ Nein, sagte das Mädchen, das wollte sie ganz und gar nicht, sie wollte wieder hin-

auf und nach ihrem Huhn suchen, das fortgekommen wäre. Da ward der Bergmann so zornig, daß er sie nahm und ihr den Kopf abriß, und ihn mitsamt dem Rumpf in einen Keller hinabwarf.

Die Mutter saß indessen zu Hause und wartete von einer Zeit zur andern; aber die Tochter war nicht da und kam nicht. Sie wartete nun noch eine gute Zeit, da das Mädchen aber immer noch nicht kam; sagte sie zu ihrer zweiten Tochter, sie solle hingehen und sich nach ihrer Schwester umsehen, und dann solle sie zugleich das Huhn locken.

Der zweiten Tochter ging es nun ebenso wie der ersten, sie suchte und lockte überall, und plötzlich hörte sie es aus der Bergwand rufen:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!  
Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das kam ihr ganz wunderbar vor, und als sie hingehen wollte und zusehen, was es zu bedeuten hatte, da fiel sie ebenfalls durch die Falltür in das unterirdische Gewölbe hinab. Sie ging nun durch viele Zimmer, und in dem innersten kam der Bergmann auf sie zu und fragte sie, ob sie seine Braut sein wollte. Nein, das wollte sie ganz und gar nicht, sie wollte sogleich wieder hinauf und nach ihrem Huhn suchen, das fortgekommen wäre. Da ward der Bergmann so zornig, daß er sie nahm und ihr den Kopf abriß, und ihn samt dem Rumpf in den Keller hinabwarf.

Als nun die Frau auch auf die zweite Tochter schon eine lange Zeit gewartet hatte, und diese immer noch nicht kam, sagte sie zu der jüngsten: „Nun mußt du einmal hingehen und dich nach deinen Schwestern umsehen.“ „Schlimm genug,“ sagte sie, „daß uns das Huhn weg kam; sollten wir aber deine Schwestern noch dazu verlieren, so wäre das noch weit schlimmer, vergiß aber nicht, unterwegs das Huhn zu locken.“

Die jüngste Tochter ging nun fort, und suchte und lockte überall herum; aber keine Schwestern waren zu finden, und kein Huhn war zu sehen. Endlich kam sie auch zu der Bergwand, und nun rief es wieder:

„Das Hühnchen trippelt im Berge!  
Das Hühnchen trippelt im Berge!“

Das, dünkte dem Mädchen, wäre ja herrlich; sie wollte sogleich hin und es holen; aber ehe sie sich's versah, fiel sie ebenfalls in das Gewölbe hinunter. Wie sie nun durch die vielen Zimmer ging, wovon das eine immer noch schöner war als das andre, ließ sie sich gute Zeit und betrachtete alles genau; denn sie war ganz und gar nicht bange. Endlich bemerkte sie eine Kellerklappe, die hob sie auf und sah hinunter; da erkannte sie alsbald ihre Schwestern, welche beide da lagen und tot waren. Wie sie eben die Klappe wieder zugemacht hatte, kam der Bergmann an. „Willst du meine Braut sein?“ fragte er sie. „Ja, recht gern,“ sagte das Mädchen, denn sie konnte sich nun wohl denken, wie es ihren Schwestern ergangen war. Als der Troll das hörte, ward er seelenfroh und schenkte ihr die schönsten und prächtigsten Kleider und alles, was sie sich nur wünschen mochte, so sehr freute er sich, daß eine mal seine Braut sein wollte.

Als das Mädchen sich nun einige Zeit bei dem Trollen aufgehalten hatte, war sie eines Tages ganz traurig und betrübt. Der Troll fragte sie, was ihr fehle. „Ach,“ sagte sie, „es betrübt mich so sehr, daß ich nicht zu Hause bei meiner Mutter sein kann; die leidet gewiß Hunger und Durst und hat keinen Menschen um sich.“ — „Ja, dich zu ihr gehen lassen, kann ich nicht,“ sagte der Troll, „aber tu nur etwas Essen in einen Sack, dann will ich's ihr schon bringen.“ Dafür dankte das Mädchen ihm und nahm einen Sack und füllte ihn mit lauter Gold und Silber an, aber oben darauf legte sie etwas zu essen, und sagte dann zu dem Trollen, nun wäre der Sack fertig, aber er dürfe nicht zusehen, was drin wäre; das mußte er ihr versprechen. Na, er wollt's auch nicht tun. Als er fort ging, sah sie ihm nach durch ein Loch, das in der Falltür war. Unterwegs sah sich der Troll um und sagte: „Der ist doch auch verdammt schwer der Sack! Ich muß doch mal zusehen, was drin ist,“ und damit wollte er das Band auflösen. Aber das Mädchen rief ihm zu: „Ich sehe dich! Ich sehe dich!“ — „Das ist doch auch zum Ruckuck, was du für Augen im Kopf hast!“ sagte der Troll und wagte nun keinen weiteren Versuch. Als er bei der Witwe ankam, warf er den Sack durch die Tür hinein. „Da hast du was zu essen von deiner Tochter!“ sagte er, „sie kann's entbehren.“

Wie nun das Mädchen schon eine gute Zeit bei dem Trollen im Berge zugebracht hatte, fiel eines Tages ein Ziegenbock durch die Falltür hinunter. „Wer hat nach dir geschickt, du langrippiges Beest!“ rief der Troll und war entsetzlich böse, nahm den Bock, drehte ihm den Kopf um und warf ihn hinunter in den Keller. „Ach, warum hast du das getan?“ sagte das Mädchen, „ich hätte ja meinen Zeitvertreib damit haben können.“ „Nun, du brauchst darum eben das Maul nicht schief zu machen,“ sagte der Troll, „er soll bald wieder lebendig werden.“ Darauf nahm er einen Krug, der an der Wand hing, setzte dem Ziegenbock den Kopf wieder auf und bestrich ihn mit der Salbe aus dem Krug, und da war der Bock wieder eben so frisch und munter, als zuvor. „Haha!“ dachte das Mädchen, „der Krug ist was wert!“

Als sie nun noch eine gute Zeit bei dem Trollen gewesen war, ersah sie einen Tages die Gelegenheit, da der Troll nicht zu Hause war, nahm die älteste Schwester und setzte ihr den Kopf auf und bestrich sie dann mit der Salbe aus dem Krug, so wie sie gesehen, daß der Troll es mit dem Ziegenbock gemacht hatte; und als das geschehen war, ward die Schwester sogleich wieder lebendig. Sie steckte sie nun in einen Sack, legte ein wenig Essen oben drauf, und wie der Troll nach Hause kam, sagte sie zu ihm: „Ach, willst du nicht zu meiner Mutter gehen und ihr ein wenig Essen bringen? Sie leidet gewiß Hunger und Durst, die Arme! Aber du mußt auch nicht in den Sack sehen.“ Nein, er wollte nicht hinein sehen, sagte der Troll, nahm den Sack und marschierte damit fort. Wie er aber ein Ende gegangen war, dächte ihm, der Sack wäre so verdammt schwer, und als er noch etwas weiter gegangen war, sagte er: „Ich möchte doch wohl wissen, was drin ist, und was sie auch für Augen im Kopf haben mag, so kann sie mich doch jetzt nicht mehr sehen.“ Als er nun aber das Band auflösen wollte, rief die Schwester, die in dem Sack war: „Ich seh' dich wohl! Ich seh' dich wohl!“ — „Das ist doch auch zum Kuckuck mit deinen Augen!“ sagte der Troll, denn er glaubte, es wäre die im Berge, welche das sagte. Er wagte nun nicht weiter, den Sack zu öffnen, sondern lief damit, was er nur konnte, zu der Mutter, und als er an die Tür

kam, warf er den Sack hinein und rief: „Da hast du Essen von deiner Tochter! Sie kann's entbehren.“

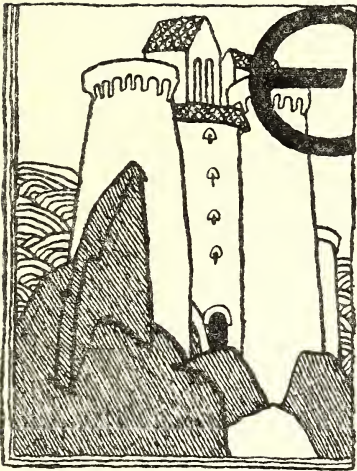
Wie nun das Mädchen noch eine gute Zeit in dem Berg gewesen war, machte sie es ebenso mit der zweiten Schwester. Sie setzte ihr den Kopf auf, bestrich sie mit der Salbe aus dem Krug und steckte sie in den Sack. Aber diesmal legte sie oben drauf so viel Gold und Silber, als nur hinein konnte, und ganz oben darauf legte sie ein wenig zu essen. „Ach,“ sagte sie zu dem Trollen, „willst du nicht zu meiner Mutter gehen und ihr wieder ein wenig Essen bringen? Aber du darfst ja nicht in den Sack sehn! Ja, er wollte wohl hingehen und wollt' auch nicht hinein sehen, sagte der Troll. Als er aber eine Strecke weit gekommen war, dächte ihm, der Sack würde so verdammt schwer, und als er noch etwas weiter gekommen war, konnte er ihn beinah nicht mehr tragen. Er wollte nun das Band auflösen, und in den Sack gucken; aber da rief die Schwester, welche drinnen war: „Ich seh' dich wohl! Ich seh' dich wohl!“ — „Das ist doch auch zum Kuckuck, was du für Augen im Kopf hast!“ sagte der Troll und wagte nicht weiter in den Sack zu sehen, sondern trug ihn, so schnell er nur konnte, geradeswegs zu der Mutter, und als er ans Haus kam, warf er ihn durch die Thür hinein und rief: „Da hast du Essen von deiner Tochter, sie kann's entbehren.“

Als nun das Mädchen noch eine gute Zeit in dem Berg gewesen war, wollte der Troll einmal ausgehen. Das Mädchen aber stellte sich schwach und elend an und sagte: „Es kann nichts nützen, daß du vor zwölf Uhr zu Hause kommst; denn ich kann das Essen heut' doch nicht so früh fertig kriegen, weil ich so schwach bin.“ Als darauf der Troll gegangen war, stopfte sie ihre Kleider mit Stroh aus und stellte die Strohdirne in die Ecke am Herd hin mit einem Quirl in der Hand, so daß es aussah, als wäre sie es selbst. Darauf schlich sie sich aus dem Berg und lief fort nach Hause; unterwegs aber sprach sie sich einen Schützen auf, und den nahm sie mit.

Als die Uhr zwölf war, oder so ungefähr, kam der Troll nach Hause. „Gib mir was zu essen!“ rief er der Strohdirne zu; aber

die antwortete nicht. „Gib mir was zu essen, sag' ich dir!“ rief der Troll, „denn ich bin hungrig.“ Keine Antwort. „Gib mir was zu essen!“ schrie der Troll zum dritten Male, „und wenn du nicht tust, was ich dir sage, werde ich dich aus dem Schlaf wecken.“ Aber die Dirn stand da ohne sich zu rühren. Da wurde der Troll rasend und stieß sie mit dem Fuß, daß die Halme umher stoben. Als er aber das sah, merkte er Unrat und begann zu suchen im ganzen Berg herum, und zuletzt kam er auch hinunter in den Keller; da waren aber die beiden Schwestern des Mädchens fort, und nun konnte er sich wohl den ganzen Zusammenhang denken. „Ja, das will ich ihr bezahlen!“ sagte er und machte sich auf nach dem Hause der Mutter. Als er aber an die Tür kam, knallte der Schütz los. Wie der Troll das hörte, wagte er nicht, hinein zu gehen, denn er glaubte, es wäre der Donner, und lief wieder fort nach Hause, so schnell er nur konnte. Eh' er aber zu der Falltür kam, ging die Sonne auf, und da barst er. — Wenn ich bloß wüßte, wo die Falltür wäre; denn da ist gewiß noch Gold und Silber genug zu holen.

## Von dem Riesen, der kein Herz im Leibe hatte.



Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne, von denen hielt er so viel, daß er nicht leben konnte ohne sie; einer wenigstens mußte immer um ihn sein. Als die Söhne groß waren, sollten die sechs ältesten ausziehen und sich eine Frau suchen; den jüngsten aber wollte der Vater bei sich zu Hause behalten und die andern sollten eine Prinzessin für ihn mitbringen. Der König gab nun den sechs Prinzen die schönsten Kleider, die man sehen konnte, sie waren so schön, daß man den Glanz schon weit in der Ferne sah, und jedem gab er ein Pferd, das kostete viele, viele hundert Taler, und damit reisten sie fort. Als sie nun an vielen Königshöfen gewesen waren und viele Prinzessinnen gesehen hatten, kamen sie endlich auch zu einem König, der sechs Töchter hatte; so schöne Königstöchter aber hatten die Prinzen noch nie gesehen, und jeder freite um eine von ihnen und bekam sie zur Braut, und darauf begaben sie sich mit den Prinzessinnen wieder auf den Heimweg zu ihrem Vater; sie waren aber in ihre Bräute so verliebt, daß sie es ganz vergaßen, auch eine Prinzessin für Aschenbrödel mitzubringen, der zu Hause geblieben war.

Wie sie nun schon eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatten, kamen sie an einer steilen Bergwand vorbei, wo ein Riesenschloß

war. Der Riese kam heraus, und als er sie sah, verwandelte er sie alle in Stein, sowohl die Prinzen als die Prinzessinnen. Der König wartete immerfort auf seine Söhne; aber wie lange er auch warten mochte, sie kehrten nicht zurück. Da ward der König sehr betrübt und konnte nimmer wieder froh werden. „Hätte ich nicht dich noch,“ sagte er zu Aschenbrödel, „so möchte ich gar nicht mehr in der Welt leben.“ Aschenbrödel aber bat den König, daß er ihm erlauben möchte, fortzureisen, um seine Brüder wieder aufzusuchen. „Nein, das kann ich nicht,“ sagte der König, „denn du kommst nachher auch nicht wieder.“ Aber Aschenbrödel wollte durchaus fort und bat seinen Vater so lange, bis er ihn endlich reisen ließ. Nun hatte der König aber kein andres Pferd für Aschenbrödel, als eine alte, elende Kracke; denn die sechs andern Königsöhne hatten alle die andern Pferde bekommen. Das kümmerte Aschenbrödel aber wenig; er setzte sich auf seine alte Kracke und reiste fort. „Lebe wohl, Vater!“ sagte er, als er abreiste, „ich werde schon wiederkommen, und vielleicht bringe ich dann meine Brüder auch mit.“

Als er ein Ende geritten war, traf er auf dem Wege einen Raben an, der lag da und schlug mit den Flügeln und konnte vor lauter Hunger und Mattigkeit nicht von der Stelle. „Ach, gib mir doch ein wenig zu essen,“ sagte der Rabe, „dann will ich dir auch wieder helfen, wenn du mal in Not kommst.“ — „Ja, viel hab' ich eben nicht,“ sagte der Königssohn, „und du siehst auch gar nicht danach aus, daß du mir große Hilfe leisten könntest; weil du es aber so nötig zu haben scheinst, will ich dir wohl geben, was ich vermag,“ und darauf öffnete er seinen Kasten und gab dem Raben zu essen. Wie er nun ein Ende weiter gereist war, kam er zu einem Bach. Nicht weit davon lag ein großer Lachs, der auf das trockne Land gekommen war, und zappelte und konnte nicht wieder zurück ins Wasser. „Ach, hilf mir doch wieder ins Wasser,“ sagte der Lachs, „ich will dir auch wieder helfen, wenn du mal in Not kommst.“ — „Ja, deine Hilfe wird mir wohl nicht viel nützen,“ sagte der Königssohn, „aber es wäre ja Sünde, dich hier umkommen zu lassen,“ und damit setzte er den Fisch wieder ins Wasser. Nun reiste er ein gutes Ende weiter; da traf er auf dem Wege einen Wolf an, der



lag da und wand und krümmte sich vor lauter Hunger. „Ach, gib mir doch dein Pferd zu fressen,“ sagte der Wolf, „denn ich bin so hungrig, daß mir der Magen schlottert, weil ich in zwei Jahren nichts zu essen bekommen habe.“ — „Nein,“ sagte Aschenbrödel, „das kann ich nicht! Erst kam ich zu einem Raben, dem mußte ich mein Essen geben; darauf kam ich zu einem Lachs, dem mußte ich wieder ins Wasser helfen, und du willst nun gar mein Pferd haben; das geht nicht, dann weiß ich nicht, wie ich meine Reise fortsetzen soll.“ — „Ja, du mußt mir helfen,“ sagte der Wolf, „du kannst nachher auf mir reiten; ich will dir auch wieder helfen, wenn du mal in Not kommst.“ — „Ja, was du mir helfen kannst, hat wohl nicht viel zu bedeuten,“ sagte der Prinz, „aber nimm das Pferd nur hin, weil du's doch so nötig hast.“ Als der Wolf das Pferd gefressen hatte, gab Aschenbrödel ihm das Gebiß ins Maul und legte ihm den Sattel auf den Rücken; denn der Wolf war jetzt so stark und so groß geworden von dem, was er gefressen hatte, weit größer, als ein Pferd. Wie Aschenbrödel sich aufgesetzt hatte, legte der Wolf mit ihm los; aber so schnell hatte Aschenbrödel noch nie geritten. Als sie nun schon einen guten Weg hinter sich hatten, sagte der Wolf: „Wenn wir noch ein kleines Ende weiter gekommen sind, dann werde ich dir das Riesenschloß zeigen.“ Es dauerte nicht lange, so waren sie da. „Hier siehst du das Schloß,“ sagte der Wolf, „und dies hier sind deine sechs Brüder, die der Riese in Stein verwandelt hat, und das da sind ihre sechs Bräute; dort siehst du auch die Thür zum Schloß, und da mußt du hinein gehen.“ — „Nein,“ sagte der Königssohn, „der Riese bringt mich um.“ — „Sei nur ohne Furcht,“ versetzte der Wolf, „denn wenn du hinein kommst, triffst du dort eine Prinzessin an, die wird dir wohl sagen, wie du es machen mußt, um den Riesen zu töten; und tu' dann nur, wie sie dir sagt.“ Aschenbrödel ging darauf hinein, und wie er durch mehrere Zimmer gekommen war, saß in dem einen die Prinzessin; aber eine so schöne Jungfrau hatte er noch nie gesehen. „Ach, Gott steh' dir bei!“ sagte sie, als sie ihn erblickte. „Wie bist du hier herein gekommen? Dein Tod ist dir gewiß; denn hier wohnt ein Riese, den kann niemand töten, weil er kein Herz im Leibe hat.“ —

„Ich will es aber doch versuchen,“ sagte Aschenbrödel, „denn darum bin ich her gekommen, und meine Brüder, welche hier in Stein verwandelt sind, wollte ich auch gern erretten, und dich dazu, wenn ich könnte.“ Wie nun die Prinzessin ihn durchaus nicht überreden konnte, wieder fort zu gehen, sagte sie zu ihm: „Laß uns denn zusehen, wie wir's am besten anfangen, krieche hier unter dieses Bett, und da mußt du still liegen bleiben und genau zuhören, was der Riese sagt, wenn ich ihn ausfrage.“ Er kroch nun unters Bett, und kaum war das geschehen, so kam der Riese an. „Hutetu! Hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ rief er. „Ja, es flog hier eine Elster vorbei mit einem Knochen im Schnabel, den ließ sie durch den Schornstein fallen,“ sagte die Prinzessin, „ich habe mich zwar beeilt, ihn hinweg zu schaffen; aber es muß wohl noch der Geruch davon zurückgeblieben sein,“ und damit war der Riese zufrieden gestellt. Als es Abend wurde, legten sie sich zu Bett, und wie sie eine Weile gelegen hatten, sagte die Prinzessin: „Da ist eins, wonach ich dich gern fragen wollte, aber du mußt auch nicht böse werden.“ — „Was ist denn das?“ fragte der Riese. „Oh,“ sagte sie, „ich möchte gern wissen, wo du dein Herz hast, weil du es doch nicht bei dir trägst.“ — „Das ist etwas, wonach du nicht zu fragen brauchst,“ sagte der Riese, „sonst liegt es dort unter der Türschwelle.“ — „Aha! da wollen wir's schon finden!“ dachte Aschenbrödel, der unter dem Bett lag.

Am nächsten Morgen stand der Riese früh auf und streifte nach dem Wald zu. Kaum war er fort, so singen Aschenbrödel und die Prinzessin an, unter der Türschwelle zu suchen; aber was sie auch suchen und graben mochten, so fanden sie doch nichts. „Diesmal hat er uns angeführt,“ sagte die Prinzessin, „aber wir müssen's noch einmal versuchen.“ Darauf pflückte sie die schönsten Blumen, die sie finden konnte, und bestreute damit die Türschwelle, nachdem sie dieselbe vorher wieder in Stand gebracht hatten. Wie es um die Zeit war, daß sie den Riesen zu Hause erwarteten, mußte Aschenbrödel wieder unters Bett kriechen. „Hutetu! Hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ sagte der Riese, als er eintrat. „Oh, das ist wohl noch der Knochen von gestern,“ sagte die Prinzessin, und damit war

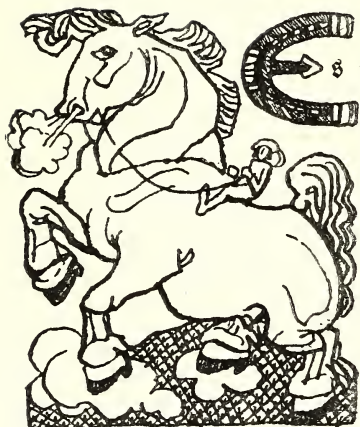
der Riese zufrieden. Nach einer Weile fragte er, wer denn all die schönen Blumen auf die Türschwelle gestreut hätte. „Oh, das habe ich getan,“ sagte die Prinzessin. „Und wozu soll das?“ fragte der Riese. „Meinst du denn nicht, daß ich dich so lieb habe, um die Schwelle mit Blumen zu bestreuen, wenn ich weiß, daß dein Herz darunter liegt?“ sagte die Prinzessin. „Ah so!“ sagte der Riese, „sonst liegt es aber nicht da.“ Als sie sich am Abend zu Bett gelegt hatten, bat die Prinzessin ihn, er möchte ihr doch sagen, wo sein Herz wäre, denn sie hielt so viel von ihm, sagte sie, und darum möchte sie es so gern wissen. „Oh, es liegt dort in dem Wandschrank,“ sagte der Riese. „Haha!“ dachte Aschenbrödel, „da wollen wir's schon finden!“ Den nächsten Morgen machte der Riese sich wieder früh auf und streifte nach dem Wald zu. Kaum aber war er gegangen, als Aschenbrödel und die Königstochter den ganzen Schrank durchsuchten, um sein Herz zu finden; aber wie fleißig sie auch suchten, so fanden sie auch diesmal nichts. „Wir müssen's noch einmal probieren,“ sagte die Prinzessin. Sie schmückte nun den Schrank mit Blumen und mit Kränzen, und gegen Abend mußte Aschenbrödel wieder unter's Bett kriechen. Darauf kam der Riese an. „Hutetu! Hier riecht's so nach Menschenfleisch!“ sagte er, als er eintrat. „Ach, es ist wohl immer noch der alte Knochen,“ sagte die Prinzessin, „der Geruch will gar nicht wieder fort.“ Damit war der Riese zufrieden und sagte weiter nichts. Wie er aber darauf den Schrank erblickte, der mit Blumen und Kränzen geschmückt war, fragte er die Prinzessin, wer das getan hätte. „Ach, das habe ich getan,“ sagte sie. „Und wozu soll die Torheit?“ fragte er. „Meinst du denn nicht, daß ich dich so lieb habe, um den Schrank mit Blumen und Kränzen zu schmücken, wenn ich weiß, daß dein Herz darin liegt,“ sagte sie. „Kannst du so närrisch sein und das glauben?“ sagte der Riese. „Ich muß es ja wohl glauben, wenn du es sagst,“ versetzte die Prinzessin. „Du bist ein Narr!“ sagte der Riese, „wo mein Herz ist, dahin kommst du nie.“ — „Du könntest mir aber doch wohl sagen, wo es ist,“ sagte sie. Nun konnte der Riese nicht anders, sondern mußte es ihr sagen. „Weit, weit von hier, in einem Wasser,“ sagte er, „liegt eine Insel, auf der Insel steht

eine Kirche; in der Kirche ist ein Brunnen, in dem Brunnen schwimmt eine Ente; in der Ente ist ein Ei und in dem Ei — da ist mein Herz.“

Am Morgen früh, als es noch nicht dämmerte, streifte der Riese schon wieder nach dem Wald zu. „Ja, nun muß ich auch fort,“ sagte Aschenbrödel, „wenn ich bloß den Weg wüßte.“ Er sagte darauf der Prinzessin Lebewohl, und als er draußen vors Schloß kam, stand der Wolf noch da und wartete auf ihn. Aschenbrödel erzählte ihm alles, was ihm im Schloß begegnet war und sagte, nun möchte er gern zu dem Brunnen in der Kirche, wenn er bloß den Weg dahin wüßte. Der Wolf aber sagte, den Weg wollte er schon finden, er sollte sich nur auf seinen Rücken setzen, und darauf ging es fort über Klippen und Hügel, über Berg und Thal, daß es nur so sauste. Als sie schon manchen lieben Tag gereist waren, kamen sie endlich zu einem Wasser. Nun wußte der Königssohn nicht, wie er hinüber kommen sollte; aber der Wolf sagte zu ihm, er solle sich bloß nicht fürchten, und dann sprang er ins Wasser und schwamm mit dem Prinzen hinüber zu der Insel. Als sie aber zu der Kirche kamen, hing der Schlüssel ganz oben an der Turmspitze. Nun wußte der Königssohn wieder nicht, wie er ihn hinunterkriegen sollte. „Du mußt den Raben zur Hilfe rufen,“ sagte der Wolf, und das tat der Prinz. Da kam der Rabe geflogen, schwang sich hinauf zu der Turmspitze und holte den Schlüssel herunter. Nun konnte der Prinz in die Kirche kommen; und als er zu dem Brunnen kam, schwamm die Ente darin auf und ab, so wie der Riese gesagt hatte. Der Prinz fing nun an, sie zu locken, und lockte so lange, bis sie so nahe kam, daß er sie greifen konnte. Wie er sie aber aus dem Wasser hob, ließ sie das Ei in den Brunnen fallen. Nun wußte Aschenbrödel nicht, wie er das Ei wieder bekommen sollte. „Du mußt jetzt den Lachs zu Hilfe rufen,“ sagte der Wolf. Da rief der Prinz den Lachs, und dieser kam sogleich und holte das Ei herauf. Nun, sagte der Wolf zu dem Prinzen, sollte er das Ei in der Hand drücken; und wie der Prinz das tat, schrie der Riese laut auf. „Drück’ noch einmal zu!“ sagte der Wolf; und wie der Prinz noch einmal zudrückte, erhob der Riese ein kläg-

liches Gewinsel und bat und flehte um sein Leben; er wolle auch alles tun, was der Königssohn verlangte, wenn er ihm bloß nicht das Herz entzwei drücken wollte, sagte er. „Sage ihm, wenn er deine sechs Brüder, die er in Stein verwandelt hat, wieder in Prinzen umschafft, und ihre Bräute in Prinzessinnen, dann solle er das Leben behalten,“ sagte der Wolf; und das tat der Prinz. Ja, dazu war der Troll sogleich bereit er verwandelte die sechs Brüder wieder in Prinzen, und ihre Bräute wieder in Prinzessinnen. „Drück' jetzt das Ei entzwei!“ sagte der Wolf. Nun drückte Aschenbrödel das Ei entzwei, und da barst der Riese mitten voneinander. Wie sie ihn nun quitt waren, ritt Aschenbrödel wieder zurück nach dem Bergschloß. Da standen alle seine sechs Brüder mit ihren Bräuten frisch und gesund vor ihm, und Aschenbrödel ging in den Berg und holte sich die Prinzessin, die wurde nun seine Braut, und darauf reisten sie alle miteinander zurück nach dem Schloß des Königs. Wie nun der alte König alle seine sieben Söhne mit ihren Bräuten ankommen sah, da freute er sich nicht wenig, kannst du glauben; aber die schönste von allen Prinzessinnen war doch die Braut von Aschenbrödel, und er mußte sich mit ihr bei Tafel obenan setzen. Darauf hielten alle Prinzen Hochzeit mit ihren Bräuten, und es wurde gegastet und gejubelt, viele Tage lang, und haben sie nicht ausgejubelt, so jubeln sie wohl noch.

## Die Grimmschecke.



Es war einmal ein Paar reiche Leute, die hatten zwölf Söhne. Als der jüngste von ihnen heran gewachsen war, wollte er nicht länger zu Hause bleiben, sondern wollte fort in die Welt und sein Glück versuchen. Die Eltern sagten, er hätte es ja gut bei ihnen, warum er denn nicht zu Hause bleiben wollte. Aber er hatte keine Ruhe, er wollte und mußte fort, und da ließen sie ihn denn endlich reisen. Als er nun eine Zeitlang umher gewandert war, kam er auch zu einem Königsschloß; da bat er um einen Dienst, und den erhielt er auch.

Die Tochter des Königs von diesem Lande aber wurde von einem Trollen in einem Berg zurück gehalten, und der König hatte nicht mehr Kinder, als nur diese einzige Tochter. Darum war er und mit ihm das ganze Land in großer Sorge und Betrübniß, und der König hatte demjenigen, der sie befreien könnte, die Prinzessin und das halbe Reich versprochen; aber es war niemand, der das konnte, obwohl viele es versuchten. Als der Bursch ein Jahr oder so ungefähr, da gewesen war, wollte er wieder nach Hause, und seine Eltern besuchen; wie er aber zu Hause ankam, waren seine Eltern in der Zeit gestorben, und die Brüder hatten die Erbschaft unter sich geteilt, so daß nun nichts mehr für den Burschen übrig war. „Soll ich denn nichts haben?“ fragte der Bursch. „Konnten

wir denn wissen, daß du noch am Leben warst, der du so lange herumgestreift bist?" sagten die Brüder, „aber es mag drum sein. Oben in der Bergkoppel gehen zwölf Stuten, die wir noch nicht geteilt haben; willst du die für deinen Teil haben, so kannst du sie nehmen.“ Ja, damit war der Bursch wohl zufrieden und begab sich sogleich nach der Bergkoppel, wo die zwölf Stuten grasten. Wie er hin kam, hatte jede Stute ihr Saugfüllen; das schönste Füllen aber hatte doch die eine Stute, das war ein großes scheckiges Füllen und so fett und so gut bei Leibe, daß es glänzte. „Du bist ein schönes Tierchen,“ sagte der Bursch. „Ja, aber willst du die andern Füllen totschiagen, so daß ich alle Stuten ein ganzes Jahr saugen kann, dann sollst du mal sehen, wie groß und schön ich werde,“ sagte das Füllen. Das tat denn der Bursch auch. Er schlug alle die andern Füllen tot, und darauf ging er fort.

Als er das nächste Jahr wieder kam und sich nach seinem Füllen und seinen Stuten umsehen wollte, da war das Füllen so fett geworden, daß es glänzte und blinkerte, und so groß war es, daß der Bursch nur mit genauer Not hinauf kommen konnte; alle Stuten aber hatten wieder ihr Füllen bekommen. „Ja, es ist wahr es hat sich gut gelohnt, daß ich dich alle zwölf Stuten saugen ließ,“ sagte der Bursch zu dem Einjährigen, „aber jetzt bist du groß genug, nun muß ich dich mithaben.“ — „Nein, laß mich noch ein Jahr dazu gehen,“ sagte das Füllen, „schlag' wieder die zwölf andern Füllen tot, daß ich auch dieses Jahr alle zwölf Stuten saugen kann; dann sollst du mal sehen, wie groß und schön ich den nächsten Sommer bin.“ Der Bursch tat wieder, wie das Füllen ihm sagte; und als er das nächste Jahr in die Koppel kam, da hatte wieder jede Stute ihr Saugfüllen; das scheckige Füllen aber war so groß geworden, daß der Bursch gar nicht mehr hinauf konnte, und so fett und so blank war es, daß es nur so glitzerte. „Groß und schön warst du voriges Jahr,“ sagte der Bursch, „aber dieses Jahr bist du noch stattlicher; ein solches Füllen gibt es nicht in des Königs Schloß. Aber nun muß ich dich mit mir haben.“ — „Nein,“ sagte die Schecke, „laß mich noch ein Jahr dazu gehen! Schlage wieder die zwölf andern Füllen tot, so daß ich auch noch dieses Jahr alle

Stuten saugen kann; dann sollst du mich mal sehen zum nächsten Sommer!" Der Bursch tat wieder, wie das Scheckenfüllen ihm sagte, schlug alle die andern Füllen tot, und damit ging er fort.

Als er aber nun das nächste Jahr wieder kam, und sich nach seinem Füllen und seinen Stuten umsehen wollte, da war der Bursch ganz erschrocken. So groß und so schwer, hatte er nie geglaubt, daß ein Pferd werden könnte; denn die Schecke mußte sich auf allen Bieren niederlegen, wenn der Bursch hinauf steigen wollte, und dann hatte er noch genug zu tun, daß er nur hinauf kam; und so fett und so quabbelig war sie geworden; daß sie glänzte und bligte wie ein Spiegel; und das Mal hatte die Schecke nichts dagegen einzuwenden, daß der Bursch sie mitnahm. Er setzte sich auf sie und ritt mit ihr nach Hause zu seinen Brüdern, die schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und kreuzten sich, denn ein solches Pferd hatten sie weder gesehen, noch davon reden gehört. „Es mag drum sein,“ sagte der Bursch, „wollt ihr mir einen so schönen Beschlag unter mein Pferd, und so schönen Sattel und so schönes Gebiß verschaffen, als man's nur haben kann, so mögt ihr alle zwölf Stuten nehmen, so wie sie da in der Koppel gehen, und ihre zwölf Füllen dazu“ — denn das Jahr hatte jede Stute wieder ein Füllen bekommen. — Ja, das wollten die Brüder gern, und nun bekam der Bursch einen solchen Beschlag unter sein Pferd, daß die Kiesel in die Luft flogen, wenn er über den Berg ritt, und einen solchen Goldsattel und ein solches Goldgebiß, daß man den Glanz davon schon von weitem sah. „Laß uns jetzt nach des Königs Schloß reiten!“ sagte die Grimmschecke — denn so hieß das Pferd —, „aber du mußt den König um guten Stallraum und gutes Futter für mich bitten.“ Ja, er wollt's nicht vergessen, sagte der Bursch, und damit ritt er fort, daß die Funken stoben, und da kannst du dir wohl denken, daß sie eben nicht lange Zeit gebrauchten, um nach dem Schloß zu kommen.

Wie der Bursch dort ankam, stand der König draußen auf der Treppe; er guckte und guckte und konnte nicht begreifen, was das für einer war, der da geritten kam. „Nein!“ sagte er, „einen solchen Kerl und ein solches Pferd hab' ich noch mein Lebtag nicht gesehen!“



Als darauf der Bursch ihn fragte, ob er nicht einen Dienst im Schloß bekommen könnte, ward der König so froh, daß er hüpfte und sprang, und da konnt' es denn nicht fehlen, daß der Bursch einen Dienst bekam. „Ja, aber guten Stallraum für mein Pferd will ich haben, und gutes Futter auch,“ sagte der Bursch. Ja, Stallraum für sein Pferd sollte er bekommen, und Hafer und Heu so viel es nur vertilgen könnte; und darauf mußten die andern Ritter alle ihre Pferde aus dem Stall führen; denn er sollte für die Grimmschecke allein bleiben, damit sie gut Platz drin hätte.

Und nun, kannst du dir wohl denken, dauerte es nicht lange, daß die andern im Schloß neidisch wurden auf den Burschen, und nicht wußten, was sie ihm all für Schabernack antun sollten, wenn sie bloß gedurft hätten. Endlich verfielen sie darauf, zu dem König zu sagen, der Bursch habe sich gerühmt, die Prinzessin befreien zu können, die der Troll bei sich im Berg eingeschlossen halte, wenn er bloß wollte. Sogleich ließ der König ihn zu sich rufen und sagte, so und so hätte er gesagt und nun sollte er Wort halten, könnte er es, so wüßte er wohl, daß er dann die Prinzessin und das halbe Reich haben sollte, und das sollt' er denn auch redlich bekommen; könnte er es aber nicht, so solle er das Leben verlieren. Der Bursch sagte zwar nein, das hatt' er nicht gesagt; aber es half nichts, der König wollte auf dem Ohr nicht hören, und es war kein andrer Rat für den Burschen, er mußte es versuchen. Er ging nun hinunter nach dem Stall und war ganz traurig und mutlos. Die Grimmschecke fragte ihn, was ihm fehle, und da erzählte ihr denn der Bursch, was der König von ihm verlangte und sagte, er wüßte nicht, wie er das anfangen sollte, denn die Prinzessin zu befreien, meinte er, wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit. „Die Sache ist gar nicht so gefährlich,“ sagte die Grimmschecke, „ich will dir schon helfen, aber du mußt mich gut beschlagen lassen. Zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl mußt du verlangen, und einen Schmied zum Schmieden, und einen zum Beschlagen.“ Ja, das tat der Bursch, und der König sagte nicht nein, sondern gab ihm Eisen und Stahl und zwei Schmiede, und die Grimmschecke wurde beschlagen hinten und vorn, und darauf ritt der Bursch aus dem Schloß, daß

der Staub aufwirbelte. Als er aber nun zu dem Berg kam, galt es, die steile Wand hinaufzukommen, denn die war so schroff, wie eine Mauer, und so glatt, wie ein Spiegel. Bei dem ersten Anlauf kam der Bursch ein Ende hinauf; aber da glitt die Grimmschecke mit den beiden Vorderfüßen aus, und wieder herunter, daß es donnerte und krachte. Beim zweiten Anlauf kam er ein Ende weiter hinauf; aber da glitt die Grimmschecke wieder mit dem einen Vorderbein aus, und herunter, daß der alte Berg bebte. Das dritte Mal sagte die Grimmschecke: „Jetzt muß es werden!“ und damit legte sie los, daß die Steine in die Wolken flogen, und das Mal kam sie hinauf. Nun ritt der Bursch in vollem Galopp, erschnappte die Königstochter und nahm sie vor sich auf den Sattel, und eh' der Troll sich noch recht besann, waren sie auf und davon — wenn ich aber nicht irre, so lag der Troll damals und schlief — und nun war die Prinzessin befreit.

Als jetzt der Bursch zurückkam aufs Schloß, freute sich der König nicht wenig, kannst du glauben, wie dem nun aber auch sein mochte, so hatten die andern auf dem Schloß dem König allerlei vorgeredet, so daß er gleichwohl zornig war auf den Burschen. „Ich danke dir, daß du meine Tochter befreit hast!“ — das war alles, was er sagte, und damit wollte er seines Weges gehen. Der Bursch aber sagte: „Sie ist jetzt ebensogut mein als dein, denn ich hoffe doch, daß du ein Mann von Wort bist.“ — „Nun ja,“ sagte der König, „du sollst sie haben, weil ich es dir versprochen habe; aber erst mußt du machen, daß die Sonne in mein Schloß scheint!“ — denn es lag ein großer Berg vor dem Schloßfenster, der schattete, so daß die Sonne nicht hinein scheinen konnte. „Das war nun freilich nicht mit im Afford,“ sagte der Bursche „aber es hilft nicht, ich muß nur mein Bestes versuchen; denn die Prinzessin wollt' ich doch gern haben.“ Er ging nun wieder hinunter zu der Shecke und erzählte ihr, was der König von ihm verlangte; die Grimmschecke meinte, die Sache sei eben nicht so gefährlich; aber einen neuen Beschlag unter den Füßen mußte sie haben, sagte sie, und dazu mußten zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl, und zwei Schmiede, einen zum Schmieden, und einen zum Beschlagen, dann

sollte schon nachher die Sonne ins Schloß scheinen. Der Bursch bekam alles, was er verlangte, denn das konnte der König Schanden halber ihm nicht versagen, und es wurde nun ein neuer Beschlag unter die Grimmschecke gelegt und der war nicht schlecht. Wie das geschehen war, setzte der Bursch sich auf, und bei jedem Schritt, den die Grimmschecke tat, sank der Berg dreißig Fuß tief in die Erde, und das dauerte so lange fort, bis nichts mehr vom Berg zu sehen war.

Wie nun der Bursch zurück nach dem Schloß kam, fragte er den König ob er ihm jetzt die Prinzessin geben wolle; denn nun wisse er nicht anders, sagte er, als daß die Sonne ins Schloß scheine. Aber da hatten die andern dem König wieder allerlei vorgeredet, und er sagte zu dem Burschen, die Prinzessin sollte er allerdings haben, denn er hätte seinen Sinn nicht geändert, aber erst sollte er ihm ein so stattliches Brautpferd schaffen, als er ein Bräutigamspferd hätte, das wäre nicht mehr, als billig. Der Bursch sagte, davon hätte der König nicht gesprochen, und er meinte, er habe die Prinzessin jetzt verdient. Aber der König blieb bei dem, was er gesagt hatte; und wenn er ihm nicht ein solches Brautpferd schaffen könne, sagte er, dann solle er das Leben dazu verlieren. Der Bursch ging nun in den Stall, aber ganz traurig und mutlos, und erzählte der Grimmschecke, wie der König von ihm verlange, er solle der Prinzessin ein so stattliches Brautpferd verschaffen, als er ein Bräutigamspferd hätte, sonst solle er das Leben verlieren. „Wie soll das aber angehen?“ sagte er, „denn meinesgleichen gibt es wohl nicht mehr in der Welt.“ — „Ja, es gibt meinesgleichen,“ sagte die Grimmschecke, „aber es hält schwer, sie zu bekommen, denn sie ist in der Hölle; wir wollen indeß unser bestes versuchen.“ — „Und was muß ich denn tun?“ fragte der Bursch. „Erst mußt du zum König gehen,“ sagte die Grimmschecke, „und einen neuen Beschlag unter meinen Füßen verlangen, und dazu müssen zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl und zwei Schmiede, einer zum Schmieden und einer zum Beschlagen, aber sieh ja zu, daß die Eisen gut scharf werden, und dann mußt du zwölf Tonnen Roggen und zwölf Tonnen Gerste verlangen, und zwölf geschlachtete Ochsen müssen wir haben, dazu alle zwölf Ochsenhäute und in jeder Haut zwölfhundert Lattenspiker,

denn alles das müssen wir gebrauchen.“ Der Bursch ging nun hinauf zum König und verlangte alles, so wie die Grimmschecke ihm gesagt hatte, und der König konnte Schanden halber es ihm nicht verweigern, sondern mußte ihm alles geben.

Als nun die Grimmschecke gehörig beschlagen war, setzte der Bursch sich auf und ritt aus dem Schloßhof. Wie er nun ein weites, weites Ende geritten war über Berge und über Hügel, da fragte die Schecke ihn: „Hörst du etwas?“ — „Ja,“ sagte der Bursch, „ich höre ein gewaltiges Säusen oben in der Luft, so daß mir angst und bange wird.“ — „Das sind alle die wilden Vögel des Waldes, die geflogen kommen,“ sagte die Grimmschecke, „die sind ausgesandt, um uns aufzuhalten; aber schneide jetzt ein Loch in die Kornsäcke, dann haben sie genug zu tun mit dem Korn und vergessen darüber uns.“ Das tat nun der Bursch; er schnitt ein Loch in die Kornsäcke, so daß der Roggen und die Gerste auf allen Seiten heraus lief. Da kamen alle die wilden Vögel des Waldes in so großer Menge, daß die Sonne davon verdunkelt ward; als sie aber das Korn erblickten, schossen sie herunter und fingen an, die Roggen- und Gerstenkörner auf zu picken; und zuletzt, glaub' ich, schlugen sie sich sogar; doch das kann ich nicht mit Gewißheit sagen aber so viel weiß ich wohl, daß sie dem Burschen und der Grimmschecke nichts taten, denn die hatten sie ganz vergessen.

Nun ritt der Bursch wieder eine lange Strecke, über Berge und Täler, durch Sumpf und Moor; da horchte plößlich die Grimmschecke auf und fragte den Burschen: „Hörst du etwas?“ — „Ja, ich höre ein entsetzliches Krachen im Walde von allen Seiten her, so daß mir angst und bange wird,“ sagte der Bursch. „Das sind alle die wilden Tiere des Waldes,“ sagte die Grimmschecke, „die sind ausgesandt, um uns aufzuhalten; aber wirf jetzt nur die Rumpfe von den zwölf Ochsen hinaus, dann bekommen sie genug zu tun und vergessen uns.“ Da warf der Bursch die Rumpfe hinaus, und nun kamen alle wilden Tiere, so viel ihrer im Wald waren: Bären, Wölfe, Löwen und andre Ungeheuer; als sie aber die Ochsenrumpfe sahen, fielen sie alle darauf her und fingen an, sich zu schlagen, daß das Blut floß; den Burschen aber und die Grimmschecke vergaßen sie ganz.

Darauf ritt der Bursch wieder ein weites, weites Ende, die Wolken flogen ihm jeden Augenblick vorüber; denn mit der Grimsschecke ging es nicht langsam, wie man sich wohl denken kann. Plötzlich aber fing die Schecke an zu wiehern und fragte: „Hörst du etwas?“ — „Ja, ich höre in der Ferne ein leises Wiehern wie von einem Füllen,“ sagte der Bursch. „Nun, das war eben kein kleines Füllen,“ sagte die Schecke, „es hört sich nur so leise an, weil es noch so weit weg ist.“ Darauf reisten sie ein gutes Ende weiter. Endlich wieherte die Grimsschecke wieder. „Hörst du etwas?“ fragte sie. „Ja, nun hör’ ich es deutlich wiehern, wie ein großes Pferd,“ sagte der Bursch. „Ja, du mußt es noch einmal hören,“ sagte die Schecke, „dann wirst du’s schon gewahr werden.“ Nun reisten sie wieder ein gutes Ende weiter; da wieherte die Grimsschecke zum dritten Male; aber ehe sie noch den Burschen fragen konnte, ob er etwas höre, wieherte es auf der Senne, daß der Bursch dachte, der alte Berg würde bersten. „Nun ist es hier!“ sagte die Grimsschecke, „wirf jetzt geschwind die Dachsenhäute mit den Lattenspikern auf mich, und die Leertonne wirf auf die Erde, und dann klettere auf die große Tanne da. Wenn dann das Pferd kommt, schnaubt es Feuer aus beiden Nüstern und zündet die Leertonne an. Alsdann gib wohl acht: Wenn die Flamme steigt, so gewinne ich; fällt sie, so verliere ich. Siehst du aber, daß ich gewinne, so wirf ihm schnell meinen Zaum über, dann ist es zahm.“ Kaum hatte der Bursch die Häute mit den Spikern auf die Grimsschecke geworfen, die Leertonne auf die Erde gerollt und war auf die Tanne geklettert, so kam das Pferd an, daß ihm die Flammen aus beiden Nüstern fuhren, und sogleich fing die Leertonne Feuer. Darauf begann die Grimsschecke einen Kampf mit dem andern Pferd, daß die Steine bis an den Himmel flogen, sie bißen sich und schlugen aus mit den Vorder- und Hinterbeinen. Der Bursch sah bald nach ihnen, bald nach der Leertonne, und endlich stieg die Flamme; denn wo das andre Pferd auch beißen und schlagen mochte, so traf es immer nur die Häute mit den Spikern, und da mußte es sich denn endlich geben. Als der Bursch das sah, sprang er schnell vom Baum herunter, nahm den Zaum von der Grimsschecke

und warf ihn auf das andre Pferd, und da war es so zahm, daß er es mit einem Zwirnsfaden lenken konnte, und eben so scheckig war es wie das Grimmsfüllen, so daß man sie nicht voneinander zu unterscheiden vermochte. Nun setzte der Bursch sich auf das neue Pferd und ritt wieder zurück nach dem Königsschloß, und die Grimmschecke lief neben ihm her. Als er beim Schloß ankam, stand der König draußen auf dem Hof. „Kannst du mir jetzt sagen, was für ein Pferd ich gefangen habe, und was für eins ich hatte?“ sagte der Bursch, „kannst du es nicht, so gehört deine Tochter mir.“ Der König betrachtete beide Schecken von unten bis oben; aber es war kein Haar anders an der einen, als an der andern. „Nein,“ sagte der König, „das kann ich nicht. Meine Tochter hast du jetzt, da du ihr ein so stattliches Brautpferd verschafft hast, dir erworben; aber erst müssen wir sehen, ob es auch so bestimmt ist, daß du sie haben sollst. Meine Tochter soll sich zweimal verstecken, und nachher sollst du dich auch zweimal verstecken; kannst du sie nun die beiden Male finden, aber sie nicht jedesmal dich, dann ist es so bestimmt, daß du sie haben sollst.“ — „Das steht nun freilich auch nicht mit im Afford,“ sagte der Bursch, „aber weil's denn so sein muß, wollen wir's versuchen.“

Nun sollte die Königstochter sich zuerst verstecken, und da verwandelte sie sich in eine Ente und schwamm auf dem Wasser, das dicht bei dem Schloß war. Der Bursch aber ging hinunter in den Stall und fragte die Grimmschecke, wo sie sich versteckt hätte. „Oh, du brauchst nur dein Gewehr zu nehmen [und nach der Ente zu zielen, die auf dem Wasser schwimmt,“ sagte die Grimmschecke, „dann wird sie schon zum Vorschein kommen.“ Da nahm der Bursch sein Gewehr und ging damit nach dem Wasser. „Ich will doch mal die Ente kappen,“ sagte er und fing an zu zielen. „Nein, nein, schieß nicht! Das bin ich!“ sagte die Prinzessin, und nun hatte er sie das erstemal gefunden. Das zweitemal verwandelte die Prinzessin sich in ein Brot und lag auf dem Tisch zwischen vier andern Broten, und alle waren ganz gleich, so daß keiner sie zu unterscheiden vermochte. Aber der Bursch ging wieder in den Stall zu der Grimmschecke und fragte, wo er jetzt wohl die Prinzessin suchen sollte. „Oh, nimm bloß ein Brotmesser und wege es tüchtig und tu dann,

als ob du das Brot, das, von der Linken gezählt, das dritte unter den vier andern ist, die auf dem Küchentisch liegen, anschneiden wolltest," sagte die Grimmschecke, „dann wird sie schon zum Vorschein kommen.“ Da ging der Bursch in die Küche und nahm das größte Brotmesser, das er finden konnte, und wetzte es tüchtig, dann ergriff er das Brot, welches, von der Linken gezählt, das dritte unter den vier andern war, und setzte das Messer an, als ob er's mitten durchschneiden wollte. „Ich muß mir doch mal einen Knorren von diesem Brot abschneiden," sagte er. „Nein, schneide nicht! Das bin ich!" sagte die Prinzessin; und nun hatte er sie auch das zweitemal gefunden.

Jetzt sollte der Bursch sich verstecken; da sagte ihm aber die Grimmschecke so guten Bescheid, daß er nicht leicht zu finden war. Zuerst verwandelte er sich in eine Kossmücke und verbarg sich in die linke Rüster der Grimmschecke. Die Prinzessin ging und suchte überall, und zuletzt wollte sie auch in den Raum hinein, wo die Grimmschecke stand; aber die fing an zu beißen und um sich zu schlagen, daß sie sich nicht nahen durfte, und da konnte sie ihn denn nicht finden. „Nein, ich kann dich nicht finden," rief sie, „komm nur hervor!" und sogleich stand der Bursch vor ihr in dem Stall. Das zweitemal verwandelte er sich in einen Klumpen Erde und legte sich zwischen den Huf und das Eisen an dem linken Vorderfuß der Schecke. Die Königstochter ging wieder überall herum und suchte, und zuletzt kam sie auch an den Stall und wollte wieder in den Raum zu der Grimmschecke. Diesmal durfte sie sich auch nahen; aber unter den Huf konnte sie nicht kommen, denn die Schecke stand allzu fest auf ihren Beinen. Da ihr nun alles Suchen nichts half, sagte sie endlich: „Komm nur hervor! Denn ich kann dich doch nicht finden," und da stand der Bursch sogleich wieder neben ihr im Stall. „Nun ist sie mein," sagte er zum König, „denn nun kannst du sehen, daß es so bestimmt ist." — „Ja, wenn es denn so bestimmt ist, so muß es wohl so bleiben," sagte der König. Und darauf wurde augenblicklich die Hochzeit gehalten; und der Bursch setzte sich auf die Grimmschecke, und die Prinzessin auf die andre Schecke, und da kannst du dir denn wohl vorstellen, daß sie eben nicht lange Zeit gebrauchten, um nach der Kirche zu kommen; und sie lebten hiernach glücklich und vergnügt miteinander.

## Die Lügenprobe.



Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die konnte so gewaltig lügen, daß keiner es darin mit ihr aufnehmen konnte. Da ließ der König bekannt machen, daß der, welcher so lügen könne, daß die Prinzessin nichts mehr dagegen zu lügen wüßte, sie und das halbe Reich haben sollte. Es kamen darauf viele an den Hof und machten den Versuch; denn alle wollten gern die Prinzessin und das halbe Reich haben; aber sie kamen alle schlecht

davon. Nun waren aber auch drei Brüder, und die wollten ebenfalls ihr Glück versuchen. Zuerst kamen die beiden ältesten; aber es erging ihnen nicht besser als all den übrigen. Zuletzt machte Aschenbrödel sich auf, und als er ankam, traf er die Prinzessin im Stall. „Guten Tag!“ sagte er. „Schönen Dank,“ sagte sie, „ihr habt doch nicht einen so großen Stall als wir, denn wenn der Hirt an dem einen Ende steht und auf dem Bockshorn bläst, kann man’s nicht hören am andern Ende.“ — „Das ist auch was Rechtes!“ sagte Aschenbrödel, „unser ist weit größer; denn wenn eine Kuh an dem einen Ende trächtig wird, kalbt sie erst an dem andern!“ „Haha,“ sagte die Prinzessin, „aber ihr habt doch nicht einen so großen Ochsen, als wir; denn wenn auf jedem Horn einer sitzt mit einer Meßstange, so können sie doch einander nicht ablangen.“ —



„Da kommst du schön an!“ sagte Aschenbrödel. „Wir haben einen Ochsen, der ist so groß, daß, wenn einer auf jedem Horn sitzt und auf dem Haberrohr bläst, sie einander doch nicht hören können.“ — „Na so!“ sagte die Prinzessin, „aber ihr habt doch nicht so viel Milch als wir; denn wir melken unsre Milch in große Eimer und tragen sie in große Kessel hinein und machen Käse so groß wie Tonnen.“ „Und wir,“ sagte Aschenbrödel, „wir melken unsre Milch in große Rüben und fahren sie mit dem Wagen ins Haus und gießen sie in große Braupfannen und machen Käse, so groß wie Häuser; und dann haben wir ein buntscheckiges Mutterpferd, das den Käse zusammentritt; einmal aber fehlte es in dem Käse, und als wir sieben Jahr davon gegessen hatten, trafen wir auf ein großes buntscheckiges Pferd; mit dem sollte ich mal nach der Mühle fahren, aber da brach ihm eine Rippe entzwei; nun wußte ich keinen andern Rat, sondern nahm eine Lanne, und setzte sie ihm ein statt der Rippe, und eine andre Rippe hat's nachher nicht gehabt, solange wir es hatten. Nun schoß aber die Lanne auf und wuchs aus dem Rücken heraus und ward so groß, daß ich daran zum Himmel hinaufklettern konnte. Da kam ich zu der Jungfrau Maria, die saß da und spann Borstenstricke von Mehlbrei. Wie ich nun da stand und zusah, brach unten die Lanne ab, und nun konnte ich nicht wieder herunter; aber die Jungfrau Maria ließ mich an einem Stricke hinabgleiten, und da kam ich in einem Fuchsloch an; da saßen meine Mutter und dein Vater und flickten Schuh; aber eh' ich's mir versah, schlug meine Mutter deinen Vater, daß ihm die Perücke vom Kopf flog.“ — „Das lügst du,“ sagte die Prinzessin, „denn das hat mein Vater nie getan.“

## Die drei Böcke Brausewind,

die nach der Koppel gehen und sich fett machen wollten.



Es waren einmal drei Böcke, die wollten nach der Koppel gehen und sich fett machen, und alle drei hießen sie Brausewind. Auf dem Wege aber war eine Brücke über einen Fluß; wo sie hinüber mußten, und unter der Brücke wohnte ein großer abscheulicher Troll, der hatte Augen, so groß wie zinnerne Teller, und eine Nase, so lang wie ein Hackenstiel. Zuerst kam der jüngste Bock Brausewind und wollte über die Brücke. „Tripp, trapp! tripp, trapp!“ sagte es auf der Brücke. „Wer ist es, der auf meiner Brücke trippelt?“ rief der Troll. „Oh, es ist der kleine Bock Brausewind; ich wollte nur nach der Koppel und mich fett machen,“ sagte der Bock mit ganz feiner Stimme. „Nun komm ich und hole dich,“ rief der Troll. „Ach, hol’ mich nicht, ich bin noch so klein!“ sagte der Bock, „wart’ bloß so lange, bis der andre Bock Brausewind kommt, der ist viel größer als ich.“ — „Jawohl!“ sagte der Troll.

Nach einer Weile kam der andre Bock Brausewind und wollte über die Brücke. „Tripp, trapp,“ sagte es auf der Brücke. „Wer ist es, der auf meiner Brücke trappelt?“ rief der Troll. „Oh, das ist der zweite Bock Brausewind, ich wollte nur nach der Koppel und mich fett machen,“ sagte der Bock, der hatte aber keine so feine





Stimme. „Nun komm ich und hole dich!“ rief der Troll. „Ach, nein, hol' mich nicht! wart' noch ein bißchen, dann kommt der große Bock Brausewind, der ist viel größer, als ich,“ sagte der Bock. „Jawohl!“ sagte der Troll.

Nun dauerte es nicht lange, so kam der große Bock Brausewind an. „Tripp, trapp! Tripp, trapp!“ sagte es auf der Brücke, daß es nur so krachte. „Wer ist es, der auf meiner Brücke trampelt?“ rief der Troll. „Das ist der große Bock Brausewind!“ sagte der Bock mit einer groben Stimme. „Nun komm ich, und hole dich!“ rief der Troll.

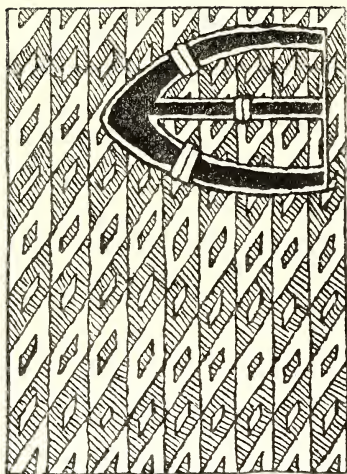
„Ja, komm nur, ich habe zwei Speere beim Schopf,  
Damit bohr ich die Augen dir aus dem Kopf,  
Ich habe zwei große Kieselsteine,  
„Damit zerquetsch ich dir Knochen und Beine!“

sagte der Bock, und damit fuhr er auf den Trollen zu, stach ihm die Augen aus und zerquetschte ihm die Knochen im Leibe; danach warf er ihn in den Fluß und ging dann mit den andern nach der Koppel. Da wurden nun die Böcke so fett, so fett, daß sie nicht wieder nach Hause gehen konnten; und ist das Fett nicht wieder von ihnen gegangen, so sind sie es noch.

Un snipp, snapp, snuut!  
So is dat Leuschen ut!

## Das Huhn,

das nach dem Dovrefjeld wollte, damit nicht die Welt vergehen sollte.



Es war einmal ein Huhn, das war abends auf eine Eiche geflogen und hatte sich da zur Ruhe gesetzt. In der Nacht träumte ihm, wenn es nicht nach dem Dovrefjeld käme, so müßte die Welt vergehen. Als es nun aufwachte, flog es sogleich herunter und machte sich auf den Weg. Wie es ein Ende gereist war, begegnete ihm ein Hahn. „Guten Tag, Hahn Pahn!“ sagte das Huhn. „Guten Tag, Huhn Puhn! Wo willst du hin so früh?“ sagte der Hahn. „Oh, ich will nur nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen soll,“ sagte das Huhn. „Wer hat dir das gesagt, Huhn Puhn?“ fragte der Hahn. „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht,“ sagte das Huhn. „Ich will mit dir gehen,“ sagte der Hahn. Nun gingen beide ein weites Ende fort, da begegnete ihnen eine Ente. „Guten Tag, Ente Pente!“ sagte der Hahn. „Guten Tag, Hahn Pahn, wo willst du hin so früh?“ sagte die Ente. „Ich will nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen soll,“ sagte der Hahn. „Wer hat dir das gesagt, Hahn Pahn?“ — „Huhn Puhn,“ sagte der Hahn. „Wer hat es dir gesagt, Huhn Puhn?“ fragte die Ente. „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht,“ sagte das Huhn. „Ich will mit euch,“

sagte die Ente. Nun machten sie sich auf und gingen weiter. Da begegnete ihnen eine Gans. „Guten Tag, Gans Pans!“ sagte die Ente. „Guten Tag, Ente Pente!“ sagte die Gans, „wo willst du hin so früh?“ — „Ich will nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen soll,“ sagte die Ente. „Wer hat dir das gesagt, Ente Pente?“ fragte die Gans. — „Hahn Pahn.“ — „Wer hat es dir gesagt, Hahn Pahn?“ — „Huhn Puhn.“ — „Woher weißt du es, Huhn Puhn?“ fragte die Gans. „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht,“ sagte das Huhn. „Ich will mit euch,“ sagte die Gans. Wie sie nun ein Ende weiter gegangen waren, begegnete ihnen der Fuchs. „Guten Tag, Fuchs Puchs,“ sagte die Gans. — „Guten Tag, Gans Pans.“ — „Wo hinaus, Fuchs Puchs?“ — „Wo willst du hin, Gans Pans?“ — „Ich will nach dem Dovrefjeld, damit nicht die Welt vergehen soll.“ — „Wer hat dir das gesagt, Gans Pans?“ fragte der Fuchs. — „Ente Pente.“ — „Wer hat es dir gesagt, Ente Pente?“ — „Hahn Pahn.“ — „Und wer hat es dir gesagt, Hahn Pahn?“ — „Huhn Puhn.“ — „Und woher weißt du es, Huhn Puhn?“ — „Ich saß in der Eiche und träumte es die Nacht,“ sagte das Huhn. „O Schnack!“ sagte der Fuchs, „die Welt vergeht nicht, wenn ihr auch nicht nach dem Dovrefjeld kommt. Geht lieber mit mir in meine Höhle, da sitzt ihr warm und gut.“ Der Vorschlag gefiel den Reisenden und sie gingen mit dem Fuchs in seine Höhle. Als sie aber dort ankamen, legte der Fuchs tüchtig nach in dem Kamin, so daß sie alle schläfrig wurden. Die Gans und die Ente setzten sich in einen Winkel, aber der Hahn und das Huhn flogen auf die Hühnersteige. Als die Gans und die Ente eingeschlafen waren, legte der Fuchs die Gans auf die Kohlen und briet sie. Wie es nun dem Huhn so sengerig roch, hüpfte es einen Stock höher und sagte so halb im Schlaf: „Pfui, wie’s hier stinkt!“ — „O Schnack!“ sagte der Fuchs, „das ist bloß der Rauch im Schornstein. Halt nur dein Maul und schlaf ein!“ Da schlief das Huhn wieder ein. Der Fuchs hatte aber kaum die Gans zu Leibe, so machte er es ebenso mit der Ente. Dem Huhn ward es wieder so sengerig riechen und es flog daher noch einen Stock höher, indem es wieder sagte: „Pfui, wie’s hier stinkt!“ Da tat es aber zugleich

die Augen auf und sah nun, daß der Fuchs die Gans und die Ente verzehrt hatte. Wie das Huhn das gewahr ward, flog es auf den höchsten Stock und guckte zum Schornstein hinaus. „Nein, seh' mal einer die schönen Gänse, die da fliegen!“ sagte es zu dem Fuchs. Reineke ging hinaus und wollte sich einen fetten Braten holen. Da weckte das Huhn den Hahn und erzählte ihm, wie es der Gans Pans und der Ente Pente ergangen wär'. Darauf flogen Hahn Pahn und Huhn Puhn hinaus durch den Schornstein, und wären sie nicht nach dem Dovrefjeld gekommen, so wär's aus gewesen mit der Welt.



## Der Mann, der das Haus beschicken sollte.



Es war einmal ein Mann, der war immer so mürrisch und vergräzt, und nie konnte die Frau ihm genug tun, oder etwas zu Dank machen im Hause. Einmal in der Erntezeit kam er spät am Abend vom Felde zurück, und nun ging es an ein Schelten und an ein Loben, daß es ganz entsetzlich war, bald war ihm dies, bald war ihm das nicht recht. „Ach, Väterchen,“ sagte die Frau, „sei doch nicht immer so böse. Morgen wollen wir mal mit

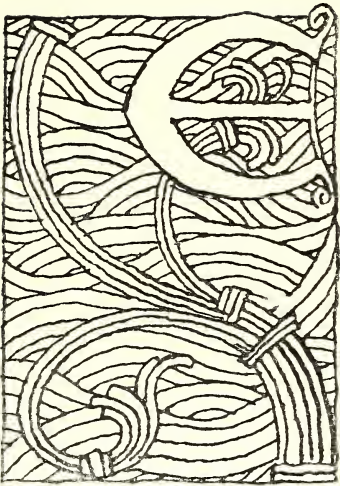
der Arbeit umtauschen, ich will dann mit den Schnittern ins Feld gehen, und du kannst das Haus beschicken.“ Ja, das war dem Mann schon recht, und er ging sogleich auf den Vorschlag ein. Früh den andern Morgen nahm die Frau die Sense auf den Nacken und ging mit den Schnittern ins Feld, um zu mähen; der Mann dagegen sollte das Haus beschicken. Nun wollte er zuerst Butter machen; als er aber eine Weile gebuttert hatte, wurde er durstig und ging hinunter in den Keller, um sich Bier zu zapfen. Während er nun aus dem Faß in die Bierkanne zapfte, hörte er, daß ein Ferkel in die Küche kam. Er fort mit dem Zapfen in der Hand und die Treppe hinauf, so schnell er nur konnte, damit das Ferkel nicht das Butterfaß umwerfen sollte. Als er aber sah, daß das Faß schon auf der Seite lag, und das Ferkel in dem Rahm schmagte,

der auf dem Boden floß, geriet er so in Wut, daß er ganz und gar das Bierfaß vergaß und dem Ferkel nachrannte. Bei der Tür holte er es ein, und da gab er ihm einen so derben Schlag, daß es auf der Stelle liegen blieb. Nun fiel es ihm wieder ein, daß er noch den Bierzapfen in der Hand hätte; als er aber hinunter kam in den Keller, war alles Bier auf den Boden gelaufen.

Er ging nun in die Milchammer, füllte aufs neue das Butterfaß mit Rahm und fing wieder an zu buttern; denn Butter wollte er durchaus zum Mittag haben. Als er aber eine Weile gebuttert hatte, fiel es ihm ein, daß die Milchkuh noch im Stall stände und weder zu fressen, noch zu saufen bekommen hätte, obgleich es schon hoch am Tage war. Weil er nun dachte, es wäre doch zu weit, sie nach der Koppel zu treiben, wollte er sie oben aufs Dach bringen, denn das Dach war mit Rasen gedeckt und es stand darauf schönes hohes Gras, und weil nun das Haus an einem steilen Hügel lag, glaubte er, es wäre ein Leichtes sie hinauf zu bringen, wenn er bloß eine Planke von dem Hügel aufs Dach hinüberlegte; das Butterfaß wollte er aber nicht stehen lassen, denn sein kleiner Junge krabbelte da an der Erde herum und könn't's nachher umstoßen, dachte er; darum nahm er es auf den Rücken und ging hinaus. Eh' er aber die Kuh auf das Dach ließ, wollte er ihr noch mal zu saufen geben, und nahm einen Eimer, um damit Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen; als er sich aber hinunterbückte, floß aller Rahm aus dem Faß ihm an dem Nacken herunter, und lief ins Wasser. Wie es nun gegen Mittag ging, dachte er, weil's ihm mit der Butter nicht geglückt wäre, wollte er sich Grüze zum Mittag kochen und hängte den Kessel mit Wasser übers Feuer. Kaum hatte er das getan, so fiel es ihm ein, daß die Kuh, die er aufs Dach gebracht hatte, herunterfallen und Hals und Bein brechen könne; darum nahm er einen Strick und ging hinauf, um sie festzubinden; das eine Ende band er ihr um den Hals, und das andre Ende warf er durch den Schornstein, ging dann hinunter und band es sich in aller Eile ums Bein, denn das Wasser kochte schon im Kessel, und er mußte die Grüze umrühren. Während er nun damit beschäftigt war, fiel die Kuh vom Dach herunter und zog den Mann an dem Strick in den

Schornstein hinauf. Da hing er nun und konnte weder vorwärts, noch rückwärts, und die Kuh hing draußen zwischen Himmel und Erde und konnte auch nicht loskommen. Die Frau hatte schon eine lange Zeit gewartet, daß der Mann kommen und sie zum Mittag abrufen solle; aber er war nicht da und kam nicht. Zuletzt dauerte es ihr doch zu lange, und sie ging mit den Leuten nach Hause. Als sie die Kuh sah, die da zwischen Himmel und Erde hing, ging sie hinzu und hieb mit der Sense den Strick entzwei. Da fiel der Mann herunter durch den Schornstein, und als sie in die Küche kam, stand er da auf dem Kopf im Grützkeffel.

## Däumerling.



Es war einmal eine Frau, die hatte nur einen einzigen Sohn, der war aber nicht größer, als ein Daumen, und darum nannten sie ihn Däumerling. Als er nun zu Jahren und zu Verstand gekommen war, sagte die Mutter zu ihm, jetzt müsse er daran denken, sich eine Frau zu nehmen. Ja, Däumerling war's zufrieden, und die Mutter setzte sich mit ihm auf den Wagen, und sie fuhren geradesweges nach des Königs Schloß, denn da war eine Prinzessin, die war außerordentlich groß und um

die sollte Däumerling freien. Als sie nun ein Ende gefahren waren, da war Däumerling plötzlich verschwunden. Die Mutter suchte ihn überall und rief ihn beim Namen. „Pip, pip!“ sagte Däumerling und hatte sich in die Mähne des Pferdes versteckt. Als er wieder zum Vorschein kam, mußte er der Mutter versprechen, daß er sich nicht öfter verstecken wolle. Wie sie aber ein Ende weiter gekommen waren, da war Däumerling wieder verschwunden. Die Mutter suchte ihn und rief ihn bei Namen und weinte und jammerte, aber Däumerling war fort. „Pip, pip!“ sagte er und lachte und kicherte; aber sie konnte ihn das Mal nicht finden. „Pip! pip! hier bin ich!“ sagte Däumerling und kroch aus dem Ohr des Pferdes hervor. Nun mußte er der Mutter heilig versprechen, daß er sich nicht öfter verstecken wolle; aber es dauerte nicht lange, so war er abermals

fort. Die Mutter suchte ihn wieder überall und weinte und rief ihn bei Namen, aber alles war umsonst; Däumerling war fort. „Pip! pip! hier bin ich,“ wisperte es plötzlich, aber die Mutter konnte gar nicht begreifen, wo es war, denn es hörte sich so undeutlich an; sie suchte fortwährend und er sagte immer: „Pip! pip! hier bin ich!“ und lachte und hägte sich weil sie ihn nicht finden konnte. Plötzlich aber fing das Pferd an zu niesen, und da nieste es Däumerling aus, denn er hatte sich in die eine der Nüstern versteckt. Nun konnte sich die Mutter nicht anders helfen, als daß sie ihn in einen Beutel steckte, denn sie wußte wohl, daß er die Narrenpoffen doch nicht nachlassen würde. So kamen sie denn auf dem Schloß an. Die Prinzessin konnte den kleinen hübschen Burschen wohl leiden und verlobte sich mit ihm und bald darauf ward die Hochzeit.

Als sie sich nun zur Tafel setzten, nahm Däumerling seinen Platz neben der Prinzessin; aber er war übel daran, denn als er zulangen wollte, konnte er nicht an den Teller reichen und hätte gewiß keinen einzigen Bissen bekommen, wenn die Prinzessin ihn nicht vom Stuhl genommen und auf den Tisch gesetzt hätte. So lange er nun da vom Teller aß, ging das Ding gut, als aber nachher die große Schüssel mit Grütze herein kam, da konnte er wieder nicht ankommen; er wußte sich aber zu helfen und setzte sich auf den breiten Rand. Nun war aber in der Mitte der Schüssel eine Grube mit Butter zum Eintunken, und so weit konnte er nicht reichen; er ging daher über die Grütze und setzte sich dicht an den Rand der Butter. Nun nahm die Prinzessin einen großen Löffel voll Grütze und wollte ihn in die Butter tunken; aber da versah sie es und stieß an Däumerling, so daß er hinunter fiel in die Butter und ertrank.

## Wohl getan und schlecht gelohnt.



Es war einmal ein Mann, der fuhr mit einem Schlitten in den Wald und wollte sich Holz holen; da begegnete ihm der Bär. „Gib mir dein Pferd, oder sonst zerreiße ich alle deine Schafe diesen Sommer,“ sagte der Bär.

„Ach, Gott steh' mir bei!“ sagte der Mann. „Ich habe kein Stück Brennholz mehr im Hause; laß mich bloß erst diesen Schlitten heimfahren, denn sonst müssen wir alle tot frieren; morgen will ich mit dem Pferd wiederkommen.“

Na, der Bär ließ ihn denn auch fahren; wenn er aber nicht wiederkäme, sagte er, dann sollt's kaputt gehen mit all seinen Schafen im Sommer.

Der Mann fuhr nun mit seinem Holz nach Hause; aber er war nicht sehr vergnügt über den Akkord, wie man sich wohl denken kann. Unterwegs begegnete ihm der Fuchs.

„Warum bist du so betrübt?“ fragte der Fuchs ihn.

„Ach, mir ist der Bär im Wald begegnet,“ sagte der Mann, „und ich hab' ihm versprechen müssen, ihm morgen um diese Zeit mein Pferd zu bringen, sonst wollte er alle meine Schafe diesen Sommer zerreißen, sagte er.“

„Nichts weiter, als das?“ sagte der Fuchs. „Willst du mir den fettesten Bock aus deinem Stall geben, so will ich dich von dem Bären befreien.“

Ja, das wollte der Mann gern und gab dem Fuchs sein Wort.

„Wenn du nun morgen mit deinem Pferd zu dem Bären kommst,“ sagte der Fuchs, „so werde ich dort oben auf dem Berg juchzen, und wenn dann der Bär dich fragt: ‚Was ist das?‘ dann sollst du sagen: ‚Das ist Peter, der Schütz, der beste Jäger im ganzen Land,‘ und nachher wirst du dir schon selbst weiter helfen.“

Als nun am andern Tag der Mann mit seinem Pferd zu dem Bären in den Wald kam, hörte man es bald oben auf dem Berg juchzen.

„Horch! Was ist das?“ sagte der Bär.

„Oh, das ist Peter, der Schütz, der beste Jäger im ganzen Land,“ sagte der Mann, „ich kenne ihn an der Stimme.“

„Hast du keinen Bären hier gesehen, Erich?“ rief es durch den Wald.

„Sag’ nein,“ sagte der Bär.

„Nein, ich habe keinen Bären gesehen,“ sagte Erich.

„Was ist denn das, was da neben dir steht?“ rief es im Walde.

„Sag’, es ist ein alter Kienstamm,“ flüsterte der Bär.

„Oh, es ist nur ein alter Kienstamm,“ sagte Erich.

„Solche Kienstämme pflegen wir bei uns auf den Schlitten zu werfen,“ rief es im Walde. „Kannst du’s nicht allein, so will ich kommen und dir helfen.“

„Sag’, du kannst dir schon selbst helfen, und wirf mich auf den Schlitten,“ sagte der Bär.

„Nein, danke! Ich kann mir schon selbst helfen,“ sagte der Mann und warf den Bären auf den Schlitten.

„Solche Kienstämme pflegen wir nachher mit dem Strick festzubinden,“ rief es im Walde. „Soll ich dir helfen?“

„Sag’, du kannst dir schon selbst helfen und binde mich fest,“ sagte der Bär.

„Nein, danke! Ich kann mir schon selbst helfen,“ sagte der Mann und band den Bären fest mit all den Stricken, die er bei sich hatte, so daß er kein Glied rühren konnte.

„Und nachher, wenn wir sie festgebunden haben, pflegen wir in solche alte Rienstämme unsre Art zu hauen,“ rief's im Walde, „dann steuern wir besser über die großen Berge.“

„Tu', als ob du deine Art in mich hautest,“ flüsterte der Bär.

Da nahm der Mann seine Art und zerspaltete damit dem Bären die Hirnschale, so daß er nicht mehr muckste. Darauf kam Reineke hervor, und sie wurden gute Freunde miteinander.

Als sie nicht mehr weit von dem Gehöft waren, sagte der Fuchs: „Ich habe keine Lust, dir weiter zu folgen, denn ich kann deine Hunde nicht gut vertragen; ich will aber hier auf dich warten, dann kannst du mir den Bock herbringen; nimm aber einen, der brav fett ist.“

Der Mann gab ihm sein Versprechen und dankte ihm für seine Hilfe; und als er sein Pferd in den Stall gezogen hatte, ging er hinüber zu dem Schafstall.

„Wo willst du hin?“ fragte seine Frau.

„Oh, ich will nur in den Schafstall und einen fetten Bock für den Fuchs holen, der mein Pferd gerettet hat,“ sagte der Mann, „denn ich hab' es ihm versprochen.“

„Der Henker sollte dem Schelm einen Bock geben!“ sagte die Frau. „Unser Pferd haben wir ja und den Bären dazu, und der Fuchs hat uns gewiß schon mehr Gänse gestohlen, als der Bock wert ist, und hat er's noch nicht getan, so kann er's wohl noch tun. Nein,“ sagte sie, „steck' lieber ein paar von deinen bösesten Hunden in den Sack und schick' ihm die auf den Pelz, dann werden wir den alten Schelm vielleicht dazu los.“

Das schien dem Mann ein guter Rat, und er steckte zwei seiner bösesten Hunde in den Sack und damit ging er fort.

„Hast du den Bock?“ fragte der Fuchs.

„Ja, komm und nimm ihn!“ sagte der Mann, machte seinen Sack auf und ließ die Hunde heraus.

„Houf!“ sagte der Fuchs und nahm einen Satz, „es ist wohl wahr, was ein altes Sprichwort sagt: Wohl getan wird schlecht gelohnt,“ und schwang die Fersen, während die Hunde hinter ihm drein waren.



## Treu und Untreu.



s waren einmal zwei Brüder, der eine hieß Treu, und der andre hieß Untreu. Treu war immer gut und aufrichtig gegen jedermann, aber Untreu war böse und voller Lügen, so daß niemand auf sein Wort bauen konnte. Die Mutter war Witwe und hatte nur kümmerlich zu leben; darum mußten die Söhne, als sie heran gewachsen waren, in die Welt auswandern um sich ihr Brot zu verdienen und jedem von ihnen gab sie einen Schnappsack mit Essen auf den Weg. Als sie nun so lange fortgewandert waren, bis es Abend wurde, setzten sie sich auf einen vom Sturm umgeworfenen Baum im Walde nieder, und jeder nahm seinen Schnappsack hervor. „Willst du, wie ich,“ sagte Untreu, „so wollen wir erst aus deinem Sack essen, so lange was drin ist, nachher essen wir aus meinem.“ Ja, Treu war's zufrieden, tat seinen Schnappsack auf, und sie fingen an zu essen; aber all das Schönste und Beste ppropfte Untreu in sich hinein, und Treu bekam nur die Schwarten und die angebrannte Rinde. Am Morgen war Treu wieder der Wirt und am Mittag auch; da ward aber sein Schnappsack ganz leer. Als sie nun so lange gegangen waren, bis es wieder Abend wurde, und der Hunger sich einstellte, wollte Treu mit aus seines Bruders Schnappsack essen; aber Untreu sagte, das Essen

wäre sein, und er hätte nicht mehr, als er selbst gebrauche. „Ich hab' dich aber doch aus meinem Schnappsack essen lassen, so lange was drin war,“ sagte Treu. „Ja, warum bist du ein solcher Narr gewesen und hast das getan?“ sagte Untreu; „nun kannst du dir den Mund lecken, wenn du nichts andres hast.“ — „Untreu heißt du, und untreu bist du, und das bist du all dein Lebtag gewesen,“ sagte Treu. Als Untreu das hörte geriet er so in Wut, daß er auf den Bruder zu rannte und ihm die Augen aus dem Kopf stach. „Nun kannst du sehen, welche Leute treu und welche untreu sind, du Blindkuh!“ sagte er, und damit ging er fort.

Der arme Treu ging nun und tappte blind und allein im dicken Wald umher und wußte nicht, was er anfangen sollte. Endlich kam er zu einem großen Lindenbaum und da kletterte er hinauf, um nur die Nacht über im Schutz vor den wilden Tieren zu sein. „Wenn morgen die Vögel singen, dann ist es Tag,“ dachte er, „und dann muß ich zusehen, daß ich weiter komme.“ Als er aber eine Weile da gefessen hatte, hörte er, daß jemand unter den Baum kam und anfang zu kochen und zu braten; und es dauerte nicht lange, so kamen noch mehr, und als sie einander grüßten, hörte er, daß es der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase waren, die wollten den St. Johannistag feiern.

Sie fingen nun an zu essen und zu trinken und taten sich gütlich; und als sie damit fertig waren, setzten sie sich hin und schwatzten miteinander. Darauf sagte der Fuchs: „Wir wollen einander Geschichten erzählen.“ Der Vorschlag gefiel, und der Bär begann zuerst, denn der war der Bornehmste. „Der König von England,“ sagte er, „hat schlechte Augen, er kann fast nicht einen Ellbogen weit vor sich sehen; aber wenn er des Morgens auf diese Linde stiege, während der Tau auf den Blättern sitzt, und sich damit die Augen bestriche, so würde er wieder ebenso gut sehen lernen, als er's zuvor gekonnt hat.“ „Ja,“ sagte der Wolf, „der König von England hat auch eine taubstumme Tochter, aber wußte er, was ich weiß, so wäre ihr bald geholfen. Als sie nämlich voriges Jahr zum Abendmahl ging, spuckte sie das Altarbrod wieder aus, und da kam eine große Kröte und verschlang es. Wenn sie jetzt nur in der

Kirche unter dem Fußboden nachgrüben, so würden sie die Kröte finden; denn die sitzt unter dem Altar, und das Brot steckt ihr noch im Halse; und wenn sie dann die Kröte aufschneiden und das Brot der Prinzessin zu essen gäben, so würde sie wieder ebenso gut hören und sprechen lernen, als andre Leute.“ — „Ja, ja,“ sagte der Fuchs, „wenn der König von England wüßte, was ich weiß, dann hätte er nicht so schlechtes Wasser in seinem Schloßhof; denn unter dem großen Stein mitten im Hof ist das klarste Brunnenwasser, das man sich nur wünschen kann, wenn er bloß so klug wäre und da nachgrübe.“ — „Ja,“ sagte der Hase, „der König von England hat den schönsten Obstgarten im ganzen Lande, aber er trägt ihm keinen Apfel, denn es liegt eine schwere goldene Kette dreimal rund um den Garten vergraben; wenn er aber die herausgrübe, so würde es der schönste Garten im ganzen Reich werden.“ — „Nun ist es schon spät in der Nacht, und wir tun am besten, wir gehn wieder nach Hause,“ sagte der Fuchs; und damit gingen alle ihres Weges.

Als sie fort waren; schlief Treu, der oben in der Linde saß, sogleich ein; aber sowie am Morgen die Vögel zu singen begannen, erwachte er wieder, und nun nahm er von dem Tau, der auf den Blättern saß, und bestrich sich damit die Augen, und als er das getan hatte, konnte er wieder ebenso gut damit sehen, als zuvor, eh' Untreu sie ihm ausgestochen. Nun ging er gerades Weges aufs Schloß zu dem König von England und bat um Arbeit, und die bekam er denn auch. Eines Tages kam der König hinaus auf den Hof, und als er da eine Weile auf und abgegangen war, wollte er etwas zu trinken haben aus seinem Brunnen, denn es war sehr heiß den Tag; als sie aber das Wasser ausschöpften, war es ganz schlammig und trübe. Darüber ward der König ärgerlich und sprach: „Ich bin der einzige in meinem Reich, der schlechtes Wasser in seinem Hof hat, und doch muß ich es weit unter Berg und Thal herleiten.“ — Treu aber sprach zu ihm: „Wenn du mir nur etliche Leute zu Hilfe geben wolltest, damit ich den großen Stein aufbrechen könnte, der mitten in deinem Hof liegt, dann solltest du schon reines und gutes Wasser bekommen, und das so viel du nur wünschen magst.“ Dazu war der König sogleich bereit, und kaum hatten die Leute den

Stein aufgebrochen und eine Weile gegraben, so sprang das Wasser in hellen Strahlen in die Höhe, und klareres Wasser fand man nicht in ganz England.

Einige Zeit danach war der König eines Tages wieder auf dem Hof; da schoß plötzlich ein großer Habicht auf seine Hühner herab, und alle klatschten in die Hände und riefen: „Da ist er! Da ist er!“ Der König griff nach seiner Büchse und wollte den Habicht schießen; aber er konnte nicht so weit sehen. Darüber war er sehr betrübt und sprach: „Wollte Gott, daß mir nur jemand einen guten Rat für meine Augen geben könnte! Ich glaube, ich werde am Ende noch ganz blind.“ — „Ich will dir wohl sagen, wie dir zu helfen ist,“ sagte Treu, und erzählte ihm von dem wundertätigen Tau auf der Linde, wodurch er selbst einmal sein Gesicht wieder erlangt hätte. Und der König begab sich noch denselben Abend nach dem Wald und schließ die Nacht über auf der Linde; und als er sich darauf am Morgen mit dem Tau, der auf den Blättern saß, die Augen bestrichen hatte, da konnte er wieder ebenso gut sehen, als zuvor. Aber von der Zeit an hielt der König von keinem mehr, als von Treu, und er mußte immer um ihn sein, wo er nur ging und stand.

Eines Tages gingen sie zusammen im Garten spazieren. „Ich weiß nicht, woher es kommt,“ sagte der König, „aber keiner in meinem ganzen Lande hat so viel auf seinen Garten verwendet, als ich, und doch kann ich keinen einzigen Baum so weit bringen, daß er auch nur einen Apfel trägt.“ Da sagte Treu zu dem König: „Willst du mir das geben, was dreimal rund um deinen Garten liegt, und auch so viel Leute, um es aufzugraben, dann sollen die Bäume in deinem Garten bald Früchte genug tragen.“ Ja, das wollte der König gern. Treu bekam Leute zum Graben, soviel er nur wollte, und als sie eine Weile gegraben hatten, trafen sie auf die goldne Kette, die dreimal rund um den ganzen Garten ging; und als sie die herausgegraben hatten, fingen auch die Bäume im Garten an, Früchte zu tragen, und trugen bald so viel, daß die Zweige bis an die Erde herunter hingen. Treu war nun ein reicher Mann, weit reicher als der König selbst; aber dieser freute sich bloß, daß nun die Bäume in seinem Garten so schöne Früchte trugen.

Eines Tages gingen Treu und der König zusammen und schwatzten von diesen und jenem; da kam gerade die Prinzessin an ihnen vorüber, und der König wurde ganz betrübt als er sie sah, und sprach: „Ist es nicht Jammer und Schade, daß eine so schöne Prinzessin, wie meine Tochter ist, des Gehörs und der Sprache beraubt sein muß?“ — „Dafür wäre wohl Rat,“ meinte Treu. Als der König das hörte, ward er so froh, daß er dem Burschen die Prinzessin und das halbe Reich versprach, wenn er ihr bloß das Gehör und die Sprache wieder verschaffen könne. Treu aber nahm ein paar Leute mit sich in die Kirche und grub die Kröte heraus, die dort unter dem Altar saß, schnitt ihr den Rachen auf, nahm das Brot heraus und gab es der Königstochter zu essen — und sowie sie das gegessen hatte, konnte sie wieder ebenso gut hören und sprechen, wie andre Leute.

Nun war es so weit, daß Treu die Prinzessin heiraten sollte, und es wurde zur Hochzeit angerichtet; das sollte aber eine Hochzeit werden, wovon man sich im ganzen Lande zu erzählen hätte. Während sie nun alle lustig waren und sangen und tanzten, kam ein armer Bettler vor die Thür und bat um ein wenig zu essen; aber er hatte so lumpige Kleider an, und sah so entseßlich elend aus, daß alle sich vor ihm kreuzten. Treu aber erkannte ihn sogleich und sah, daß es sein Bruder Untreu war. „Kennst du mich nicht?“ fragte Treu ihn. „Ach, wo sollte ich wohl einen so großen Herrn gesehen haben, wie Ihr seid?“ sagte Untreu. „Gesehen hast du mich allerdings,“ sagte Treu, „denn das war ich, dem du vor einem Jahr die Augen austachst. Untreu heißt du und untreu bist du; das sagte ich dir damals, und das sag’ ich dir auch noch jetzt; du bist aber dessenungeachtet mein Bruder, und darum sollst du nicht hungrig von dannen gehen, sondern zu essen und zu trinken haben, und danach kannst du dich zu der Linde begeben, auf der ich voriges Jahr in der Nacht saß — und erfährst du dann etwas, das zu deinem Heil dienen kann, so ist es gut für dich.“ Untreu ließ die Worte nicht verloren sein. „Hat Treu, weil er eine Nacht auf der Linde saß, ein solches Glück davon getragen, daß er binnen einem Jahr König von halb England geworden ist, so — wer weiß!“ —

dachte er und machte sich auf den Weg nach dem Walde und stieg auf die Linde. Er hatte noch nicht lange da gefessen, so kamen die Tiere unter dem Baum zusammen, aßen und tranken und feierten den St. Johannistag. Als sie nun genug gegessen und getrunken hatten, machte der Fuchs wieder den Vorschlag, daß sie einander Geschichten erzählen wollten, und da kannst du dir wohl denken, wie Untreu die Ohren spitzte. Aber der Bär war das Mal verdrießlich, brummte und sprach: „Es hat jemand ausgeschwätzt, was wir uns voriges Jahr erzählten, und darum wollen wir jetzt schweigen von dem, was wir wissen!“ und darauf sagten die Tiere einander gute Nacht und gingen ihres Weges, und Untreu war nicht klüger geworden, als zuvor, das macht, weil er Untreu hieß und weil er untreu war.

## Peter und Paul und Esben Aschenbrödel.



Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, die hießen Peter und Paul und Esben Aschenbrödel, aber weiter als die drei Söhne hatte er auch nichts in der Welt, ja, er war so arm, daß er nicht einmal einen Knopf an seinem Rock hatte, und darum sagte er oft und alle Tage zu den Burschen, sie sollten fort in die Welt und sich ihr Brot verdienen, denn zu Hause bei ihm mußten sie doch am Ende nur tot hungern. Nun sollst du mal

hören, wie zuletzt die Burschen auf den Trab kamen; das ging nämlich so zu:

Nicht weit davon, wo der Mann wohnte, lag ein Königschloß, und gerade vor den Fenstern des Königs stand eine Eiche, die war so groß und so dick, daß sie alles Licht wegnahm, so daß die Sonne nicht ins Zimmer scheinen konnte. Darum hatte der König demjenigen, der die Eiche umhauen könnte, viel Geld versprochen; aber dazu taugte keiner; denn sobald einer nur einen Span von dem Stamm abhaute, wuchs gleich wieder noch einmal soviel daran. Ferner wollte der König einen Brunnen gegraben haben, der sollte das ganze Jahr hindurch Wasser halten; denn alle Großen in seinem Reich hatten Brunnen, nur er hatte keinen, und das dünkte dem König, wäre doch Unrecht. Wer ihm nun einen solchen Brunnen

graben konnte, der das ganze Jahr hindurch Wasser hielt, dem hatte er Geld und auch noch viele andre Dinge versprochen; aber keiner konnt' es zustande bringen, denn das Schloß lag oben auf einem Berg und kaum hatte man einige Zoll tief in die Erde gegraben, so kam man auf den harten Felsboden. Da sich aber der König einmal in den Kopf gesetzt hatte, daß die Sache zustande gebracht werden sollte, so ließ er zuletzt weit und breit bekannt machen in seinem ganzen Land, daß der, welcher die große Eiche vor dem Schloß umhauen, und einen Brunnen graben könnte, der das ganze Jahr hindurch Wasser hielt, die Prinzessin und das halbe Reich haben sollte. Nun kann man sich wohl denken, daß viele kamen, um ihr Glück zu versuchen; aber was sie auch hauen und sägen und hacken und graben mochten, es half alles nichts, die Eiche wurde bei jedem Hieb nur noch dicker, und der Felsboden wurde nicht weicher. Endlich wollten die drei Brüder auch fort und ihr Glück versuchen, und damit war der Vater wohl zufrieden; denn bekamen sie auch nicht die Prinzessin und das halbe Reich, dachte er, so könnten sie doch wohl bei irgend einem braven Mann in Dienst kommen, und mehr wünschte er nicht und als darum die Brüder davon anfangen, daß sie zu dem Königsschloß wollten, sagte der Vater auch gleich Ja, und darauf machten Peter und Paul und Esben Aschenbrödel sich auf den Weg.

Als sie ein Ende gegangen waren, kamen sie an einem mit Tannen bewachsenen Berg vorbei, und oben da haute und haute es. „Das wundert mich, daß es da oben auf dem Berg so haut,“ sagte Esben Aschenbrödel. „Du bist immer gleich bei der Hand mit deinem Verwundern,“ sagten Peter und Paul, „ist das zu verwundern, daß ein Holzhauer da auf dem Berg haut?“ — „Ja, ich möchte aber doch wissen, was es ist,“ sagte Esben Aschenbrödel, und ging hinauf. „Wenn du ein solcher Narr bist, so sieh zu, dann wirst du's erfahren!“ riefen die Brüder ihm nach; aber Esben bekümmerte sich nicht darum, sondern ging grade nach dem Ort hin, wo er es hauen hörte, und da sah er nun eine Art, welche ganz allein da stand und an einer Tanne haute. „Was stehst du hier ganz allein und haust?“ fragte Esben Aschenbrödel. „Ach, nun hab' ich hier



gestanden und gehaut manchen lieben Tag, und hab' nur auf dich gewartet," sagte die Art. „Gut, nun bin ich hier," sagte Esben, schlug die Art von dem Helfst herunter und steckte sie in seinen Schnappsfack. Als er nun wieder zu seinen Brüdern kam, machten sie sich über ihn lustig und fragten: „Na, was war denn das für Schönes, was du da oben sahst?" — „Oh, es war bloß eine Art," sagte Esben.

Als sie nun ein Ende weiter gegangen waren, kamen sie wieder zu einem Berg, und oben da hörten sie es hacken und graben. „Das wundert mich," sagte Esben, „ich möchte doch wohl wissen, was es ist, daß da so hackt und gräbt." — „Du bist immer gleich bei der Hand mit deinem Verwundern," sagten Peter und Paul, „hast du denn nie die Vögel auf den Bäumen hacken und picken hören?" — „Ja, aber ich hätte doch Lust, zu sehen, was es ist," sagte Esben und bekümmerte sich nicht darum, daß die andern ihn wieder auslachten, sondern ging geradezu auf den Berg. Dort oben sah er nun eine Steinhacke, die stand da ganz allein und hackte und grub. „Guten Tag!" sagte Esben Aschenbrödel, „was stehst du hier ganz allein und hackst und gräbst?" — „Ach, nun hab' ich hier gestanden und gehackt und gegraben manchen lieben Tag und habe nur auf dich gewartet," sagte die Hacke. „Gut, nun bin ich hier," sagte Esben, schlug die Hacke vom Stiel herunter, steckte sie in seinen Schnappsfack, und damit ging er wieder fort. „Das war wohl was Schönes, was du da oben sahst," sagten Peter und Paul zu ihm, als er sie wieder eingeholt hatte. „Oh, es war nur eine Steinhacke," sagte Esben Aschenbrödel.

Nun gingen sie ein gutes Ende weiter, bis sie endlich zu einem Bach kamen, und da nun alle drei durstig waren von der Reise, legten sie sich nieder, um zu trinken. „Mich wundert nur dieser Bach," sagte Aschenbrödel, „ich möchte doch wohl wissen, wo das Wasser her kommt." — „Mich wundert nur, daß du nicht recht im Kopf bist," sagten Peter und Paul, „bist du aber noch nicht verrückt, so wirst du es wohl vor lauter Verwunderung bald werden. Hast du denn noch nie gehört, daß das Wasser aus der Erde quillt?" — „Ja, aber ich hätte doch Lust, zu sehen, wo es her kommt," sagte

Esben Aschenbrödel, und damit ging er an dem Bach entlang und bekümmerte sich nicht darum, daß seine Brüder hinter ihm herriefen und ihn auslachten. Als er nun ein weites Ende gegangen war, wurde der Bach schmaler und immer schmaler, und endlich sah er da eine große Walnuß liegen, aus der sickerte das Wasser heraus. „Guten Tag,“ sagte Esben, „was liegst du hier so allein und sickerst?“ — „Ach, nun hab’ ich hier gelegen und gesickert manchen lieben Tag und habe nur auf dich gewartet,“ sagte die Walnuß. „Gut, nun bin ich hier,“ sagte Esben, nahm ein Büschel Moos und stopfte es in das Loch, so daß das Wasser nicht heraus konnte, und dann steckte er die Walnuß in seinen Schnappsack und ging wieder zurück zu seinen Brüdern. „Nun hast du wohl gesehen, wo das Wasser her kommt; das sah wohl hübsch aus, kann ich mir denken,“ sagten Peter und Paul. „Oh, es war bloß ein Loch, wo es heraus floß,“ sagte Esben Aschenbrödel, und die Brüder lachten und machten sich über ihn lustig; aber Esben bekümmerte sich nicht darum, sondern sagte bloß: „Ich hatte nun einmal meine Lust daran, es zu sehen.“

Als sie nun noch etwas weiter gegangen waren, kamen sie zu dem Königsschloß. Aber da nun so viele Leute gehört hatten, daß sie die Prinzessin und das halbe Reich gewinnen könnten, wenn sie es zustande brächten, die große Eiche umzuhauen und einen Brunnen im Schloßhof zu graben, der immer Wasser hielt, so waren schon so viele gekommen, die ihr Glück versucht hatten, daß die Eiche noch einmal so groß und dick geworden war, als vorher; denn du erinnerst dich wohl noch, daß immer doppelt so viel wieder anwuchs, als man mit der Art abhaute. Darum hatte der König nun die Strafe ausgesetzt, daß, wenn künftig einer sein Glück versuchen wollte und die Eiche nicht umhauen könnte, ihm beide Ohren abgeschnitten werden sollten, und danach sollte er auf eine Insel hinaus gebracht werden, die mitten im Meer lag. Aber die beiden Brüder ließen sich dadurch nicht abschrecken, sie meinten, sie wollten die Eiche schon umhauen, und Peter, welcher der älteste war, sollte zuerst den Versuch machen. Aber es ging ihm nicht besser, als all den andern, die vor ihm ihr Glück versucht hatten; denn für jeden Span, den

er abhieb, wuchs gleich noch einmal so viel wieder daran. Da nahmen die Leute des Königs ihn bei den Schlafsitzen und brachten ihn hinaus auf die Insel, nachdem sie ihm vorher beide Ohren abgeschnitten hatten. Nun wollte sich Paul daran machen; aber dem ging's um nichts besser. Als er zwei bis drei Hiebe getan hatte und die Leute sahen, daß die Eiche nur noch größer wurde, nahmen sie ihn ebenfalls beim Kragen und brachten ihn hinaus auf die Insel; ihm aber schnitten sie die Ohren noch dichter beim Kopfe ab, weil er der Bruder von dem andern war. Nun wollte sich Esben Aschenbrödel daran machen. „Möchtest du gern aussehen, wie ein gemerktes Schaf, so wollen wir dir lieber die Ohren gleich abschneiden, dann sparst du die Mühe,“ sagte der König und war gewaltig böse auf ihn, von wegen seiner Brüder. „Ich hätte doch Lust, erst mein Glück zu versuchen,“ sagte Esben, und das durften sie ihm denn nicht verwehren. Er nahm nun seine Art aus dem Schnappsack, steckte sie wieder auf den Helst und sprach dann: „Hau selber!“ und sogleich fing die Art an zu hauen, daß nur die Späne so flogen, und da dauerte es nicht lange, so war die Eiche herunter. Wie das getan war, nahm Esben seine Hacke hervor, steckte sie wieder an den Stiel, und sprach dann: „Grabe und hacke selbst!“ und sogleich fing die Hacke an zu graben und zu hacken, daß Erde und Steine umher flogen und da kann man sich dann wohl denken, daß der Brunnen tief genug werden mußte. Als Esben ihn so tief und so groß hatte, wie er ihn haben wollte, nahm er seine Walnuß und legte sie unten auf den Boden, dann zog er das Moos wieder aus dem Loch und sprach: „Fang' nun an zu sichern!“ Da fing die Walnuß an zu sichern, daß nur das Wasser so strömte, und da dauerte es nicht lange, so war der Brunnen bis an den Rand voll. So hatte nun Esben Aschenbrödel die Eiche umgehauen, die vor den Fenstern des Königs schattete, und einen Brunnen im Schloßhof gegraben, der beständig Wasser hielt; und da bekam er die Prinzessin und das halbe Reich, so wie der König es versprochen hatte. Gut war es, daß Peter und Paul ihre Ohren verloren hatten, denn sonst hätten sie es immer und alle Tage hören müssen, daß Esben Aschenbrödel sich doch nicht so schlecht gewundert hatte.

## Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt.



Es waren einmal in uralter Zeit zwei Brüder, der eine war reich und der andre war arm. Als nun das Weihnachtsfest heran kam, hatte der arme keinen Bissen Fleisch noch Brot im Hause, ging darum zu seinem Bruder und bat ihn um eine Kleinigkeit in Gottes Namen. Nun war es aber nicht das erste Mal, daß der reiche Bruder dem armen etwas gegeben hatte, und er war daher eben nicht

sonderlich froh, als er ihn kommen sah. „Willst du tun, was ich dir sage,“ sprach er, „so sollst du einen ganzen Schinken haben, so wie er im Rauch hängt.“ Ja, das wollte der Arme gern und bedankte sich. „Da hast du ihn!“ sagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf, „und geh’ nun zur Hölle!“ — „Hab’ ich es versprochen, so muß ich es tun,“ sagte der andre, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte wohl den ganzen Tag, und als es dunkel wurde, erblickte er vor sich einen hellen Lichtschimmer. Hier muß es sein! dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber stand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und haute Holz. „Guten Abend!“ sagte der mit dem Rauchschorlen. „Guten Abend! Wo willst du hin?“ sagte der Mann. „Oh, ich wollte nur zur Hölle,

aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin," versetzte der Arme. „Ja, du bist ganz recht," sagte der alte Mann, „denn das hier ist die Hölle," und weiter sagte er: „Wenn du nun hinein kommst, dann werden sie dir wohl alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleisch ist ein seltenes Gericht in der Hölle; aber du sollst ihn für kein Geld verkaufen, sondern sollst dafür die alte Handmühle verlangen, die hinter der Thür steht. Wenn du dann wieder heraus kommst, will ich dir auch lehren, wie du sie stellen mußt; denn die Mühle ist zu etwas gut, mußt du wissen." Der Mann mit dem Schinken dankte für guten Bescheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hinein trat, geschah es, wie der Alte ihm gesagt hatte; alle Teufel, groß und klein, kamen um ihn herum, und der eine überbot immer den andern auf den Rauchschinken. „Es war freilich meine Absicht, ihn zum Weihnachtsheiligenabend mit meinem Weib zu verschmausen," sagte der Mann, „aber weil ihr alle so erpicht darauf seid, will ich ihn euch wohl überlassen, aber ich verkaufe ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thür steht." Damit wollte aber der Teufel nicht gern heraus, und er dung und feilschte mit dem Mann, aber der blieb bei dem, was er gesagt hatte, und da mußte ihm denn der Teufel endlich die Mühle überlassen. Als der Mann nun wieder aus der Hölle heraus gekommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er denn die Mühle stellen müsse, und als der es ihm gesagt hatte, bedankte er sich und machte sich wieder auf den Heimweg, aber wie sehr er auch ausholte, so kam er doch nicht eher, als nachts um zwölf Uhr zu Hause an.

„Aber wo in aller Welt bist du denn eigentlich gewesen?" sagte seine Frau, als er eintrat. „Ich hab' hier gegessen und gewartet von einer Stunde zur andern und habe nicht einmal zwei Holzsplitter kreuzweis übereinander unter den Grützkessel zu legen, damit ich uns ein Weihnachtseffen koche." — „Oh," sagte der Mann, „ich konnte nicht gut eher kommen, denn ich hatte ein Geschäft zu besorgen und mußte deshalb einen weiten Weg machen; aber nun sollst du mal sehen, was ich uns mitgebracht habe!" und damit stellte er die Mühle auf den Tisch hin und ließ sie mahlen, erst Lichter, dann

ein Tischtuch, und danach Essen und Bier und alles, was zu einem guten Weihnachtschmaus gehdrt; und so wie er es der Mühle befahl, so mahlte sie. Seine Frau stand da und kreuzte sich das eine Mal über das andre und wollte durchaus wissen, wo der Mann die Mühle her bekommen hätte, aber damit wollte er nicht heraus. „Es kann einerlei sein, woher ich sie habe, Frau,“ sagte er. „Du siehst, daß die Mühle gut ist, und daß das Mahlwasser nicht all' wird, und das ist genug,“ und er mahlte Essen und Trinken und alles, was gut schmeckt, für das ganze Weihnachtsfest, und am dritten Tag bat er seine Freunde zu sich, denn er wollte ihnen einen Gastchmaus geben. Als der reiche Bruder sah, was da alles zum Schmaus bereit stand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er seinem Bruder durchaus nichts gönnte. „Am Weihnachtsabend,“ sagte er zu den andern, „war er noch so bettelarm, daß er zu mir kam und mich um eine Kleinigkeit in Gottes Namen bat, und nun auf einmal läßt er's drauf gehen, als wenn er Graf oder König geworden wäre. Wo zum ewigen Satan hast du all den Reichtum her bekommen?“ fragte er den Bruder. „Hinter der Thür,“ sagte er, denn er hatte keine Lust, ihm zu beichten, aber gegen Abend, als er ein wenig in den Krüsel bekommen hatte, konnte er sich nicht länger halten, sondern kam mit der Mühle zum Vorschein. „Da siehst du die Gans, die mir all den Reichtum gebracht hat,“ sagte er und ließ die Mühle bald dies bald jenes mahlen. Als der Bruder das sah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der andre wollte sich anfangs gar nicht dazu verstehen; endlich aber, wie der Bruder so sehr darum anhielt, sollte er sie denn für dreihundert Taler haben; aber bis zum Heumonat, das bedung er sich aus, wollte er sie noch behalten; denn, dachte er, hab' ich sie noch so lange, kann ich mir Essen damit mahlen für manches liebe Jahr. In dieser Zeit nun wurde die Mühle, wie man sich wohl denken kann, nicht rostig, und als der Heumonat heran kam, erhielt der Bruder sie; aber der andre hatte sich wohl gehütet, ihm zu sagen, wie er sie stellen mußte. Es war am Abend, als der Reiche die Mühle nach Hause brachte, und am Morgen sagte er zu seiner Frau, sie sollte mit den Schnittern ins Feld gehen und das Heu hinter

ihnen kehren, er wolle derweile das Mittagessen bereiten. Als es nun so gegen Mittag war, stellte er die Mühle auf den Küchentisch hin. „Mahl' Hering und Milchsuppe, daß es Art hat!“ sprach er. Da fing die Mühle an zu mahlen Hering und Milchsuppe, erst alle Schüsseln und Grapen voll, und nachher so viel, daß die ganze Küche davon schwamm. Der Mann stellte und drehte die Mühle; aber wie er sie auch hantieren mochte, so hielt die Mühle nicht auf zu mahlen, und zuletzt stand die Milchsuppe schon so hoch, daß der Mann nahe daran war, zu ertrinken. Nun riß er die Stubentür auf, aber es dauerte nicht lange, so hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlt, und nur mit genauer Not konnte der Mann noch die Türklinke in der Flut von lauter Milchsuppe erfassen. Wie er nun die Tür aufgemacht hatte, stürzte er hinaus ins Freie, und Hering und Milchsuppe immer hinter ihn drein, so daß der ganze Hof und das Feld davon strömte.

Indessen dächte es der Frau, die das Heu auf dem Feldekehrte, es dauere ziemlich lange, eh' der Mann käme und sie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hause gehen,“ sagte sie zu den Schnittern, „denn ich kann es mir wohl denken, er kann mit der Milchsuppe nicht allein fertig werden, und ich muß ihm nur helfen.“ Sie machten sich also auf und gingen nach Hause. Wie sie aber hinter den Berg kamen, schwamm ihnen Hering und Milchsuppe und Brot entgegen, alles durcheinander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daß jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in sich zu schlingen!“ rief er, „nehmt euch aber in acht, daß ihr nicht in meinem Mittagessen ersauft!“ Und damit fuhr er ihnen vorbei, als wäre der Teufel hinter ihm her, und hinüber zu seinem Bruder; den bat er um Gottes willen, er möchte doch sogleich die Mühle wieder nehmen. „Denn mahlt sie noch eine Stunde dazu,“ sprach er, „so vergeht das ganze Dorf in lauter Hering und Milchsuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wieder nehmen, wenn der andre ihm nicht noch dreihundert Taler dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein andrer Rat war, so mußte der Reiche mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme sowohl Geld als die Mühle, und da dauerte es denn nicht lange, so hatte er sich ein Haus gebaut,

noch weit prächtiger als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er so viel Gold zusammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag so nahe am Strande, daß man den Glanz davon schon von weitem auf dem Meer sah. Alle, die da vorbei segelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldnen Hause zu besuchen und die wunderbare Mühle zu sehen, denn es ging davon ein Gerede weit und breit.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, der wollte ebenfalls die Mühle sehen, und als er sie gesehen hatte, fragte er, ob sie auch wohl Salz mahlen könne. „Ja, Salz kann sie auch mahlen,“ sagte der Mann; und nun wollte der Schiffer sie ihm durchaus abkaufen, sie möchte kosten, was sie wolle; „denn habe ich die,“ dachte er, „dann brauch’ ich nicht immer so weit übers wilde Meer zu segeln, um Salz zu holen, sondern kann mir einen guten Tag pflegen.“ Anfangs aber wollte der Mann sie durchaus nicht losschlagen; aber der Schiffer bat ihn so lange und so flehend, bis er sie ihm endlich für viele tausend Taler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wieder leid werden; er ließ sich auch nicht einmal so viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle stellen mußte, sondern ging schnell auf sein Schiff und stieß von Land. Als er ein Ende hinaus gekommen war in die große See, nahm er seine Mühle hervor. „Mahl’ Salz, daß es Art hat!“ rief er. Da fing die Mühle an und mahlte Salz, daß es knisterte und sprühte. Als der Schiffer sein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle stopfen, aber wie er’s auch anfang, und sie stellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt versank das ganze Schiff ins Meer. Da steht nun die Mühle auf dem Meergrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwasser salzig ist.



## Schmierbock.



Es war einmal eine Frau, die hatte einen kleinen Knaben, der war so dick und so fett und machte immer so gern gute Bissen, und darum nannte die Mutter ihn Schmierbock; auch hatte sie einen kleinen allerliebsten Hund, welchen sie Goldzahn nannte. Nun stand die Frau einmal beim Backtrog und backte Brot, da fing der Hund plötzlich an zu bellen.

„Lauf mal hinaus, Schmierbock,“ sagte die Frau, „und sieh zu, wonach

Goldzahn so bellt.“ Da lief der Knabe hinaus, kam wieder herein und sagte:

„Na, Gott steh uns bei! Da kommt ein großes, langes Trollweib her, mit dem Kopf unter dem Arm und einem Sack auf dem Rücken.“

„Kriech unter den Backtrog und versteck' dich!“ sagte seine Mutter. Nun kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ sagte sie.

„Schönen Dank!“ sagte die Mutter von Schmierbock.

„Ist Schmierbock nicht zu Hause?“ fragte das Weib.

„Nein, er ist mit seinem Vater im Holz und fängt Waldhühner,“ versetzte die Frau.

„Das wär' der Troll!“ sagte das Weib, „ich hab' ein kleines silbernes Messer, das wollt' ich ihm gern schenken.“

„Pip, pip, hier bin ich!“ sagte Schmierbock unter dem Bactrog und kroch hervor.

„Ich bin so alt und bin schon so steif im Rücken,“ sagte das Trollweib, „du mußt in den Sack kriechen und es dir selbst holen.“

Wie nun Schmierbock in den Sack gekrochen war, schwang das Weib ihn auf den Rücken und ging damit fort. Als sie aber ein Ende gegangen war, wurde sie müde und fragte: „Wie weit ist es noch bis zur Schlafstelle?“

„Ein Halbviertel Weges,“ antwortete Schmierbock.

Da setzte das Weib den Sack am Wege nieder, strich durchs Unterholz und legte sich schlafen. Nun benutzte Schmierbock die Gelegenheit, nahm sein Messer, schnitt damit ein Loch in den Sack und kroch heraus; dann legte er eine große Kienwurzel an die Stelle und lief wieder nach Hause zu seiner Mutter. Als nun das Trollweib in ihrer Wohnung ankam und sah, was sie im Sack hatte, da wurde sie so böse, daß es gar nicht zu sagen ist.

Tags drauf stand die Frau abermals beim Trog und backte Brot; da begann der Hund plötzlich wieder zu bellen. „Lauf mal hinaus, Schmierbock,“ sagte die Frau, „und sieh zu, wonach Goldzahn so bellt.“

„Nun seh' mal einer das abscheuliche Vieß!“ sagte Schmierbock, „da kommt sie wieder mit dem Kopf unter dem Arm und einem großen Sack auf dem Rücken.“

„Kriech unter den Bactrog und versteck' dich!“ sagte seine Mutter.

Nun kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ sagte sie, „ist Schmierbock nicht zu Hause?“

„Ei, was wollt' er zu Hause sein!“ sagte die Frau, „er ist mit seinem Vater im Holz und fängt Waldhühner.“

„Das wär' der Troll!“ sagte das Weib, „ich hab' ihm sonst eine schöne silberne Gabel mit gebracht, die wollt' ich ihm schenken.“

„Pip, pip, hier bin ich!“ sagte Schmierbock und kroch hervor.

„Ich bin so steif im Rücken,“ sagte das Trollweib, „du mußt selbst in den Sack kriechen und sie dir holen.“ Als nun Schmierbock in den Sack gekrochen war, schwang das Weib ihn auf den

Rücken und ging fort. Wie sie aber ein Ende gegangen war, wurde sie wieder müde und fragte: „Wie weit ist es noch bis zur Schlafstelle?“

„Eine halbe Meile,“ antwortete Schmierbock.

Da setzte das Weib den Sack am Wege nieder, strich durch den Wald und legte sich schlafen. Indessen aber benutzte Schmierbock die Gelegenheit, schnitt ein Loch in den Sack und kroch heraus; dann legte er einen großen Stein an die Stelle und lief wieder nach Hause zu seiner Mutter. Als nun das Trollweib in ihrer Wohnung ankam, machte sie ein großes Feuer auf dem Herd an, hängte einen großen Kessel darüber und wollte Schmierbock kochen. Als sie ihn aber in den Kessel schütten wollte, fiel der Stein heraus und schlug den Boden entzwei, so daß alles Wasser heraus lief und das Feuer auslöschte. Da wurde das Weib ganz wütend und sagte: „Wenn er sich auch noch so sehr sträubt, ich will ihn doch schon kriegen.“

Das drittemal ging es wieder ebenso. Goldzahn fing wieder an zu bellen und da sagte die Mutter zu dem Knaben: „Geh' mal hinaus, Schmierbock, und sieh zu, wonach Goldzahn so bellt.“

Schmierbock lief hinaus, kam wieder herein und sagte: „Na, Gott steh uns bei! Da kommt wieder das Trollmensch mit dem Kopf unter dem Arm und einem Sack auf dem Rücken.“

„Kriech unter den Backtrog und versteck' dich!“ sagte die Mutter.

Es dauerte nicht lange, so kam das Trollweib an. „Guten Tag!“ sagte sie, „ist Schmierbock nicht zu Hause?“

„Ei, was wollte er zu Hause sein!“ sagte die Mutter, „er ist mit seinem Vater im Holz und fängt Waldhühner.“

„Das wär' der Troll!“ sagte das Weib, „ich habe sonst einen hübschen silbernen Löffel mit gebracht, den wollt' ich ihm schenken.“

„Pip, pip! Hier bin ich!“ sagte Schmierbock und kroch unter dem Backtrog hervor.

„Ich bin so steif im Rücken,“ sagte das Trollweib, „du mußt selbst in den Sack kriechen und ihn dir holen.“ Als Schmierbock hinein gekrochen war, schwang das Weib den Sack wieder auf den Rücken und ging fort. Das Mal aber legte sie sich nicht wieder

im Wald schlafen, sondern trug Schmierbock geradesweges nach ihrem Hause. Als sie dort ankam, war es gerade Sonntag; darum sagte sie zu ihrer Tochter:

„Nimm diesen Schmierbock und schlachte ihn und koch Suppe davon; die muß aber fertig sein, wenn ich zurück komme; denn ich gehe jetzt mit deinem Vater in die Kirche, um Fremde zu bitten.“

Als nun das Trollpack gegangen war, wollte die Tochter den Schmierbock schlachten, aber sie wußte gar nicht, wie sie das anfangen sollte.

„Wart', ich will dir's zeigen, wie du's machen mußst,“ sagte Schmierbock, „lege nur deinen Kopf auf die Bank, dann sollst du mal sehen.“

Das tat denn das arme Mädchen auch; aber da nahm Schmierbock die Art und hieb ihr damit den Kopf ab, als wär's ein Rücken gewesen. Dann legte er den Kopf ins Bett und den Rumpf in den Kessel und kochte Suppe davon; und als er das getan hatte, nahm er die Kienwurzel und den Stein und kroch damit in den Schornstein hinauf.

Als darauf das Trollweib mit ihrem Mann wieder nach Hause kam, und sie den Kopf im Bette liegen sahen, meinten sie, es wäre die Tochter, die schlief; sie wollten sie nun nicht aufwecken, sondern gingen zum Kessel, um die Suppe zu kosten.

„Schmeckt gut, die Schmierbocksuppe!“ sagte das Trollweib.

„Schmeckt gut, die Tochtersuppe!“ sagte Schmierbock oben im Schornstein; aber das hörten sie nicht recht.

Darauf nahm der Troll den Löffel und wollte auch die Suppe kosten.

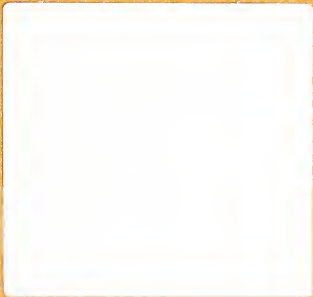
„Schmeckt gut, die Schmierbocksuppe!“ sagte er.

„Schmeckt gut, die Tochtersuppe!“ sagte Schmierbock im Schornstein.

Da wurden sie aufmerksam und konnten nicht begreifen, wer es sei, der da im Schornstein schwaze; sie stiegen daher auf den Herd und wollten zusehen. Aber da nahm Schmierbock die Kienwurzel und den Stein und warf sie damit auf den Kopf, so daß sie tot umfielen. Als Schmierbock das sah, stieg er wieder herunter, nahm all das Gold und Silber, was er da vorfand, und reiste damit nach Hause zu seiner Mutter. Und nun war Schmierbock ein reicher Mann.







GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00070 8665

Leipziger Buchbinderel - A. G.  
vorm: Gustav Fritzsche